



Die Familie Buchholz.

Die Familie Buchholz.

Aus dem Leben der Hauptstadt

von

Julius Stinde.

Achtundsiebzigste Auflage.

Berlin, 1893.
Verlag von Freund & Jeckel
(Carl Freund).

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a S.

Inhalt.



Von Außen.

In der Landsbergerstraße, welche vom Alexanderplatz nach dem Friedrichshain führt, und zum Postbezirk Nordost der Reichshauptstadt gehört, steht ein Haus, das sich von seinen Nachbarn rechts und links, gerade und schräg gegenüber dadurch unterscheidet, daß es keine Ladenschaufenster hat und an seiner Façade ein Paar Pilaster aufweist, die ein Architekt ersonnen hat, der einmal griechisch bauen wollte und aus Versehen falsche Vorlageblätter in die Hand bekam, als er den Aufriß zu Papier brachte.

Aber diese beiden Wandpfeiler, welche von der ersten Etage bis fast an das Dach reichen und den zweiten Stock durchschneiden, geben dem Hause trotzdem ein gewisses feierliches Aussehen, so daß es sich vortheilhaft von den modernen Miethskasernen abhebt, denen die kleinen Gebäude Alt-Berlins allmälig zum Opfer fielen, die dort im Nordost noch hin und wieder anzutreffen sind und nur auf das Weggerissenwerden zu warten scheinen. Sie werden sich auch wohl nicht lange mehr halten, denn die Pferdebahn, die schon so manches Alte aus früherer Zeit zu Grabe geläutet hat, klingelt bereits an ihnen vorbei.

Das Haus mit den mißverstandenen griechischen Pilastern wird sich aber noch eine Weile halten, denn als es entstand, schüttelten die Leute die Köpfe über den gewaltigen und prunkvollen Bau, der viel zu sehr gegen seine Umgebung abstach. Sollte vielleicht ein Prinz darin wohnen oder ein Graf? Die Vornehmen zögen nicht nach der Landsbergerstraße, die blieben unter den Linden oder in der Wilhelm-

straße, wo die anderen Paläste stehen und die Kinder nicht in Pantinen herumlaufen. So sagten die Leute damals, und jetzt nach kaum einem Menschenalter paßt jenes Haus nur noch eben in das moderne Berlin hinein, weil es seiner Zeit auf den Nachwuchs gebaut wurde, wie der Sonntagsrock für den Dreizehnjährigen, dem die Arme und Beine quartalsweise länger werden. Aus dem vermeintlichen Palaste ist mittlerweile ein gut bürgerliches Haus geworden, und wer jetzt vom Alexanderplatze kommt, den Bahnhof der Stadtbahn, das schloßartige Hotel, die Markthalle und die anderen himmelanstrebenden Neubauten bewundert, der wird, wenn er die Landsbergerstraße durchschreitet, nichts merkwürdig finden als das für die Nachwelt in Stuck erhalten gebliebene Gelüste des Architekten, einmal das Antlitz eines modernen Wohnhauses mit griechischen Motiven zu tättowiren.

Der eine Flügel des Hausthores, dem der übliche Rundbogen nicht fehlt, ist am Tage meistens geöffnet, so daß man auf den Flur sehen kann und auf die Glasthüre, welche zum Hofe führt. Durch die mattgemusterten Glasscheiben schimmert es im Sommer grün, denn hinter dem Hause liegt ein kleiner Garten, in dem ein Apfelbaum und einige Fliederbüsche nach Luft und Licht ringen. Wenn der Steinkohlenrauch von der benachbarten Fabrik von feuchten Winden in den Hof hinabgedrückt wird, färbt er die spärlichen Apfelblüthen schwarz und dringt in die zarten Kelchröhren des Flieders, dem deshalb stets ein Beigeruch nach dem Schornstein anhaftet. Es wird auch jedes Jahr versucht, ein wenig Rasen anzusäen, aber die langen Keime, welche im Schatten unter dem Baume aufsprießen, bringen es nicht weit, denn was die Spatzen übrig lassen, scharren die Hühner aus der Erde. Wenn aber ein linder Mairegen gefallen ist und die Jungens in den überflutheten Rinnsteinen der Straße Papierkähne schwimmen lassen oder in Ermangelung derselben ihre Mützen, dann sieht der Garten hinter dem Hause aus, als wäre der Frühling darin zu Gast. Und das ist schon sehr viel in dem großen, weiten Berlin.

Groß und weit ist die Stadt geworden, so groß, daß der einzelne Mensch darin verschwindet. Wie ganz anders ist

es dagegen in einer kleinen Stadt. Da kennt Einer den Andern, wenn auch nicht näher, so doch vom Ansehen, und wenn einmal ein Fremder durch die Straßen geht, so weiß Jeder, der ihn sieht, daß es wirklich ein Fremder ist. Es kann Jemand durch ganz Berlin wandern, Straße für Straße, ohne daß man ihn beachtet; er muß es für einen glücklichen Zufall halten, wenn ihm ein Bekannter oder Freund begegnet. Tausende hasten an ihm vorbei, sie sind ihm fremd, er ist ihnen fremd; fremd sind ihm die Mitfahrenden in dem Omnibus, in dem Pferdebahnwagen, im Waggon der Stadtbahn. Es überkommt ihn das Gefühl der Einsamkeit mitten in dem lauten Treiben des Tages und in dem Gedränge der Menschen. Die Einsamkeit ist nicht allein draußen im Walde daheim, auf dem Meere und in der Oede, sie hat ihre Stätte auch in der Millionenstadt.

Und doch ist jedes Haus dieser großen Stadt eine Heimath für die, welche darin wohnen, und die Straße, in der das Haus liegt, ist ein Bezirk, in dem es Nachbarn giebt wie in einer kleinen Stadt, in der man sich persönlich nahe steht oder doch wenigstens vom Ansehen kennt. Die Familien in den Häusern haben Verwandte und Bekannte, ganz so wie in einer kleinen Stadt, man hat seine Kreise ganz so wie dort und redet von den Angehörigen dieser Kreise ebensoviel Gutes und ebensoviel Böses, wie anderwärts. Der Unterschied besteht nur darin, daß es in der großen Stadt mehr Kreise giebt, als in der kleinen und daß sie schärfer von einander getrennt sind, weil sich die Einsamkeit der Großstadt dazwischen drängt. Sie gleichen jenem Garten, den die hohen Mauern der Nachbarhäuser einschließen, dessen grünen Schimmer der Vorübergehende nur gewahrt, wenn das Hausthor offen steht. Der Fliederbaum blüht nicht für Jedermann, wie in den Anlagen des Lustgartens, wo die weißschäumenden Strahlen der Springbrunnen sich hoch in die Luft erheben und das blühende Gebüsch netzen, das sie umhegt, wenn der Wind mit den glitzernden Tropfen spielt.

Ueber das öffentliche Leben der Großstadt wird täglich von den Zeitungen Protokoll geführt. Wir erfahren gewissenhaft, wann die ersten Knospen im Thiergarten sich entfalten, aber über die ersten Blüthen jenes Apfelbaumes

wird keine Zeile gedruckt, denn er ist ein privater Apfelbaum und hat als solcher kein Anrecht an der Druckerschwärze, es sei denn, daß er irgend etwas Außerordentliches leiste, im Herbste noch einmal wieder anfängt jung zu werden, oder vor Altersschwäche stürzt und dabei Unheil anrichtet. Und so ist es auch mit dem Privatleben in den Häusern und mit dem Thun und Treiben in den vielen Kreisen. Nur außergewöhnliche Vorkommnisse gelangen an die Oeffentlichkeit: ein Einbruch, eine Feuersbrunst, ein besonderes Unglück oder ein fröhliches Ereigniß seltener Art. Von Tausenden und aber Tausenden erfährt die Welt nichts, die wandeln ihren Weg von der Geburt bis zum Tode mitten in der großen Stadt wie in stiller Verborgenheit, und doch schlägt ihnen ein Herz in der Brust, das liebt und haßt, Freude empfindet und Leid, weil es ein Menschenherz ist.

Auch die Familie Buchholz in der Landsbergerstraße würde zu jenen Tausenden gehören, wenn nicht ein Erlebniß ärgerlicher Natur der Frau Wilhelmine Buchholz die Veranlassung gegeben hätte, ihre Entrüstung der Oeffentlichkeit zu unterbreiten und aus der Verborgenheit hervorzutreten. Mit dem ersten Briefe, den sie an die Redaktion einer Berliner Wochenschrift sandte, war sie der Presse verfallen, denn ein Brief folgte dem andern und jeder gewährte einen Einblick in das Privatleben der Familie und in den Kreis ihres Verkehres. Frau Wilhelmine öffnete nicht allein das Gartenthor, sondern sie schnitt auch, wenn es an der Zeit war, eine Handvoll von dem Flieder für solche Leute ab, die der Schornsteingeruch nicht störte. Sie meinte: „Orchideen wüchsen nicht in der Landsbergerstraße; einfache Bürgersleute hätten kein Treibhaus."

Sie hat Recht. Wem die Schilderung des kleinbürgerlichen Lebens der Reichshauptstadt nicht gefällt, dem bleibt es unbenommen, sich einen Roman zu kaufen, in denen Grafen und Comtessen gebildete Conversation führen. Wen es aber interessirt, zu erfahren, wie sich intimes Familienleben in der Einsamkeit der großen Stadt gestaltet, der wird an den Sorgen und den Freuden der Frau Wilhelmine Antheil nehmen und ihre Briefe als Skizzen aus dem Leben der Hauptstadt betrachten, die nicht blos aus Asphaltstraßen und langen Häuserreihen besteht, sondern aus vielen, vielen

Heimstätten, deren Thüren dem Fremden verschlossen bleiben. Eine von diesen Heimstätten ist das Haus Buchholz in der Landsbergerstraße, und was Frau Buchholz dazu trieb, die Thür zu öffnen, war der Aerger. Wie das kam, lassen wir sie selbst erzählen.

❦ ❦

Ein Geburtstag.

Ich bin nur eine einfache Frau, Herr Redakteur, und das Schreiben ist meine Sache durchaus nicht, aber da in Ihrem Blatte, welches ich so gerne lese, doch auch manchmal Gegenstände zur Sprache kommen, die nur von Frauen richtig erfaßt und behandelt werden können, so wage ich es, als vorsorgliche Mutter, Ihnen mein Herz auszuschütten und bitte Sie, den Stil, wo er reparaturbedürftig ist, gütigst ausbessern zu wollen. Es wäre mir nämlich peinlich, wenn meine Töchter Fehler in meinem Schreiben entdecken sollten, so etwas würde meine bisherige Autorität schädigen. Sie glauben gar nicht, wie die Kinder heut zu Tage es weit in der Schule bringen.

Nun aber zur Sache.

Vor zwei Weihnachten schenkte Onkel Fritz den Kindern ein Puppentheater, womit wir auch ganz einverstanden waren, weil sie ruhig sind, wenn sie sich damit beschäftigen. Selbst wenn der kleine Krause zu Besuch kommt und Heimreichs Dreie aus der Müllerstraße, geht es ohne Lärm her, sobald sie das Puppentheater vorhaben. Sonst spielten sie immer: „Wie gefällt dir dein Nachbar", oder „Räuber und Soldat", wobei es nie ohne Spektakel abging und einmal sogar die Scheibe von der Servante eingestoßen wurde, worin das gute Porzellan steht, das Gott sei Dank unversehrt blieb. Mein Mann schenkt den Mädchen daher auch hin und wieder einige Groschen, damit sie sich Bilderbogen kaufen und neue Figuren für das Theater zurechtpappen können, es ist das immer noch vortheilhafter, als wenn etwas entzweigebrochen wird. Die Scheibe vom Spinde kostete baar acht Mark. Neulich war nun Emmi's Geburtstag, und weil es doch ein Aufwaschen war, so bat ich die Alten auch, während

Emmi, wie wir das so gewohnt sind, ihre Kindergesellschaft hatte.

Den Kindern war das Eßzimmer überlassen, und nachdem sie ihre Chokolade bekommen hatten (notabene mit der nöthigen Portion Kuchen), bauten sie das Puppentheater auf und stellten Stühle davor, ordentlich wie im Theater. Dann kam der kleine Krause und lud uns Großen ein, die Vorstellung zu besuchen, und wir gingen denn auch Alle hin, um den Kindern den Gefallen zu thun. Wir Damen saßen gleich vorne an, die Herren mußten aber an der Wand stehen, denn das Geschlepp mit den Plüschstühlen aus der guten Stube dulde ich nicht.

Als wir nun so sitzen und der Dinge harren, die da kommen sollen, sagt Frau Heimreich zu mir, daß sie im Ganzen nicht sehr dafür wäre, daß die Kinder sich mit Komödie beschäftigten, es machte sie so phantasiereich. Ich erwiderte ihr darauf: „Im Gegentheil, es bildet Herz und Gemüth und ist eine bessere Beschäftigung, als das Skandalmachen, wobei leicht Spiegelscheiben von Schränken eingerannt werden." — Den Stich hatte sie weg, denn ihre Agnes war damals Schuld an dem Malheur gewesen, und so schwieg sie denn auch still.

Endlich ging der Vorhang auf. Onkel Fritz fing an zu applaudiren, obgleich noch kein Wort gesprochen war; er mußte wohl meinen, im Viktoriatheater zu sein, wo die Dekorationen immer den meisten Beifall bekommen. Hier war jedoch gar nichts zu beklatschen, denn die Szenerie stellte ein einfaches Zimmer dar, an dem unsereins nichts Bemerkenswerthes finden konnte. Aber Onkel Fritz will einmal als Kenner gelten.

Nun fingen die Kinder an zu sprechen. Meine Emmi schob eine der auf dem Theater befindlichen weiblichen Figuren nach vorne und sagte ganz laut und vernehmlich:

„Guten Morgen, meine Damen. Nee, ich kann nicht anders, als Ihnen mein Herz ausschütten. Denken Sie sich, die Rosalie, das leichtsinnige Geschöpf, kokettirt nun auch schon mit meinem Wachtmeister."

„Das fängt ja sehr nett an!" flüsterte Frau Heimreich mir zu. — „Wer wird denn gleich Alles auf die Goldwage legen!" sagte ich. Ein bischen sonderbar war mir aber

doch zu Muthe geworden, allein der Heimreichen gegenüber wollte ich mir keine Schwäche anmerken lassen.

Die Kinder spielten weiter und Emmi fuhr fort:

„Na es ist auch kein gutes Haar an dem Frauenzimmer. Hat sie Ihnen nicht auch Ihre Liebhaber abspenstig zu machen gesucht, das fatale Ding?"

„Ja freilich! Ja freilich!" antworteten die anderen Kinder im Chor und bewegten die Puppen an ihren Drähten, als wenn die gesprochen hätten. Sogar der kleine Krause stimmte mit ein, weshalb er vom Theater weggewiesen wurde und weinerlich hinter dem Bettschirm hervorkam, mit dem die Kinder das Puppentheater auf der Seite verstellt hatten, damit man sie nicht sehen konnte.

„Mir scheint, die Sache wird immer heiterer!" sagte Frau Heimreich ziemlich laut. Ich that, als wenn ich nicht merkte, was sie meinte, und sagte deshalb zum kleinen Krause: „Komm nur zu mir, Eduard, von hier siehst Du's am allerbesten!" — „Ich denke, das Kind thäte gut, wenn es von solcher Art Komödie gar nichts sähe," bemerkte Frau Heimreich spitz. Ich schwieg. Nun erschienen auf der Bühne zwei Puppen, die davon redeten, daß sie heimlich verheirathet seien, einen Sohn hätten, von dem die Eltern nichts wüßten, und dergleichen Anzüglichkeiten mehr. Hierauf kam ein alter Sünder, welcher der Rosalie die Cour machen wollte und zwei Flaschen Champagner mitbrachte, auf die er zwei Zehnthalerscheine geklebt hatte. Frau Heimreich machte in einem fort spöttische Bemerkungen. „Das bildet wohl Herz und Gemüth?" gab sie mir zurück. „Besser ist denn doch, die Glasscheiben nehmen Schaden, als die jungen Kinderseelen!" — Konnte ich ihr Recht geben? Ich hätte es wohl eigentlich müssen, allein sie war zu impertinent, so daß ich nur sagte: „So etwas wie auf der Bühne kommt im Leben oft genug vor!" — „Derlei Erfahrungen habe ich nicht gemacht!" höhnte sie. — Ich hätte ihr dies und das anthun können, aber Recht sollte sie doch nicht haben. „Wenn man sich blind und taub stellt, sieht und hört man natürlich nichts von der Welt!" erwiderte ich. Zum Glück fiel der Vorhang und der erste Akt war vorbei. Onkel Fritz und der kleine Krause waren die einzigen, die applaudirten, ich klatschte natürlich auch mit, blos um Frau Heim-

reich zu zeigen, daß ich mich an ihr Geschwätz durchaus nicht kehrte.

Nun kam der zweite Akt. Es wurde ein Kind ausgesetzt, die Rosalie findet es, ein Mann sagt ihr auf den Kopf, es wäre das ihre. — „Ich bin Stickmamsell, wie käme ich denn zu so was!" ruft meine Emmi, welche die Rolle der Rosalie zu sprechen hatte.

Mir war es schon zu verschiedenen Malen heiß und kalt übergelaufen und jetzt konnte ich nicht länger an mir halten. — „Nun ist's aus mit der Komödie!" rief ich, „das geht mir denn doch über allen Spaß!" und sprang auf. „In Ihrem Hause lernen die Kinder allerliebste Dinge!" rief Frau Heimreich. „Ha, ha! Herz und Gemüth! Ja die finden ihre Rechnung. Das muß man sagen!" Hierauf rief sie: „Agnes, Paula, Martha, Ihr kommt zu mir, von solchem Unfug will ich nichts wissen. Wir sind eine respektable Familie, Euer Großpapa, mein seliger Vater, hatte den rothen Adlerorden."

„Aber man blos vierter," warf ich ein, denn wenn sie nur irgend kann, bringt sie den alten Mann mit seinem Orden auf's Tapet. — Die Kinder kamen hinter dem Bettschirm mit trübseligen Gesichtern hervor. Meine weinten laut und der kleine Krause fing mit an zu heulen. Es war das reine unterbrochene Opferfest. — „Was haben wir denn gethan, daß Du so böse bist, Mama?" flennte Emmi. — „Ach was!" sagte ich, „wie könnt Ihr so dummes Zeug aufführen!" — „Blos dumm?" fragte die Heimreich. — „Wo habt Ihr das Stück her?" inquirirte ich. — „Vom Buchbinder!" antwortete Emmi und brachte mir ein Büchlein, dessen Titel lautete: „Eine leichte Person. Posse in drei Akten von Büttner und Pohl. Für Kindertheater bearbeitet von Dr. Sperzius. Neu-Ruppin, Verlag von Oehmigke und Riemschneider." — „Das mag ein schöner Doktor sein, der Spuzius oder Sperenzius," sagte Frau Heimreich. „Schämen sollte er sich." — Nun mischte Onkel Fritz sich dazwischen. „Eine sehr gute Posse," sagte er, „sie ist unzählige Male auf großen Bühnen gegeben." „Ja wohl!" rief ich, „eine Posse für einzelne Herren. Aber was Dir als ledigem Junggesellen gefällt, braucht deshalb noch immer nicht gut zu sein. Ich hoffe nicht, daß Du sie

gesehen hast, Karl?" fragte ich meinen Mann. Er erinnerte sich nicht genau.

Nun bohrte Frau Heimreich wieder nach. Ich, als Mutter, hätte nicht dulden müssen, daß solche Bücher in mein Haus kämen, worauf ich sagte, daß ich mehr zu thun hätte, als darauf zu achten; in meinem Hause könnten die Leute, die zu Besuch kämen, ihren Namen nicht anstatt der Visitenkarte in den Staub schreiben, der fingerdick auf den Möbeln läge. Ein Wort gab das andere und sie verließ uns, indem sie sagte, sie würde nie wiederkommen, ebensowenig wie sie ihren Kindern ferner gestattete, ein solches Gomorrha wieder zu betreten, wie unser Haus sei. Das war mir ganz recht, denn meine beiden sind eigentlich schon zu groß für Heimreich's drei Jüngsten und wenn die Heimreichen sich auch mit ihrer Moral brüstet, so bin ich doch der festen Meinung, daß sie nur so lange fromm ist, als sie Sonntags in der Kirche sitzt.

Die Kinder weinten schrecklich, als die Heimreichs davongingen. Ich gab ihnen Chokolade und Kuchen, obgleich sie erst vor Kurzem genug gehabt hatten, aber Kinder haben immer noch Platz und das war in diesem Fall sehr gut, denn so wurden die wenigstens ruhig. Wir hatten zwar ziemlich lange Umgang mit Heimreichs gehabt, aber des Menschen Wille ist ja sein Himmelreich. Sie wollte es einmal nicht anders. Außerdem wohnen sie ganz hinten in der Müllerstraße, und das ist von uns ein entsetzliches Ende. Krauses blieben noch und als wir wieder in der guten Stube saßen, kam die Rede natürlich auf das infame Buch, das soviel Unheil angerichtet hatte. Herr Krause meinte, es sei unverantwortlich, solches Zeug den Kindern in die Hände zu geben. Onkel Fritz entgegnete, die seien viel zu dumm, als daß sie wüßten, warum es sich eigentlich handelte. „Aus kleinen Kindern werden große!" sagte mein Mann. „Jugendeindrücke haften fürs ganze Leben!" sagte Frau Krause. „Die Kinder hätten ja nur ‚Schneewittchen' oder ‚Rübezahl' oder Derartiges aufführen können," rief ich, „daß ihnen auch gerade solche Dummheit in die Hände gerathen mußte, wie die leichte Person."

Onkel Fritz meinte, wir hätten die Komödie ruhig zu Ende spielen lassen sollen, das wäre besser gewesen, als un-

nützes Aufsehen zu machen. — Ich wusch ihm aber nicht schlecht den Kopf, denn Onkel Fritz ist mein jüngster Bruder. Sein albernes Theater sei an Allem Schuld, behauptete ich. Er wälzte sie jedoch von sich ab auf den Buchbinder und den Dr. Sperrenzius oder wie er heißt. Es gab eine allgemeine Verstimmung.

Nun frage ich Sie, Herr Redakteur, ist es zu verantworten, daß Fabrikanten und Händler unter der harmlosen Bezeichnung „für Kindertheater bearbeitet" Schriften zum Verkauf bringen, die für die Kinderwelt passen, wie die Faust aufs Auge? Wo ist ein Gesundheitsamt für die Verfälschung der geistigen Nahrungsmittel?

Das Geburtstagsfest war allerdings gründlich gestört — Schuld hatte die Heimreich auch ..... aber das habe ich als Lehre daraus genommen, die Lektüre meiner Beiden wird von heute ab von mir und meinem Manne überwacht, in das Paradies ihrer Kindheit kommt mir ein solches Giftgethier nicht wieder. Krausens sind ganz meiner Meinung und vielleicht sind es andere Familien auch, wenn sie erfahren, wie es mir ergangen ist. Sie sind nicht Mutter wie ich, aber ich hoffe, Sie werden mir in dieser Angelegenheit beistehen, Herr Redakteur.

Ihre ergebene
Wilhelmine Buchholz, geb. Fabian.

P. S. Das Buch füge ich bei. Sie sehen, daß ich die schlimmsten Stellen gar nicht angeführt habe.

Musikalischer Bräutigamsfang.

Sie waren damals so nett und druckten die fatale Geschichte ab, welche auf meiner Emmi Geburtstag passirt war, als die Kinder das alte gräßliche Komödienstück auf dem Puppentheater spielten und ich mich mit der Heimreich erzürnte. Sie ist noch nicht wieder bei uns gewesen und die Krausen von nebenan, die eine sehr verständige Frau ist, meint auch, ich würde mir etwas vergeben, wenn ich den ersten Schritt thäte.

Nun muß ich Ihnen aber erzählen, wie ich neulich überrascht wurde. Ich sitze also und denke an rein gar nichts, als es klingelt und der Postbote kommt und das dazu mit einer Geldanweisung für mich. Erst wollte ich es gar nicht glauben, aber ich mußte ja quittiren und er legte die Goldstücke auf den Tisch. Es war das Honorar für das, was ich für Sie geschrieben hatte; nein, ich hatte es wirklich nicht erwartet und dann so viel, ich war ganz außer mir und fing an zu weinen und die Kinder auch. Das Geld lag auf dem Tisch, ich dachte, es würde vor meinen sichtlichen Augen verschwinden, wenn ich es anrührte, und hätte geglaubt, der Postbote wäre ein Gespenst aus einem Zaubermärchen gewesen, wenn er die Stube nicht so voll getreten hätte.

Mein Mann sagte: „Ich kann ordentlich stolz auf Dich sein, Wilhelmine, das hast Du nun so mit dem Schrifstellern verdient.“ — „Karl,“ sagte ich zu ihm, „ich bin mitunter wohl etwas heftig gegen Dich gewesen, es soll nicht wieder vorkommen, nein, ganz gewiß nicht.“ Er umarmte mich und gab mir einen Kuß und ich mußte wieder anfangen zu weinen. Emmi und Betti klammerten sich an mich, als sie sahen, daß ich mich immer noch nicht beruhigen konnte, und wischten sich auch die Augen. „Laßt gut sein, Kinder,“ beschwichtigte ich sie, „es ist ja nur die Freude. Wenn blos die Heimreich das sehen könnte, wie würde die sich ärgern!“

„Was willst Du nun mit dem Gelde anfangen?“ fragte mein Mann. — „Das bewahre ich zum ewigen Andenken auf,“ antwortete ich, „oder wenn es nicht anders ist, so kaufe ich mir einen neuen Hut dafür, der alte ist durchaus nicht mehr modern. Die Krausen hat sich kürzlich auch erst einen neuen angeschafft.“ — Die Kinder meinten auch, es wäre das Beste, wenn ich den Hut kaufte. So gab ich denn ihrem Drängen nach und wir gingen alle drei ins Modemagazin. Weil aber noch ein kleiner netter Rest von dem Gelde übrig blieb, das der Postbote gebracht hatte, sagte ich: „Dafür wollen wir uns einen vergnügten Tag machen. Wir gehen heute Abend ins Konzerthaus bei Bilse; ich setze den neuen Hut auf und Papa holt uns nachher ab.“

Der Jubel von den Kindern war unermeßlich, und weil wir doch einmal unterwegs waren, gingen wir in eine

Konditorei und ließen uns Chokolade geben mit Schlagsahne darauf und etwas Angenehmes zum Knabbern dazu. Es war allerliebst. —

Am Abend machten wir uns rechtzeitig auf den Weg, um einen guten Platz bei Bilse zu bekommen. Als wir nun in den Saal treten, sehe ich da bereits eine Freundin von mir an einem Tisch sitzen. Wir gingen heran und begrüßten uns. „Guten Abend, Frau Bergfeldt," sagte ich, „sieht man Sie auch mal wieder? Nein, und wie ihre Auguste herangewachsen ist, seit ich sie nicht gesehen habe!" — Die Bergfeldten meinte auch, daß ihre Tochter sich sehr herausgemacht hätte. — Na, ich sah gleich, daß es nur das Kleid war, welches das Mädchen so groß machte, ganz modern mit Schleppe und Cuiraßtaille und die Haare vorne ins Gesicht herunter gekämmt wie eine Ponnymähne. Bei meinen würde ich so etwas nicht leiden, obgleich der Betti bereits ebensogut solches Kleid passen würde, wie Bergfeldtens Auguste, die freilich schon vor zwei Jahren konfirmirt wurde, aber noch sperrig und ungelenk ist, daß es eine Sünde und Schande ist, sie wie eine Erwachsene zu kleiden. Nun, wer so spitze Ellbogen hat, thut freilich am besten, lange Aermel zu tragen.

Wir nahmen Platz, aber als Emmi sich neben Auguste setzen wollte, sagte die Bergfeldten, der Stuhl wäre vergeben, ihr Emil käme noch nach. Ich sagte, „es sind ja zwei Stühle frei, an einem wird Ihr Emil wohl genug haben." — Da gab sie mir zur Antwort, ihr Emil würde noch einen Freund mitbringen, und wurde ganz verlegen. — „Aha," dachte ich, „hier spinnt sich etwas an. Aufgepaßt!"

Es dauerte denn auch nicht lange und Emil kam richtig mit seinem Freunde an, der, wie sich nachher herausstellte, ebenso wie Emil auf den Assessor studirt, wozu er jedoch noch ein paar Jährchen Zeit hat. Wie ich nicht anders erwartete, setzte sich der Freund neben die Auguste, die roth bis hinter die Ohren wurde und sich von nun an noch linkischer benahm, als zuvor. Emil kam bei meiner Betti zu sitzen und so war unser Tisch denn komplet.

Das Konzert begann, und kaum fingen die Musiker an zu spielen, als die Bergfeldt einen Strickstrumpf aus der Tasche

holte und darauf losstrickte, als wollte sie das Entree wieder verdienen. So lange die Musik langsam und feierlich war, strickte sie ganz ruhig, aber als nachher ein Walzer gespielt wurde, fuhr ihr der Takt in die Finger und sie ließ so viele Maschen fallen, daß ihre Auguste Alles wieder auftrennen mußte, was sie fertig gebracht hatte. Nun konnte ich mir auch erklären, warum der Strumpf so grau aussah.

Ich bin ja sehr für den häuslichen Fleiß und hasse das Müßiggehen, aber wenn man seinen Geist im Konzert bilden will, kann man doch die Aufmerksamkeit nicht zwischen einer Symphonie und dem Strumpf theilen. Auch glaube ich nicht, daß Beethoven seine himmlischen Eingebungen komponirte, damit dazu gestrickt werden sollte. Und wie großartig ist solche Symphonie, wenn sie Alle vier Kellertreppen tief in Gedanken dasitzen, und man meinen muß, sie könnten höchstens durch einen Eimer kaltes Wasser wieder zu sich gebracht werden. Das ist die Macht der Musik!

In den Zwischenpausen unterhielten wir uns recht gut. Emil ließ sich mit meiner Betti in ein umfassendes Gespräch über die deutsche Literatur ein und da Betti erst kürzlich etwas von der Marlitt gelesen hatte, so wußte sie recht gut Bescheid; sie fand auch, daß die Marlitt ihre Charaktere außerordentlich schildert und hielt es für durchaus richtig, daß der Baron erschossen wurde und der brave charaktervolle Ingenieur die Gräfin kriegte. Wenn die Kinder etwas lernen, können sie nachher auch ein Wort mitsprechen.

Bergfeldtens Auguste und der Student redeten fast keine Silbe miteinander, aber von Zeit zu Zeit warfen sie sich schief von der Seite verliebte Blicke zu, die gerade genug sagten. Die Bergfeldten that aber, als wenn sie gar nichts bemerkte, im Gegentheil nannte sie den Studenten immer „lieber Herr Weigelt“ und fragte, wie es ihm ginge, was seine Eltern machten und warum er die Pulswärmer nicht trüge, die Auguste ihm gehäkelt habe? — „Sie wollen den jungen Mann wohl warm halten, weil Sie ihm Pulswärmer schenken?“ flüsterte ich ihr leise zu, ohne etwas Uebles bei dem Scherz zu denken. Sie aber warf einen höhnischen Blick auf meinen neuen Hut und sagte: „Wir sind für das Nützliche und nicht für Flitterstaat und Tand!“ — Ich war sprachlos. Meinen neuen Hut Tand zu nennen! Ja, wenn ich ihn geborgt, oder

meinem Karl das Geld dafür abgezwackt hätte, das wäre etwas Anderes gewesen. Als ich mich gefaßt hatte, erwiderte ich: „Natürlich, wenn der Mann Alles allein verdienen muß, ist es unrecht von der Frau, die Mode mitzumachen.“ Das hatte sie weg.

Während der zweiten Abtheilung aßen wir den Kuchen, den ich mitgebracht hatte; die beiden jungen Herren steckten sich eine Cigarre an, und je schöner die Musik wurde, um so näher rückten sich der Student und Bergfeldtens Auguste. Ich sagte gar nichts weiter und bemerkte nur, als die Kapelle in einem sehr zu Gemüthe sprechenden Potpourri die Melodie: „Ach, wenn du wärst mein eigen“ spielte, daß die Zwei Hand in Hand da saßen und sich anschmachteten.

Endlich war das Konzert aus; mein Karl und Herr Bergfeldt erwarteten uns auf dem Flur und wir gingen in eine Restauration, wo wir ein Separatzimmer nahmen, um gemüthlich beisammen zu sein. Mein Karl hatte Herrn Bergfeldt erzählt, woher ich meinen neuen Hut hätte, und er gratulirte mir und sagte, nun gehörte ich auch zu den deutschen Schriftstellerinnen, worauf seine Frau sagte — es war ja nur der Neid über den Hut, der sie reden hieß — Damen, welche am Schreibtische säßen, kümmerten sich nicht viel um den Hausstand und die Familie. — „So?“ erwiderte ich. „Jedenfalls kümmere ich mich mehr um meine Töchter, als Sie sich um die Ihrige, ich würde nie leiden, daß meine Aelteste eine Liebschaft mit einem Studenten anfinge, wie Ihre Auguste.“ — Na, das Wort fuhr denn dazwischen, wie eine Bombe. — „Was ist das?“ rief Herr Bergfeldt, „Herr Weigelt, ich will nicht hoffen — — —.“ „O Gott, Papa!“ rief Auguste. — „Franz meint es aufrichtig,“ sagte die Bergfeldt. — „Welcher Franz?“ fragte Herr Bergfeldt heftig. — „Nun, Herr Weigelt,“ erwiderte sie, „er liebt Auguste treu und innig . . . . .“

„Ich bitte Sie um ein Wort,“ wandte sich Herr Bergfeldt an den jungen Studenten, der aufstand und dessen Aussehen wurde wie konfiszirte Milch. Du mein Gott, wie er zitterte. Wie so eine neumodische elektrische Klingel. Er konnte Einen wirklich dauern.

„Was sind Sie?“ fragte Herr Bergfeldt.

„Student der Rechte." — „Wo haben Sie meine Tochter kennen gelernt." — „Bei Bilse." — „Und sie lieben sich so sehr!" rief die Mutter. — „Ach ja, Papa!" weinte Auguste. — „Aber sie sind noch zu jung zum Heirathen und auf weite Aussichten hin giebt ein Vater seine Tochter nicht." — „O Papa, Du brichst mir das Herz," schluchzte Auguste, „Franz ist so gut." — „Willst Du unser Kind unglücklich machen?" fragte die Mutter. — Der Student stand vor Herrn Bergfeldt, wie ein armer Sünder im Verhör und konnte kein Wort hervorbringen. — „Werden Sie für das Glück meines Kindes sorgen?" wandte sich Herr Bergfeldt an ihn. „Wollen Sie mir versprechen, fleißig zu sein, Ihre Examina zu machen, solide zu leben und mein Kind — meine Aelteste — meine Erstgeborene — —." Hier konnte er nicht weiter. Auguste war ganz aufgelöst in Thränen. Und als die Mutter nun rasch die Hände der beiden jungen Leute ineinanderlegte und sagte: „Ich segne Euch, meine Kinder," da fingen meine Beiden ebenfalls an. Es war auch zu rührend, denn ich selbst hatte Thränen in den Augen, aber im Stillen mußte ich mir doch sagen, daß die Partie mindestens übereilt war. Er hat sein Brod nicht ..... und sie mit den spitzen Ellbogen! Er wird sich wundern, wenn er sie zu sehen bekommt.

Obgleich die Bergfeldten nicht artig gegen mich gewesen war, so gratulirte ich ihr doch und sagte, ich hoffte, daß sie nie bereuen möge, ihr Kind so früh mit einem so sehr jungen Manne verlobt zu haben. Daß er jung war, sah man ja auf den ersten Blick an den Finnen im Gesicht und den paar Bartstoppeln; ich hätte ihn nicht zum Schwiegersohne haben mögen, denn etwas geb' ich stets auf das Aeußere. Wozu hätte ich mir sonst den neuen Hut angeschafft?

So feierten wir denn die Verlobung in aller Stille und versprachen auch, keinen Ton darüber zu reden, bis der Bräutigam sein Assessorexamen gemacht haben würde. Als wenn eine Verlobung verschwiegen bleiben könnte? Am nächsten Tage weiß es die Waschfrau und in einer Woche wissen es alle Bekannte, das kenne ich aus Erfahrung, weil es mir selbst so ging, als ich mit meinem Karl verlobt war und Vater die Sache noch geheim halten wollte.

Mutter konnte nicht reinen Mund halten. Herr Bergfeldt war schweigsamer als gewöhnlich und drehte in einem fort Brodkügelchen zwischen den Fingern, während sie, die Bergfeldten, sich ein möglichst wonnestrahlendes Aussehen zu geben versuchte. Nun, ich will ja auch nicht leugnen, daß eine frisch verlobte Tochter das Mutterherz mit Stolz und Genugthuung erfüllen darf, aber doch nur dann, wenn man mit dem Bräutigam einigen Staat machen kann und er statt an den Haaren, mit den sanften Banden der Liebe herbeigezogen worden ist.

Herrn Bergfeldt's Einsilbigkeit war Schuld daran, daß wir die Sitzung nicht zu lange ausdehnten. Er berappte Alles, auch was wir gehabt hatten, er war also gewissermaßen nobel, und das machte einen guten Eindruck. Auf dem Heimwege fragte ich meinen Karl, ob er nicht auch bemerkt hätte, daß der Bräutigam, so wie man bei uns in der Landsbergerstraße zu sagen pflegt, ein dämliches Gesicht gemacht hätte, als wenn ihm die ganze Verlobung ein bischen überraſcht gekommen wäre? Karl meinte, der junge Mann wäre eine Padde (er drückt sich mitunter etwas familiär aus, mein guter Karl), sonst hätte er sich nicht so überrumpeln lassen, denn genau besehen, wäre die Mutter doch nur die Anstifterin von der Verlobung gewesen, die ginge nicht wegen der Musik zu Bilse, sondern nur, um ihre Tochter sehen zu lassen. Er fügte noch hinzu, daß es ihm unangenehm sein würde, wenn ich ohne *ihn* mit den Kindern ausginge.

Hierauf erwiderte ich, daß er sich auf *mich* verlassen könne, und *ich* schon dafür sorgen würde, daß unsere Kinder *solche* Partien nicht machten, und ich schon verstände, junge Leute ohne Aussichten zu verscheuchen. So gab denn ein Wort das andere, und wurde auch nicht eher Friede, als bis Karl schwieg. Das thut er immer, wenn wir nicht egaler Meinung sind, und ich ärgere mich um so mehr, weil ich dann *nie* weiß, was er im Stillen denkt. Es ist eben schwer, mit den Männern umzugehen.

Als wir zu Hause waren, fragte Betti, wann wir wieder nach dem Konzerthaus gehen wollten, worauf Papa sagte, das hätte noch lange Zeit. Betti machte einen schiefen Mund und stotterte, sie hätte Bergfeldtens Emil aber versprochen, am nächsten Donnerstag wieder bei Bilse zu sein.

Der Schreck, den ich bekam, ich danke! Nun aber ging ich ins Geschirr und sowohl mein Mann, als die Kinder kriegten ihr Theil. Mein Karl, weil er nicht gleich mitgekommen war, Betti, weil sie mit dem Emil sich verabredet hatte, und Emmi, weil sie doch hätte sehen müssen, daß Emil und Betti miteinander redeten. Es war ungemüthlich, und der Tag, der so schön anfing, endete mit Kummer und Verdruß.

Als ich mit meinem Karl allein war, sagte ich: „Wir wollen auf die Mädchen Acht geben, solche Verlobungen, wie die heute bei Bergfeldtens, können doch uns nicht passen!" — Karl meinte, wenn die Mütter nur vernünftig wären, könnten keine Dummheiten passiren, selbst wenn die jungen Leute noch so liebenswürdig und die Musik noch so sentimental sei. Ich möchte nur wissen, was die Männer von solchen Sachen verstehen?

In zwei Jahren kann Bergfeldtens Emil vielleicht bereits Assessor sein und Betti ist denn doch zehnmal hübscher, als die spitzknochige Auguste, die nun schon Braut ist. Und was die Musik anbelangt, so spielen sie bei Bilse wirklich ausgezeichnet, nur der Paukenschläger haut auf sein Instrument, als sollte es entzwei werden und es wollte nicht. Warum soll man nicht öfter ins Konzerthaus gehen? Auch läßt sich nicht leugnen, daß Emil ein schmucker Mensch ist und namentlich einen blendenden Vicefeldwebel abgeben würde. Vielleicht auch Lieutenant.

* * *

Es trat eine lange Pause ein. Mittlerweile war der Sommer des Jahres 1879 herbeigekommen, an den der Berliner mit Freude zurückdenken wird, denn die Berliner Industrie hatte ein Festtagsgewand angezogen und hielt täglich großen Empfang auf der Gewerbeausstellung ab, für die in der Nähe des Lehrter Bahnhofes ein großes Gebäude errichtet worden war, das ein hübscher Park mit Anlagen, Wasserkünsten und freundlichen Pavillons aller Art umgab.

Vor der Ausstellung war dieser Platz eine kleine Privatsandwüste, ein unangenehmes Terrain, auf dem sich selbst das Gras zu wachsen weigerte. Und nun hatte man einen Garten daraus gemacht, aber ohne Zauberei, nur durch Arbeit und das erforderliche Kleingeld. Schade, daß wir nicht auch

in fremden Welttheilen den nöthigen Grund und Boden haben, um deutscher Kultur und Industrie Heimstätten zu bereiten..... es sollten schon prächtige Plätze werden.

In dem Ausstellungspark standen damals bereits die Bogen der Stadtbahn, über welche die Züge noch nicht hinwegsausten in die weite Welt hinein, aber die großen Gewölbe wurden als Ausstellungsräume benutzt und eins derselben war sogar in eine altdeutsche Weinstube verwandelt worden, denn das Antike fing gerade an Mode zu werden. Mit einigen Fenstern von grünem Glase und einem Topf voll brauner Farbe kann man jedes Lokal ins Altdeutsche übersetzen.

Damals war es namentlich das Berliner Kunstgewerbe, welches Triumphe feierte, und das rapide Aufblühen dieser Industrie ist theilweise der Ausstellung zuzuschreiben; das belebende Sonnenlicht der Anerkennung brachte auch die nur erst halbgeöffneten Knospen zu voller Entfaltung.

Industrie und Gewerbe gaben ein Fest, das ganz Berlin mitfeierte, und gar bald konnte der Millionste Besucher der Ausstellung begrüßt und vor den Apparat des Photographen gesetzt werden, damit sein Bild der dankbaren Nachwelt erhalten bleibe. Die Berühmtheit ist eben ein sonderbares Ding. Einige machen ihr ganzes Leben lang vergebens Jagd darauf, Andern wird sie zu Theil, ohne daß sie eine Ahnung davon haben. Unvermuthetes Glück soll, wie man sagt, das reinste sein.

Unter den neunhundertneunundneunzig Tausend Besuchern der Ausstellung, die vor dem Millionsten den Drehzähler passirten, befand sich auch die Familie Buchholz, wie wir aus einem Schreiben der Frau Wilhelmine erfahren, das gleichzeitig über den Grund ihres langen Schweigens Aufschluß giebt. Sie ist vielleicht die Einzige, deren Erinnerung an die Ausstellung keine ungetrübte genannt werden kann. Es giebt Leute, die dem Verdruß auf halbem Wege entgegengehen, anstatt ihm auszuweichen; dafür, daß unsere Freundin ihn auch auf der Ausstellung finden sollte, ist bei genauer Prüfung der Verhältnisse das Ausstellungskomité jedoch nicht verantwortlich zu machen.

❦❦

Auf der Ausstellung.

Sie haben gewiß schon oft gedacht, wie mag es wohl zugehen, daß die Buchholzen nichts von sich hören läßt, sie greift doch sonst hin und wieder zur Feder. Aber können Sie schreiben, wenn Sie ein solches Gallenfieber bekommen, daß Sie einen Doktor gebrauchen müssen und sich dann später beim Gardinenaufstecken eine Nadel in den Finger rennen, als hätte man kein Gefühl und keine Nerven? — Nein, dann schreiben Sie auch nicht.

Nun fragen Sie sicher, wie ein Wesen von meiner Sanftmuth und Geduld mit einem Gallenfieber behaftet werden kann? Ich möchte jedoch Jemand sehen, der ruhig bliebe, wenn ihm passirt, was mir geschehen ist.

Und was hatte ich gethan? Nichts, reinweg gar nichts. Ich hatte nur geäußert, daß die Bergfeldten dem jungen Studenten ihre Auguste aufgehängt hätte, und diese harmlose Aeußerung war ihr hinterbracht worden. Ich dachte mir weiter gar nichts Böses dabei, denn es war die unverfälschte Wahrheit. Dies hat die Bergfeldten jedoch schrecklich übelgenommen, und so schrieb sie mir denn einen empörenden Brief, in welchem sie sagte, daß, wenn sie wollte, sie von meinem Karl Geschichten erzählen könnte, worüber die Leute sich s e h r amüsiren würden. Ich zeigte meinem Manne den Brief und sagte: „Karl, lies, was diese Person geschrieben hat, und dann geh' gleich zum Staatsanwalt und verklage sie."

Mein Karl las den Brief und antwortete zögernd, daß er keinen Grund zum Einschreiten darin finden könnte. — Mir war, als rührte mich der Schlag. Ich sank wie vernichtet auf das gute Sopha und rief: „Also Du fühlst Dich schuldig, Deine Vergangenheit ist eine verschleierte, dies elende Weib hat Recht. O, Karl!" — Er suchte sich zu vertheidigen, indem er behauptete, die Bergfeldten habe nur aus Rache eine sinnlose Bemerkung hinausgeschleudert, allein dies beruhigte mich nur halb; denn wenn sie doch etwas wüßte? Und wäre Karl ganz rein in seinem Gewissen, so hätte er ihr das Gericht auf den Hals geschickt. Ich merkte ihm deutlich an, daß er verlegen war. In demselben Augenblick kamen die Kinder herein und brachten den großen Schmor-

topf und die Waschleine, die ich der Bergfeldten geliehen hatte und die sie nun mit spöttischen Bemerkungen retour schickte. Außerdem ließ sie sagen, der Henkel an dem Topf wäre schon entzwei gewesen, als sie ihn von mir bekommen hätte. Das war aber eine grobe Unwahrheit und diese Malice warf mich nun ganz darnieder.

So kam ich zu meinem Gallenfieber. Kann die Bergfeldten es vor ihrem Schöpfer verantworten, daß sie so an mir handelte, so ist es gut, ich hoffe jedoch nicht, daß ich einmal unter vier Augen mit ihr zusammentreffe. Dann sage ich ihr, wie ich es meine, denn in meinem Hausstande ist Alles ganz und propper!

Als ich mich allmälig wieder erholte und mein Teint nicht mehr so abscheulich gelb war, wie ich ihn mir herangeärgert hatte, sagte Karl: „Wilhelmine, wie wäre es, wenn Du Dich etwas zerstreutest? Ich denke, wir gehen alle zusammen auf die Ausstellung, Du und ich und die Kinder; es soll mir auf ein paar Groschen nicht ankommen, Deine Genesung zu feiern." — Im ersten Augenblick empfand ich große Freude über diesen Vorschlag, dann aber mußte ich denken, ob Karl's liebevolles Benehmen gegen mich nicht etwa aus einem geheimen Schuldbewußtsein hervorgegangen sein könnte, das durch den Brief der Bergfeldten neu aufgefrischt worden war? Ich sagte jedoch keine Sterbenssilbe von dem, was ich fühlte, sondern ging bereitwillig auf seine Wünsche ein. Die Kinder hatten gerade ihre neuen Sommerkostüme bekommen und da Karl mir so wie so einen modernen japanesischen Shawl versprochen hatte, war der Ausführung seines Planes ja nichts im Wege. Hätte ich aber gewußt, was mir bevorstand, so wäre ich sicher zu Hause geblieben.

Ich will Sie nicht mit der Beschreibung der Ausstellung aufhalten, denn dazu gehört am Ende doch wohl eine Fachfeder, nur das muß ich bemerken, daß der Eindruck des Ganzen sowohl auf mich als auf die Kinder ein überwältigender war. Karl, der schon öfter draußen gewesen, kam mir bereits etwas abgehärtet gegen die Schönheiten im Allgemeinen und im Einzelnen vor.

Weil es an diesem Tage sehr heiß war, schlug Karl erst eine kleine Herzstärkung, im Moabiter Bierausschank vor

und wir sagten denn auch nicht Nein. Karl ging gleich nach dem dicken Baiern hin, der aus dem großen Riesenfaß zapfte, um das Bier selbst zu holen. Ich dachte, er ist doch galant und nett, mein Karl, ein wirklich ausgezeichneter Gatte, als mein Blick auf die Münchener Kellnerin in ihrem bunten Maskeradenanzug fiel, die ihm Kleingeld herausgab und ihn dabei sehr freundlich anlächelte. Dies Lächeln gab mir einen Stich durch das Herz, aber ich blieb ruhig. Im Stillen nahm ich mir jedoch vor, Karl nie wieder allein auf die Ausstellung gehen zu lassen. Dies gelobte ich fest und heilig.

Daß das Bier mir unter solchen Umständen wie Wermuth schmeckte, ist natürlich kein Wunder. Ich konnte es nicht austrinken, und gab es daher den Kindern, damit es nicht umkommen sollte.

Karl fragte: „Schmeckt Dir das Bier nicht, Wilhelmine? Wollen wir lieber einen leichteren Stoff versuchen?" — „Es ist mir hier zu viel Sonne," entgegnete ich mit einem Blick auf die Münchnerin, aber Karl verstand mich nicht, oder wollte mich nicht verstehen. „Gut," sagte er, „dann gehen wir zum Böhmischen Brauhaus." — Ich war froh, fortzukommen, und wir siedelten ins nasse Dreieck nach dem Böhmischen Ausschank über. Hier trafen wir zu unserer großen Freude nicht nur Onkel Fritz, sondern auch den Doktor Wrenzchen, der mich behandelte, als der Brief von der Bergfeldten mich auf das Siechbett geworfen hatte. Das Wiedersehen war ein sehr vergnügtes, denn ein Doktor ist für einen Patienten immer so eine Art von übernatürlichem Wesen und ein wahrer Engel des Trostes, namentlich wenn er milde und gut mit Einem umgeht und den leidenden Mitmenschen ab und zu durch einen niedlichen kleinen Scherz aufzuheitern versteht. Nun, wir kamen denn auch bald in ein sehr angenehmes Gespräch. Nur mein Karl und Onkel Fritz fingen einen Streit darüber an, welches das beste Bier sei, weil mein Mann darauf hinwies, daß mir das Böhmische besser zu munden schien, als das Moabiter. Aber kannte er die innerlichen Gründe?

Der Eine hatte diese Meinung und der Andere jene, und da sie sich nicht einigen konnten, war Onkel Fritz so gottlos, eine Bierwette zu proponiren, auf die mein Karl

trotz meines stark betonten Hustens einging und wobei der Doktor durchschlug. Als ich jedoch bemerkte, es sei nachgerade Zeit, etwas von der Ausstellung zu sehen, erklärte Karl, daß er mit Fritz Bier probiren müsse, um die Wette zum Austrag zu bringen, und ich daher besser mit den Kindern allein ginge. Um fünf Uhr wollten er und Onkel Fritz uns in der altdeutschen Weinstube treffen. Der Doktor bot uns seine Begleitung an, da er wegen seiner Völligkeit gerade eine Marienbader Hauskur durchmachte und deshalb, wie er sich scherzhaft ausdrückte, auf die Bierreise Verzicht leisten müßte. Mein Mann machte ein so unschuldiges Gesicht, als wäre er erst gestern konfirmirt worden.

Ich durchschaute meinen Karl jedoch, aber ich faßte mich, denn ich wollte nicht, daß der Doktor sehen sollte, wie unser eheliches Glück Risse bekam und sich dem Einsturz näherte, da Betti sich für ihn interessirt und Bergfeldt's Emil ein für allemal keine Partie für sie ist. Der Brief und der zerbrochene Schmortopf trennen uns für ewig von dieser Familie. Ueberdies ist ein Doktor in der Verwandtschaft stets sehr zweckmäßig, da er doch seinen Angehörigen nicht gleich jede Kleinigkeit auf die Rechnung setzen kann. Ich bat meinen Mann nur noch: „Karl, bleibe bei einer Sorte, Du weißt, Vieles durcheinander bekommt Dir nicht!"

Der Doktor führte uns nun durch die Ausstellung. Es war wirklich prachtvoll, wie er Alles zu erklären wußte und uns belehrte. Betti kam aus dem Erstaunen gar nicht heraus, so daß ich ihr mehr als einmal zuflüstern mußte: „Sperr' doch den Mund nicht so auf, es sieht zu einfältig aus." — Bei den Zimmereinrichtungen bemerkte ich, daß der Mittelstand sich so etwas Kostbares wohl nicht leisten könne, worauf er sagte: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar." — „Hörst Du, Betti," rief ich, „wie treffliche Anschauungen der Doktor vom Leben hat?" Aber, anstatt daß sie nun eine geistreiche Gegenbemerkung gemacht hätte, da sie doch auf die Gartenlaube abonnirt ist, klappte sie plötzlich mit einem hörbaren Ruck den Mund zu, den sie wieder aufstehen gehabt hatte, weil sie erschrak und glaubte, ich wollte ihr abermals eine mütterliche Ermahnung zu Theil werden lassen. „Betti ist ganz hingerissen von diesen Ergebnissen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete

der Industrie und des Gewerbes," sagte ich gewandt, „sie überhörte deshalb Ihren wohlmeinenden Ausspruch, lieber Doktor!"

„O bitte, das macht nichts," sagte dieser liebenswürdig wie immer, „das ist ja nur äußerlich." — Ich tippte ihm leicht mit dem Fächer, der gleichzeitig als Sonnenschirm zu gebrauchen ist, auf den Arm und erwiderte: „Ganz recht, die Hauptsache beruht in der gleichen Stimmung der Seelen." — Hierauf sah er mich ein bischen schief von der Seite an und plinkerte mit dem einen Auge, und schon wollte ich ihm sagen, was Betti mitbekommt und daß wir noch eine Erbtante in Bützow wohnen haben, als Emmi mit einem Male laut dazwischen rief: „O seh' mal, Mama, wie blank die Badewanne ist und dabei lauft das Wasser ordentlich!"

Obgleich mein eigen Fleisch und Blut, hätte ich dem Kinde doch in diesem Moment etwas anthun können, da sie mit ihrem dummen Ausruf plötzlich ein Gespräch unterbrach, von dem das Glück ihrer Schwester abhing. Wie schön wäre es gewesen, wenn der Doktor und Betti als heimlich Verlobte die Ausstellung verlassen hätten und wie würde die Bergfeldten sich geärgert haben. Denn wenn man in die eine Wagschale einen Doktor mit Praxis und in die andere einen hungrigen Studenten legt, so wird der Letztere doch entschieden zu leicht befunden. Jetzt war das Gespräch aber einmal abgerissen und nicht gut wieder anzuknüpfen, denn Angesichts einer Badewanne lassen sich Herzensangelegenheiten nicht erörtern, wenigstens widerstrebt das meinem Zartgefühl. Die schöne Konjunktur war richtig verpaßt; ich kann doch nicht wieder krank werden, um den Doktor bei uns zu sehen, und von alleine kommt er nicht. Nun, ich rechnete noch auf den Zuhauseweg.

Der Doktor sah auf die Uhr und sagte, es sei gerade Zeit, die Weinstube aufzusuchen, wo wir mit meinem Mann und Onkel Fritz zusammentreffen wollten, und so gingen wir denn. Der Badewanne warf ich aber noch einen Abschiedsblick zu, von dem sie eine Beule hätte bekommen müssen, wenn sie einigermaßen unsolide gearbeitet gewesen wäre. Diese Wanne ist gewissermaßen das Grab von dem Glück meiner Aeltesten.

Wir mußten nun die Abtheilung der Spirituosen passiren, wo die Aussteller uns auf das Dringendste zum Gratisprobiren einluden, und wirklich verleitete uns der Doktor,

einen kleinen Damenliqueur zu nehmen. Grad' als ich mich lobend über diese Annehmlichkeiten aussprechen wollte, sehe ich meinen Karl, wie er sich einschenken läßt und verschiedene Arten von Branntwein probirt. Ich gehe auf ihn zu. „Karl," sagte ich, „heißt das auf uns warten?" — „Na ob," sagte er und lachte, „das Moabiter ist noch das Beste." — „Du warst wieder dort?" — „Gewiß, mein Engel!" sagte er und kniff mir in die Backe! — „Karl," rief ich strenge, „Du hast zu viel durcheinander getrunken!" — „Noch immer nicht genug!" antwortete er vergnügt. — „Wo ist Onkel Fritz?" — „Der ist ein Schwachmatikus, der wollte nicht mal an den Liqueur heran; der kann sich meinetwegen abmalen lassen."

„Doktor," sagte ich, „nehmen Sie meinen Mann unter den Arm, damit die Kinder nichts merken, er hat nun einmal einen schwachen Magen." — „Das ist ja nur äußerlich," sagte der Doktor und faßte meinen Karl unter und zog ihn fort.

Es war durchaus liebenswürdig vom Doktor, daß er sich so viel Mühe mit meinem Karl gab und seine Aufmerksamkeit auf die Ausstellungsgegenstände lenkte, obgleich Karl immer wieder nach dem Liqueur wollte, weil er noch nicht alle Sorten gekostet hätte. Der Doktor hielt ihn aber fest und da wir gerade in der chirurgischen Abtheilung waren, die unmittelbar beim Liqueur lag, so erklärte er ihm, wozu alle die Messer und Sägen gebraucht würden, die Kehlkopfpinsel und Sonden und zeigte ihm die künstlichen Beine und Arme. „Wie viel Elend giebt es doch in der Welt," sagte mein Karl, „die unglücklichen Menschen! O, Kinder, dankt Eurem Schöpfer, daß Ihr gesunde Gliedmaßen habt. O, die arme leidende Menschheit und so viel Elend." Weiter konnte er nicht reden, denn in diesem Augenblicke spielte Jemand nebenan auf der Orgel „Das ist der Tag des Herrn!" Nun war es alle. Die Rührung überkam meinen Karl so stark, daß er laut zu schluchzen anfing und immer dazwischen rief: „Kinder, dankt Eurem Schöpfer; ja, das müssen wir Alle." Und so knickte er auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Als die Kinder dies hörten und sahen, ward ihnen angst und bange. „O Gott, was fehlt Papa?" schrie Emmi . . „O Papa, mein guter Papa," rief Betti. Die

Leute liefen bereits zusammen und bildeten einen Kreis, und unter diesen Leuten — ich denke der Himmel soll einbrechen — waren die Bergfeldten und Auguste mit ihrem mageren Lulatsch von Studenten. — „Kinder," rief ich, „stellt Euch vor Vatern, dies ist kein Anblick für Menschen ohne Gemüth und Bildung!"

„Ich bitte Sie, meine Herrschaften, zerstreuen Sie sich," sagte der Doktor, „der Herr ist von der großen Hitze ein wenig unwohl geworden; er wird sich bald wieder erholen." Die Leute gingen nun auch, nur die Bergfeldten blieb noch stehen. „Hitze?" rief sie ungläubig, „wird wohl nichts Ordentliches zu essen bekommen haben, denn wenn die Frau schriftstellert, muß der Mann natürlich darben. Kommt, Auguste und Franz, wir haben heute Abend junges Huhn und Stangenspargel." — Ich war sprachlos. Bergfeldtens und Spargel! Lieber Gott, am ersten Pfingsttag vielleicht ein paar grünköpfige in der Suppe, aber sonst doch nicht! Spargel?! Den großen Klumpen Cyankali, den wir vorher bewundert hatten, weil man so viele Menschen damit vergiften kann, als im Berliner und Charlottenburger Adreßbuch zusammen stehen, Rixdorf eingerechnet, hätte ich ihr in den Hals stopfen mögen, bis sie daran erstickte. Dabei spielte die Orgel immer zu und mein Karl jammerte über das Elend der leidenden Menschheit. — —

Als er sich wieder einigermaßen beruhigt hatte, fuhr ich mit ihm nach Hause; die Kinder blieben noch mit dem Doktor zum Konzert. Erst wollte ich sein Anerbieten, Ritterdienste bei meinen Beiden zu thun, nicht annehmen, aber ich gab zuletzt nach, zumal es mir vorkam, als wenn der Doktor mir mit dem Auge vielsagend zuplinkerte.

Zu Hause nahm ich meinen Karl heftig ins Gebet und er wurde auch ganz zerknirscht. „Geliebte Wilhelmine, ich rühre nie wieder einen Liqueur an." — „Und läßt Dich von Fritz nicht wieder zum vielen Biertrinken verführen?" — „Nein." — „Und kokettirst nicht wieder mit der bairischen Kellnerin?" — „Aber Minchen." — „Ueberhaupt mit keiner Kellnerin?" — „Ich bitte Dich!" — „Und gehst auf die Polizei und verklagst die Bergfeldten wegen gröblicher Injurien?" — „Alles, Minchen, aber nur das nicht!" — „Du läßt Deine Dir angetraute Gattin von dieser Klapperschlange beleidigen?" — „Ich kann und darf sie nicht verklagen!" — „Hier liegt

etwas vor. Karl, gestehe, oder Du setzest mein Glück und das Deiner Kinder aufs Spiel. Was weiß die Bergfeldten von Dir?"

Als ich ihn mürbe genug hatte, beichtete er. In ganz früheren Jahren hatte er einmal mit Bergfeldt, als sie noch ledig und jugendlich überwallend waren, Geburtstag gefeiert und dann Nachts mit einem Nachtwächter krakehlt, der sie alle Beide auf die Wache brachte, wo sie leider, weil es am Sonnabend spät gewesen war, bis zum Montag verweilen mußten. Dies wußte die Bergfeldten und hiermit glaubte sie Unfrieden stiften zu können. „Das hat nichts auf sich, Karl," sagte ich, „denn es gehört doch gewissermaßen Muth dazu, mit einem Nachtwächter anzufangen, und Muth hast Du immer gehabt. Nur das viele Durcheinander kannst Du nicht vertragen!" Er versprach, von nun an vorsichtig zu sein, und so wie ich ihn kenne, wird er auch Wort halten.

Ich machte ihm nun eine gute Tasse Kaffe und nahm mir vor, nicht nur Alles zu vergessen, sondern recht liebevoll gegen ihn zu sein, denn er war doch nur der unschuldig Verleitete. Er lobte den Kaffee auch sehr und meinte, daß er ihm gut thun werde, denn er sei wirklich etwas leidend. Als ich hierauf mitleidsvoll zu ihm trat und sein Dulderhaupt sanft streicheln wollte, duckte er sich rasch, als wenn er sich vor mir fürchtete. „Karl," rief ich, „traust Du mir so etwas zu? Glaubst Du, ich könnte meine Hand gegen Dich erheben?" — „Es sah beinahe so aus," antwortete er. „Nimms nicht übel, Minchen, meine Nerven haben etwas gelitten." — „Von dem Bier und dem Liqueur," rief ich. — „Schon möglich!" entgegnete er, „aber thu mir den Gefallen und sprich nicht so viel mehr, es greift mich an." —

Die Kinder kamen erst zurück, als mein Karl schon im Bette lag, das er diesmal früher aufsuchte, als sonst gewöhnlich.

„Nun?" fragte ich, „habt Ihr Euch noch gut amüsirt?" — „Ja," sagte Emmi, „und der Doktor plinkerte immer so mit dem einen Auge."

„That er das wirklich, Betti, mein Herzenskind?"

„Ja, Mama, den ganzen Abend."

„Und was sagte er?" fragte ich gespannt.

„Er sagte, er würde wohl ein Gerstenkorn bekommen," rief Emmi, „er hätte es schon am Nachmittage gespürt."

„Nun ja," sagte ich, „das muß er als Doktor am besten wissen." — Hinterher erfuhr ich noch, daß es natürlich Onkel Fritz gewesen ist, der die Orgel spielte. Ich habe ihn darüber aber nicht schlecht zur Rede gestellt.

Herr Buchholz hat Zahnschmerzen.

Vor acht Tagen feierten wir unsern Hochzeitstag — es war der schauderhafteste, den ich je erlebt habe. Mir ist dieser Tag sonst das schönste Fest im Jahre, mehr noch als Ostern und Pfingsten zusammen, denn es ist mein Tag und mein Karl ist der Kalenderheilige dazu. Man könnte fragen, ob der Tag nicht auch meinem Karl gehört? Gewiß auch das, aber weiß ich, ob ich ihn ebenso glücklich gemacht habe, als er mich? Ich will es hoffen, aber ich kann mir nicht denken, daß je eine Menschenseele so glücklich sein könnte, als ich an dem Tage, als er mir seinen Namen gab und vor dem lieben Gott und den vielen Menschen laut und offen bekannte, daß er mich liebte. Ich konnte das Ja kaum über die Lippen bringen, weil ich mich vor den vielen Leuten genirte, und doch hätte ich laut aufjubeln mögen in all dem Glück.

Wenn nun unser Hochzeitstag herankommt, dann wird jener erste Tag wieder lebendig in meiner Erinnerung, als wäre es gestern, und wenn mein Karl mich stillschweigend umarmt und mir einen innigen Kuß giebt, dann ist mir, als sei er noch mein Bräutigam, mit dem Myrthenstrauße im Knopfloch, der weißen Binde und den fein frisirten Haaren, obgleich er jetzt nur den Schlafrock anhat und auf dem Kopfe früh Morgens ein bischen wuschig aussieht.

Am Abend haben wir stets eine kleine Gesellschaft, gute Bekannte und Freunde, und auf den Tisch kommt auch etwas Ordentliches. Mein Karl ist kein Kostverächter und mich freut es, wenn es ihm schmeckt. Diesmal aber rührte er fast nichts an, und das machte mich besorgt.

„Fehlt Dir was, mein Karl?" fragte ich.

„O nein," antwortete er, aber ich merkte doch, daß das

„O" so lang herauskam wie die halbe Friedrichstraße. Ich drang weiter in ihn, allein er verwies mir jede Frage und wurde so zu sagen etwas unangenehm gegen mich.

Gegen halb zwei Uhr entfernten sich die Gäste. Als wir nun unter uns waren, konnte ich doch nicht umhin, meinem Karl einige Vorwürfe über sein Betragen zu machen, worauf er sagte, daß er ein wenig Zahnschmerzen habe und nicht zum Vergnügtsein aufgelegt sei. Ich schlug ihm vor, ein Zahntuch umzubinden, aber er lachte mich aus und meinte, die Schmerzen seien nicht von Belang und würden sich schon wieder geben.

Als ich darauf in die Küche ging, um unserer Aufwaschfrau, die immer bei festlichen Gelegenheiten hilft, ihren Tagelohn zu geben, ließ ich auch ein Wort darüber fallen, daß mein Mann leidend sei, worauf die alte Grunert — so heißt die Aufwaschfrau nämlich — sagte, daß sie ein ausgezeichnetes Sympathiemittel wüßte, das schon so sehr vielen Leuten geholfen habe.

Warum sollte man nicht einmal einen Versuch machen, da Sympathie so unendlich billig ist?

Mein Karl höhnte anfangs, als ich ihm von der Grunerten sagte, jedoch ich redete ihm zu, da Sympathie keinen Schaden thun könnte, und so gestattete er denn, daß die Alte ihr Mittel anwendete.

Die Grunerten wußte, daß im Garten ein Hollunderbusch wuchs, der zu ihrem Vorhaben nothwendig war. Stillschweigend ging sie hinunter, schnitt einen Span aus dem Baum und bohrte meinem Karl damit so lange an dem kranken Zahn herum, bis er blutete. — Alles stillschweigend. — Dann ging sie wieder zu dem Baum, band den Span auf derselben Stelle mit einem leinenen Faden fest und fragte, ob die Schmerzen fort seien.

„Was sollten sie wohl?" rief mein Karl ärgerlich. „Sie sind nach dem Bohren nur noch schlimmer geworden!" — Die Grunerten sagte, er solle nur warten, bis der Span angewachsen sei, dann würde der Schmerz wie weggeblasen sein, wünschte gute Besserung und ging nach Hause.

Mein Karl schalt sehr über den Unsinn, zumal die Pein nach der Sympathie immer heftiger ward.

Ich rieth ihm, warmes Wasser in den Mund zu

nehmen, was ja auch sehr gut ist, und ging nach der Küche, um Wasser zu kochen.

„Gott, Madame," sagte die Köchin zu mir. „Wenn ich Zahnschmerzen habe, nehme ich Senfspiritus und reibe die Backe damit ein. Es beißt wohl ein bischen, aber es hilft!" Zum Glück hatte sie noch einen Rest, den ich dankend annahm und bei meinem Karl in Anwendung brachte.

Ich wollte, ich hätte dies nicht gethan, denn der Senfspiritus fraß wirklich sehr stark, und mein Karl meinte, ich hätte ihm das höllische Feuer ins Antlitz gestrichen. Die Backe wurde roth wie ein gesottener Krebs und ging denn auch richtig sehr bald ganz dick auf. Nun mußte er doch ein Zahntuch umbinden, was er ja gleich hätte thun können, wenn er meinem Rath gefolgt wäre. Aber Männer sind immer eigensinnig, wenn es ihr Bestes gilt.

Mit der Sympathie und dem Senfspiritus war es gegen drei Uhr geworden und wir gingen zur Ruhe.

Ich kann nicht sagen, daß ich eine angenehme Nacht hatte, denn mein Karl schlief fast gar nicht und wühlte fortwährend in seinem Bett herum. Es sah am andern Morgen aus, als hätte er Unklug darin gespielt.

Gegen acht Uhr schlief er ein und ich hoffte schon, daß Alles gut sein würde. — Um zehn kam die Polizeilieutenanten zum nachträglichen Gratuliren, die meinen Karl aufrichtig bedauerte und sagte, daß nichts besser gegen Zahnschmerzen sei, als echte chinesische Po-ho-Essenz. Wir schickten unser Mädchen herum, die denn auch bald mit der Flasche ankam.

Mein Karl litt wieder schrecklich. Ich wies auf die Essenz hin, aber er wollte Nichts davon wissen.

„Karl," sagte ich, „es wäre eine Beleidigung gegen die Frau Polizeilieutenanten, wenn Du das kostbare Mittel nicht gebrauchen wolltest!" Er widersetzte sich und war widerwillig, allein da die Chinesen doch in vielen Fällen klüger sind als wir, so bequemte er sich zuletzt und ich drückte ihm ein Stück tüchtig mit Essenz getränkter Watte in den Zahn.

Er spuckte zwar fürchterlich, aber der Schmerz war fort. Ihm standen die Thränen in den Augen von der Essenz, aber er lächelte doch, so gut es mit der geschwollenen Backe möglich war. Der gute Karl! Nein, wie dankbar wir der Polizeilieutenanten waren, das kann sich Niemand ausmalen

Wir begleiteten sie die Treppe hinunter und sie war auch sehr froh, daß ihr Rath so schön geholfen habe. — Als wir wieder oben kamen, hörte ich meinen Mann jedoch schon wieder lamentiren. Die Zahnschmerzen waren mit doppelter Kraft retour gekommen.

Nun ist es ein Glück, wenn man kluge Kinder hat. Meiner Betti fiel ein, daß Herr Krause eine homöopathische Apotheke besitzt und schon so manches Leiden im Handumdrehen kurirte, und rasch lief sie zu Herrn Krause, ihn zu uns zu bitten.

Herr Krause ist Lehrer und man darf Zutrauen zu solchen Leuten haben, die wirklich Alles wissen, da sie doch den Grund zu Allem legen und ja auch damals den Krieg gewannen, der ohne sie jedenfalls nicht zu Stande gekommen wäre. Und namentlich Herr Krause ist ungemein weit in der Wissenschaft und Bildung und hat zu den Aerzten durchaus kein Vertrauen. Ich bin, wie gesagt, auch mehr für Hausmittel.

Herr Krause trat bald mit seiner Apotheke und dem Doktorbuche ein, galt es doch seinen leidenden Mitmenschen beizustehen und wahre Humanität auszuüben. Mein Mann saß im Sopha mit dicker Backe und war sehr verdrießlich, aber weil er nur mit dem einen Auge gut sehen konnte, da das andere ziemlich zugeschwollen war, schien es, als wenn er Jedermann vergnügt zublinzelte.

„Nun, lieber Herr Buchholz," rief Herr Krause ihm entgegen, „immer den Humor oben, das lobe ich mir!"

„Mir ist gar nicht nach Humor zu Muthe!" entgegnete mein Karl verdrießlich. „Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, schicken Sie zum Arzt."

„Zum Doktor?" lächelte Herr Krause, „das werden wir hoffentlich nicht nöthig haben. Die Aerzte kennen die Geheimnisse der Natur keineswegs, denn das, worauf es ankommt, das Heilen der Krankheiten lernen sie bei allem Katzenschlachten und Hundeschinden doch nicht. Und dann, was geben sie dem Menschen nicht Alles ein? Gifte und durchschlagende Mittel, die ewiges Siechthum herbeiführen. Die Homöopathie dagegen hebt die Krankheiten auf naturgemäße Weise."

„Mit Holzsplittern oder mit Senfspiritus?“ fragte mein Mann.

Herr Krause lächelte. „Die Homöopathie heilt nur mit dem Geiste der Arzneimittel,“ setzte er uns belehrend auseinander. „Denken Sie sich eine Flasche voll Wasser, so groß wie der Mond, und in dies Wasser einen Tropfen Medizin gegossen und durchgeschüttelt, dann haben Sie ein homöopathisches Heilmittel.“

„Du meine Güte,“ rief ich. „Wer kann aber den Mond schütteln?“

„Es ist nur bildlich gemeint, liebe Frau Buchholz,“ entgegnete Herr Krause. „Nun wollen wir erst einmal die Symptome prüfen, um das richtige Mittel zu finden. Haben Sie Bohren in dem Zahne?“

„Seitdem die Grunerten fort ist, nicht mehr,“ antwortete mein Karl.

„Also kein Bohren. Zieht der Schmerz von links nach rechts, oder von rechts nach links?“

„Er sitzt solide fest!“

„Aha, da wäre Pulsatilla angezeigt. Die dicke Backe deutet auf Zug. Wir werden Aconit mit Pulsatilla im Wechsel gebrauchen.“

„Erlauben Sie, die dicke Backe kommt vom Senfspiritus.“

„Dann müssen Sie erst Camphora nehmen, um das Senfgift aus dem Körper zu treiben,“ erwiderte Herr Krause.

Bei diesen Worten öffnete er seine Handapotheke und ließ meinen Mann drei kleine weiße Kügelchen schlucken. Hierauf rührte er andere kleine Kügelchen in Wasser und sagte, mein Karl müsse alle Stunden davon einen Schluck nehmen. Erst würden die Schmerzen sehr heftig werden, das wäre die naturgemäße Erstverschlimmerung, weil der Geist der Arznei mit dem Geist der Krankheit kämpfe. Hierauf aber werde das Leiden wie durch ein Wunder gehoben. Außerdem verbot er ihm Tabak, Thee, Kaffee, Saures, Gewürze und namentlich Kamillenthee, der jahrelanges Siechthum zur Folge habe. Dann ging er.

Mein Mann nahm genau nach der Uhr ein: die Schmerzen wurden aber immer gräßlicher. „Gottlob,“ sagte ich, „das ist die Erstverschlimmerung, die beiden Geister kämpfen gehörig, nun wird es bald besser!“ Mein Karl

stöhnte, daß er mich entsetzlich dauerte. — Er ging auf und ab. — Dann setzte er sich wieder. — Dann legte er sich auf das Sopha und bohrte mit dem Kopf in die Ecken hinein.

„Es ist nicht zum Aushalten!" schrie er.

„Sei doch nur ruhig, mein süßer Karl! Du hast doch gehört: erst muß es schlimmer werden, ehe der Schmerz geht. Nimm nur noch einen Schluck von der Medizin, die Herr Krause angerührt hat, und laß es ordentlich in Deinen Zähnen kämpfen!"

Wir warteten Stunde auf Stunde, aber die Verschlimmerung ließ noch nicht nach. Mein Mann wollte rauchen, aber das durfte er nicht. Zu Mittag hatten wir sein Leibgericht, Schmorfleisch mit saurer Sauce. Dies durfte er auch nicht essen. Er wurde sehr wüthend, als er sich mit Zwieback und Milch behelfen mußte.

Schließlich meinte Emmi, Herr Krause habe wohl den Senfspiritus herausgetrieben, aber den Po-ho noch nicht, ob der wohl am Ende dagegen wirkte? Sie eilte deshalb zu Herrn Krause, um ihn zu fragen. Sie blieb lange fort, und als sie wiederkam, sagte sie, Herr Krause habe in seinem Doktorbuche nachgeschlagen, aber ein Gegenmittel gegen Po-ho sei nicht darin, und dieses Gift mache die Wirkung seiner Mittel zu Schanden. Hier wäre die Homöopathie einfach machtlos.

Nun aber hatte die Geduld von meinem Karl ein Ende. Emmi nannte er eine einfältige Pute und mich eine dumme Gans. Er war wie ein Wilder und pantherte im Zimmer auf und ab, wie ein Tiger in seinem Käfig. — Ich brach in Thränen aus und das Kind weinte mit mir. „Karl," rief ich, „mir das und dem Kinde desgleichen! O wie bist Du lieblos, wo wir auf alle mögliche Weise Dein Leiden zu lindern suchen. So handelt nur ein Rabenvater. Du hast kein Herz für uns armen, schwachen Wesen. Karl, Karl, Du versündigst Dich an dem Kinde und an mir!"

Er antwortete nicht, und als ich mit thränenden Augen über mein feuchtes Taschentuch aufblickte, sah ich, wie mein Karl auf dem Sopha vor Schmerz Kopf stand. Dies war gräßlich, denn kann es etwas Fürchterlicheres geben, als wenn man den Vater seiner Kinder, Bezirksvorsteher und

Wahlvertrauensmann auf dem Kopfe stehen sieht, mit den Beinen hoch über der Sophalehne in der Luft? — Ich that einen lauten Schrei vor Entsetzen.

In diesem Augenblick kam Onkel Fritz. „Was giebt's denn hier für eine Komödie?" rief er lachend, als er dies Bild der Familienverzweiflung sah. Nur mit Mühe konnten wir ihm Alles auseinandersetzen, denn während unsere Stimmen von Thränen erstickt wurden und mein Karl nur unartikulirte Laute von sich gab, wollte er vor Lachen umkommen.

„Karl, alter Junge," rief er, „was hat man mit Dir aufgestellt?"

„Nur Hausmittel!"

„Konntet Ihr denn nicht zu Dr. Wrenzchen schicken?" fragte Onkel Fritz.

„Wer geht denn gleich zum Arzt?" warf ich ein, „wozu sind denn die Hausmittel da?"

„Um Deinen Mann zu quälen und zu martern," entgegnete er.

Onkel Fritz schalt nun meinen Karl aus, daß er sich von Alteweiberkram (ich glaube, dies war der gassenhafte Ausdruck) elenden ließe und hieß ihn sich anziehen, um mit ihm zum Zahnarzt zu fahren, da ihm einfiel, daß Dr. Wrenzchen nur für Innerliches und nicht für Aeußerliches sei.

Dies war mir nicht recht, denn wenn Dr. Wrenzchen gekommen wäre, hätte er sich mit Betti unterhalten können; aber wir Frauen müssen uns der rohen Gewalt ja fügen.

Er fuhr mit meinem Karl ab. Nach einer Stunde kamen sie wieder. Mein Karl war seinen Zahn und die Schmerzen los und wie neu geboren, aber das neue Jahr unserer Ehe hatte keinen so lieblichen Anfang, wie alle die vorhergehenden, denn er war zu hart gegen mich gewesen, was ich nicht ohne Weiteres verzeihen durfte. Und wie gut hatten wir Alle es mit ihm gemeint!

Spukgeschichten.

Ich hätte Ihnen schon längst einmal wieder geschrieben, wenn etwas Ordentliches passirt wäre, allein da es in unserer Familie, Gott sei Dank, ruhig hergeht, so fiel auch nichts

vor, was Sie interessiren konnte. Freilich bekam mein Karl vor einigen Tagen einen Hexenschuß, aber der ist schon wieder im Abziehen begriffen, nachdem die Seele von Mann sechszehn trockene Schröpfköpfe aufs Kreuz bekommen hat. Gegen Hausmittel habe ich jetzt einige Abneigung, so trefflich sie auch in vielen Fällen sind.

Da mein Karl das Haus hüten mußte, worauf wir durchaus nicht gerechnet hatten, war es unmöglich, an dem Schlafrock zu arbeiten, mit dem wir ihn zu Weihnachten überraschen wollen, und welche Zeit eine Sammetborde mit Plattstich in Seide erfordert, das ist den Männern nicht leicht begreiflich zu machen, die in den Wissenschaften ganz gut bewandert sein können, aber sich in eine weibliche Handarbeit doch nur schwer hineinversetzen. Ich sagte deshalb zu den Töchtern: „Kinder, wir werden mit Papas Schlafrock nicht fertig, denn wann sollen wir daran arbeiten, da Vater ja den ganzen Tag zu Hause ist? Ich bin der Meinung, wir gehen heute Abend zu Dr. Joachims und holen das Versäumte nach. Ueberdies sind wir dort längst einen Besuch schuldig!" Die Töchter freuten sich sehr, weil sie ungemein gerne bei Joachims sind. Die Doktorin ist nämlich eine Jugendfreundin von mir; wir heiratheten beide fast zu gleicher Zeit, und ihre Töchter stehen ungefähr in demselben Alter, wie die meinen und heißen auch ebenso. Karl sah freilich etwas sauer darein, weil er den Abend nicht gerne allein zubringen wollte, aber als ich sagte, daß es nicht anders ginge, so fügte er sich. Nach den Erlebnissen auf der Ausstellung, wo Onkel Fritz ihn in sündhafter Weise zum Bierprobiren verleitete, ist mein Mann überaupt viel williger geworden, als früher, wofür ich dem Magistrat im Stillen danke, weil ohne dessen Umsicht ein so segensreiches Werk niemals zu Stande gekommen wäre.

Als wir bei Joachims anlangten, war die Freude auf beiden Seiten eine gleich große. Der Doktor war in seinen Bezirksverein gegangen, wo ein bedeutender Politiker einen Vortrag über das „Verhältniß der Droschken zur Unfallversicherung" hielt, und somit waren wir ganz unter uns, konnten ungestört an den Weihnachtsgeschenken arbeiten und nach Herzenslust plaudern. Es war sehr gemüthlich, als

wir Alle so dasaßen und fleißig waren. Was thut man auch nicht, um Andern eine Freude zu machen?

Die Doktorin fragte, ob mein Karl uns nachher abholen würde, worauf ich ihr denn sagte, daß er einen Hexenschuß bekommen hätte und zwar so plötzlich, daß man wirklich meinen könnte, eine Hexe hätte ihm etwas angethan. Nun lachte die Doktorin mich aus. „Ich weiß, Du warst von jeher ein wenig abergläubisch, Wilhelmine,“ sagte sie, „aber daß Du an Hexen glaubst, das ist doch ein bischen stark.“ — „Ich glaube nicht gerade an Hexen,“ antwortete ich, „aber es giebt doch mancherlei Dinge in der Welt, die kein Mensch erklären kann, selbst Onkel Fritz nicht, der sonst Alles besser weiß, als andere Leute.“ — Die Doktorin lachte wieder. „Es geht Alles auf der Welt natürlich zu,“ sagte sie. — „So?“ fragte ich. „In der Bülowstraße bei Kuleckes haben sie noch den Geist eines verstorbenen Sargmachers im Tisch, den man ganz deutlich sägen und hämmern hört, wenn man Kette mit den Händen bildet.“ — „Bei Kuleckes werden auch schon spiritistische Sitzungen abgehalten?“ — „Warum denn nicht? Die vornehmen Herrschaften beschäftigen sich mit Geisterklopfen und Lebensmagnetismus, und Kuleckes möchten sich gerne auf das Vornehme aufspielen. Bei Baron von G. haben sie neulich den Diener in magnetischen Schlaf versetzt und ihn so viele rohe Kartoffeln statt Birnen essen lassen, daß er zwei Tage zu Bett liegen mußte!“ — „Das nenne ich frevelhaft mit der Gesundheit seiner Nebenmenschen umgehen.“ — „O nein, es ist der Wissenschaft wegen und deshalb läßt Onkel Fritz auch keine Sitzung bei Kuleckes aus. Er sagt, Fräulein Kulecke ist ein großartiges Medium — —“

„Onkel Fritz findet sie bildschön gewachsen,“ unterbrach mich Betti.

„Aha!“ bemerkte die Doktorin.

„Das ist Nebensache,“ erwiderte ich, nahm mir jedoch im Stillen vor, Fritz einmal zu verhören, denn die Kuleckes sind keine Verwandtschaft für uns; sie thun immer groß, aber dahinter ist nicht Viel, denn sie haben Verluste gehabt.

Während ich schwieg und darüber nachdachte, was ich Fritz sagen wollte, ertönte mit einem Male ein jammervolles Gewinsel. „Mein Gott!“ rief ich, „was ist das?“ — „Es

ist nur der Hund," sagte Doktors Aelteste. „Wir haben ihn in Papas Zimmer eingesperrt und gewiß ist die Lampe ausgegangen." — „Wieso die Lampe?" fragte ich. — „Der Hund mag nicht im Dunkeln allein sein," erklärte die Doktorin, „er fürchtet sich dann und heult. Es geht Alles natürlich zu, liebe Wilhelmine."

So war es denn auch. Die Lampe wurde drüben wieder angezündet und der Hund verhielt sich nun ganz ruhig. „Man behauptet doch," fing ich an, „daß Hunde Geister sehen können. Vielleicht sieht er etwas im Dunkeln und es gruselt ihn?" — „Möglich, daß er die Frau sieht!" entgegnete die Doktorin. — „Welche Frau?" — „Du weißt, Wilhelmine, ich glaube weder an Gespenster, noch an Spuk, aber etwas Merkwürdiges habe ich schon vor einigen Jahren erlebt und jetzt vor Kurzem wieder. Es kommt nämlich mitunter des Nachts eine Frau zu mir, obgleich alle Thüren verschlossen sind."

„Eine Frau? Durch die verschlossene Thür?" rief ich und mir wurde ganz beengt.

„Ich wache mitten in der Nacht auf, wenn das Weib kommt," erzählte die Doktorin, „ich fühle es, wenn sie da ist, und muß aufstehen, ich mag wollen oder nicht. Dann sehe ich ganz deutlich das Weib, wie es den Kopf durch die halbgeöffnete Thür steckt und ins Zimmer schaut." — „In Euer Schlafzimmer?" rief ich entsetzt. — „Nein, hier ins Wohnzimmer!" — „Und Du stehst auf?" — „Gewiß, die Thür muß doch wieder zugemacht werden." — „Und Du gehst in das Wohnzimmer?" — „Nun freilich. Wenn ich aber die Thür zumachen will, hält das Weib den Kopf dazwischen, daß ich sie mit aller Anstrengung nicht schließen kann." — „Und das Gespenst steht dicht vor Dir?" — „In unmittelbarer Nähe." — „Und Du schreist nicht?" — „Warum soll ich schreien; ich fürchte mich nicht." — „Und wie sieht das Weib aus?" — „Mager und häßlich, mit tiefen Augenhöhlen, in denen statt der Augen schwarzer Moder liegt, mit grinsendem Mund und gelben, breiten Zähnen. Um den Kopf trägt sie ein graues Tuch, ihr Kopf ist ebenfalls aschgrau. Die Hände hält sie verborgen und an den mageren Füßen hat sie ganz altmodisch geformte Schuhe." — „Und so was steckt den Kopf hier durch die

Thüre? Wann aber geht das Gespenst wieder?" — „Wenn ich vergebens versucht habe, die Thür zuzudrücken, nehme ich das Licht und halte es dem Weib vor das Gesicht, dann flackert die Flamme, als wenn es hineinbliese. Darauf verschwindet das Weib, die Thür ist fest verschlossen und ich gehe wieder zu Bett!"

„Und den Spuk hast Du schon öfter erlebt?" — „Schon sehr oft. Mein Mann ist jedoch der Meinung, daß die Erscheinung eine Art von Alpdrücken sei, und ich bin derselben Ansicht." — „Damit ist nichts erklärt, denn Du bist doch wach, hast ein brennendes Licht in der Hand und die Thür geht nicht zu. Dies ist Spuk. Es giebt unerklärliche Dinge!" — „Meinethalben," lachte die Doktorin. „Wenn das Weib wieder kommt, werde ich ihr sagen: ‚gehe zu meiner Freundin Wilhelmine Buchholz, die will Dich gerne kennen lernen.'" — „Um Gotteswillen nicht," rief ich schaudernd, „ich könnte den Tod davon haben."

Mir war ganz unheimlich zu Muthe geworden, denn wenn die Doktorin, die an kein Gespenst glaubt, von so schrecklichem Spuk heimgesucht wird und ihn mit eigenen Augen sieht, so muß doch was daran sein. Das war mir sehr bedenklich. — Ich mahnte zum Aufbruch, denn mittlerweile war es spät geworden, auch fürchtete ich jeden Augenblick, die Thür würde sich öffnen und das Weib hereinsehen. Als wir schon auf der Straße waren, rief mir die Doktorin noch nach: „Wilhelmine, ich schicke Dir das Weib!" Das machte uns so ängstlich, daß die Kinder und ich die Beine auf dem Heimwege nicht schlecht anzogen.

Ich hieß die Kinder sich schlafen legen, als wir zu Hause ankamen, und sagte, sie sollten sich nicht fürchten, obgleich ich selbst unruhiger war, als ich eingestehen mochte. Mein Karl schlief fest, aber ich weckte ihn, um ihm die Spukgeschichte zu erzählen und zu fragen, was er davon dächte? — „Ich schlief so schön, Wilhelmine," sagte er vorwurfsvoll. — „Und ich graule mich. Du mußt wachen, Karl, das hast Du mir vor Gott und den Menschen am Altar geschworen." — Davon hätte der Pastor nichts gesagt; ihm wäre das Schlafen nicht verboten worden. — „O, Karl, sagte er nicht, der Mann müsse die Stütze der Gattin sein, ihre Zuflucht in Noth und Gefahr?" — „Wenn Jemand Noth hat, bin ich es mit

meinem Hexenschuß; überdies sehe ich keine Gefahr." — „Ich fürchte mich. Das ist genug. Wenn das Weib jetzt käme?" — „Laß mich schlafen, Wilhelmine!" — „Wenigstens nicht eher, als bis ich liege. Kannst Du nicht einen Gesangbuchvers auswendig, lieber Karl? Sage ihn so lange her, bis ich die Haare aufgemacht habe." — „Wilhelmine, Du bist albern." — „Nein, Karl, das nicht, aber ich habe so gräßliche Angst. Wenn ich erst liege, kann das Weib kommen, dann stecke ich den Kopf unter die Decke. Bitte, Karl, nur einen Vers. Die Doktorin will mir das Weib schicken und es ist schon nach zwölf. Nur einen Vers, bester Karl; die Geister können Bibel und Gesangbuch nicht leiden." — Als Karl mich so flehen hörte, fing er denn auch an; er wußte aber nur einen Vers von dem Morgenliede: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank." Den wiederholte er immer von vorn. Es war nicht viel, aber doch wenigstens etwas.

Ich saß während dessen ganz benommen vor meiner Toilette und machte die Haare. Wie ich nun so in den Spiegel sehe, da bemerke ich mit Grausen, wie hinter mir ganz leise die Thür aufgeht. Ich konnte mich nicht rühren und keinen Laut hervorbringen. Wie gebannt mußte ich in den Spiegel blicken. — Da huscht etwas, als wollte es zur Thür hinein, ein Kopf wird sichtbar, ganz langsam schiebt er sich vor — — das Weib war da, das gespenstische Weib! — Noch eine Sekunde und es wäre im Schlafzimmer drin gewesen. — Mit einem Schrei sprang ich auf und wollte die Thür schließen, die Thür ging nicht zu. — — Ich drückte noch einmal heftig, da schreit das Gespenst laut: „Au, Mama, Du drückst mich todt!" — Karl war bei meinem Schrei trotz seiner Schmerzen aus dem Bett gekrochen. „Mein Gott, was ist denn los?" rief er. — „Ich weiß nicht," stöhnte ich, „erst war das Weib da und nun ist es Betti." — Die lag auf der Erde und hielt sich jammernd den Kopf. Ich war halb ohnmächtig und schlotterte nur so. „Dies ist mein Tod," rief ich, „Betti, wie konntest Du mich so erschrecken?"

„Ach, Mama," weinte das Kind, „als wir bei Doktors zusammenpackten, habe ich aus Versehen eine Arbeit in Deine Tasche gelegt, die Du von mir zu Weihnacht haben

sollst, und damit Du es nicht bemerken solltest, wollte sich sie jetzt eben heimlich holen. Au, mein Ohr!“ — Ich nahm das Licht und leuchtete. Auf der Stirn war eine Brüsche und das Ohr blutete, so hatte ich das Kind in meiner Angst geklemmt; im Uebrigen fehlte ihm Gottlob nichts weiter. „Das kommt von Eurem Aberglauben,“ sagte mein Mann. — „Karl!“ rief ich, „warum stehst Du noch so da, draußen sind zwölf Grad Kälte. Ich will dem Kinde Arnika geben und morgen lassen wir Doktor Wrenzchen holen!“

Nach und nach kamen wir zur Ruhe, und als Doktor Wrenzchen am andern Tage Betti's Ohr untersuchte, sagte er, es hätte nichts zu bedeuten, es wäre nur äußerlich, und dabei war er so liebevoll gegen Betti, daß ich ihn auf den Sonntag zum Mittag einlud. Als ich ihn fragte, was er gern äße, antwortete er: „Kalbsbraten ist meine einzige Leidenschaft.“ — Den soll er denn auch haben. Wer weiß, ob die Spukgeschichte nicht doch noch einen sehr angenehmen Ausgang nimmt?

Bei der Sylvester-Bowle.

Bei uns geht es nämlich mit dem Sylvester-Abend um. Einmal wird er bei Krauses gefeiert, in dem folgenden Jahr bei Bergfeldts und dann bei uns. Wir hatten ihn zuletzt gehabt, und somit waren Krauses daran. Wie aber sollte es mit Bergfeldts werden?

Die Bergfeldten hatte mich zu tödtlich beleidigt; ich kann nicht sagen, wie ich mich geärgert habe, ja ich hätte sie zu meinen Füßen sterben sehen können, und wenn sie mich um einen Tropfen Wasser gebeten hätte, würde ich ihr Vitriol-Oel gereicht haben! — Doch nein, diese Gefühle bestürmten mich nur im ersten Moment und waren auch wohl Schuld daran, daß ich das Gallenfieber bekam; jetzt, nachdem ich mich ordentlich ausgeseucht habe, denke ich nicht mehr so intolerant und schäme mich ordentlich, daß jemals solche Gedanken in meinem Busen aufsprießen konnten. Damit will ich aber keineswegs eingestanden haben, daß die Bergfeldten ohne Schuld sei. Im Gegentheil, sie war es, die anfing.

Also Krauses waren daran! — Herr Krause kam denn auch zu uns, um uns zu bitten, und mein Karl nahm die Einladung ohne weitere Ueberlegung an. „Karl!“ rief ich, mit einer Kleinigkeit Schärfe im Ton: „Weißt Du denn auch, ob die Bergfeldten da sein wird oder nicht?“ — „Gewiß!“ erwiderte mein Mann trocken, „wir sind alle die Jahre am Sylvester zusammen gewesen und werden es diesmal auch!“ — Er sagte diese Worte mit einer Bestimmtheit, die ich lange nicht an ihm bemerkt hatte. Während er sprach, fixirte ich ihn deshalb mit meinen Augen, aber obgleich er diesen Blick kennt, sah er nicht weg, sondern hielt ihn ruhig aus.

„So?!“ rief ich. — Weiter sagte ich kein Wort, aber in diesem „so?!“ lag etwas drin, daß mein Karl doch einen Schreck bekam und man ihm ganz gut ansehen konnte, wie es ihm vor Angst trocken im Munde ward.

„Liebe Frau Buchholz,“ nahm nun Herr Krause das Wort, „ist es denn nicht möglich, daß Sie verzeihen können? Sehen Sie, draußen in der Welt giebt es Unfrieden genug, und Haß und Zwietracht wird an allen Enden gesäet. Sollen diese bösen Dämonen auch das Familienleben zerstören, alte Bande der Freundschaft zerreißen und uns um die wenigen Freuden bringen, die aus dem humanen Zusammensein hervorblühen?“ — Ich kämpfte eine Weile mit mir selber. „Nein,“ sagte ich darauf: „Mit Dämonen mag ich nichts zu thun haben, ich hab' noch genug von neulich, als das dämonische Weib mir erschien, und Niemand soll mir nachsagen, daß ich nicht human wäre. Sie haben so schön gesprochen, Herr Krause, daß es unrecht von mir sein würde, wenn ich nicht nachgäbe! Natürlich aber muß die Bergfeldten mir das erste Wort gönnen, sonst bleibt's beim Alten.“

Herr Krause garantierte für die Bergfeldten, und so versprach ich denn, daß wir kommen würden.

Kaum war Herr Krause gegangen, als ich zu Karl sagte: „Er hat doch wohl recht, es ist besser, wir leben in Frieden, als im Streit; wozu auch das ewige Maulen? Aber die Weihnachtskleider der Kinder müssen noch bis zum Sylvester fertig, und das neue Medaillon mit dem

großen Diamanten, das Du mir geschenkt hast, werde ich tragen. Soweit bringen Bergfeldts es doch nie!" — —

Der Abend kam. „Wir wollen nicht die Ersten sein," sagte ich, „es sieht so gierig aus, wenn man zu präcise antritt." — „Wie Du meinst," erwiderte Karl, „aber bedenke doch, wir gehen nicht in Gesellschaft, sondern zu Freunden!" Ich blieb jedoch auf meiner Meinung bestehen, und wir warteten daher so lange, bis der kleine Krause kam und sagte, sie wären Alle da und die Schlagsahne finge schon an dünne zu werden, Mama könnte sie nicht länger halten. Da machten wir uns denn auf den Weg. Als wir ankamen, ließ ich meinen Mann zuerst eintreten, dann folgte ich in hellgrauer Seide, etwas ausgeschnitten, mit dem neuen Medaillon, begleitet von den Kindern, die in ihren Weihnachtskleidern sehr vortheilhaft aussahen. Alle standen sie auf und wir begrüßten uns. Krauses waren sehr herzlich, desgleichen Herr Bergfeldt, aber sie, die Bergfeldten, machte eine Verbeugung, die acht Tage auf Eis gelegen hatte. Mir versetzte es ordentlich den Athem, zumal die Krausen mich auf das Sopha neben die Bergfeldten nöthigte. Es war eine Angstpartie, und da sie Alle das bemerkten, redete keiner ein Wort: es flog ein Riesenengel durch das Zimmer. Mit einem Male unterbrach Onkel Fritz die fürchterliche Stille, indem er laut ausrief: „Es kann heute ja noch recht gemüthlich werden!" — Alle fingen an zu lachen, während ich und die Bergfeldten roth übergossen auf dem Sopha saßen. Nun kam es darauf an zu zeigen, wer von uns die Gebildetste sei, und deshalb rief ich: „Das wird es auch wohl noch!" und hierauf antwortete die Bergfeldten: „Es ist ja nur einmal Altjahrsabend im Jahr!" Dem stimmten denn auch Alle bei, der Thee kam und nach dem Thee Kirschmarmelade mit Schlagsahne für die Damen und Bier für die Männer, und ehe ich mich versah, war ich mit der Bergfeldten im Gespräch ganz wie früher. Während die jungen Leute „Thaler wandern" spielten — Onkel Fritz ließ den Thaler mitwandern und brachte die ganze junge Gesellschaft immer ins Lachen — unterhielten wir Aelteren uns über dies und das, bis wir zu Tisch gingen. Die Bergfeldten hatte mir erzählt, daß der Student, Herr Weigelt, sich sehr nett herausmache und nächstes Jahr wohl Assessor

sein würde und dann Auguste heirathen könnte, und ich mußte ihr versprechen, zur Hochzeit zu kommen. Es war ganz wie zu alten Zeiten. Herr Krause hatte auch wohl mit ihr geredet, und so konnte man deutlich sehen, daß ein vernünftiger Mann doch viel Gutes stiften kann, wenn er die Gelegenheit dazu wahrnimmt. Ueberhaupt wünschte ich in diesem Augenblicke, daß mein Karl in dieser Beziehung etwas von Herrn Krause abhätte, so sehr ich sonst im Uebrigen mit ihm zufrieden bin.

Bei Tische war es wieder außerordentlich nett. Wir saßen zwar ein bischen sehr eng, aber es ging doch. Erst hatten wir Mahnpielen, dann Karpfen mit Meerrettig und dann Rippespeer mit Compot, zum Schluß gab es Eis. Mitten auf dem Tisch stand eine Bowle, Herr Krause und Onkel Fritz schenkten ein, und wenn sie leer war, kam Frau Krause mit einem großen Topf und goß sie wieder voll. Wir wurden nun zusehends fideler. In den Pausen sangen wir Lieder, die Onkel Fritz auf dem Klavier begleitete. Vor dem Fisch sangen wir: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein", und vor dem Braten: „Wir gehn nach Lindenau", wozu Onkel Fritz eine ganze Masse neuer Verse gemacht hatte, die er solo vortrug, und wobei wir Andern immer nur den Refrain sangen. Nein, wie haben wir gelacht! Einen Vers hatte er auf mich gedichtet, in welchem er sagte, ich würde überall gelesen, „sogar in Lindenau!" — Es war zu spaßhaft, auch der kleine Eduard stimmte mit ein und noch den ganzen Abend sang das Kind vor sich hin: „Wir gehn nach Lindenau!"

Als wir das Eis „intus" hatten, wie der Student, Herr Weigelt, zu sagen pflegt, erhob sich Herr Krause, sah nach der Uhr und klopfte an sein Glas, um die Rede auszubringen. Es wurde mit einem Male sehr still und feierlich, und auch der kleine Krause hielt mit dem Singen inne, nachdem sein Papa ihm einen milden Klapps verabreicht hatte. Was Herr Krause nun sprach, war wirklich sehr wohlthuend. „Dem neuen Jahre," so etwa sprach er, „jubele man zu, als wenn es die Macht hätte, alle Hoffnungen und alle Wünsche, selbst die eitelsten und gefährlichsten zu erfüllen, während man das alte Jahr verabschiede, wie Jemanden, der mehr versprach, als er habe halten können, ohne Mit-

leid und ohne Bedauern. Und doch sei das alte Jahr während 365 Tagen unser Freund gewesen und habe uns im bunten Wechsel Freude und Leid gebracht, wie der liebe Gott es für gut halte. Die Freude ermuthige den Menschen, das Leid läutere ihn, beide aber hätten sie das Gemeinsame, die Herzen der Menschen einander zu nähern, und wo wahre Liebe zu Hause, da lege jedes Jahr einen neuen Ring um die, welche sich liebten, daß sie nimmer von einander lassen könnten. Und das wollten wir auch von dem neuen Jahre hoffen: was es auch bringe, die Liebe möge es festigen." — Als Herr Krause geendet, schlug es im Nebenzimmer dumpf zwölf und wir stießen mit den gefüllten Gläsern an. Da rief plötzlich der kleine Krause: „Es hat dreizehn geschlagen!" — Und so war es auch. Onkel Fritz, der im Nebenzimmer mit der Feuerzange die Glocke schlug, hatte, wie stets, wieder einmal Unsinn gemacht. Wir lachten jedoch und ließen uns nicht weiter stören, obgleich dreizehn keine angenehme Nummer ist.

Onkel Fritz hat eben etwas reichlich Freigeistiges an sich.

Wir blieben noch bis gegen Zweien, dann brachen wir mit dem Bewußtsein auf, einen recht frohen, gemüthlichen Abend verlebt zu haben. Die Bergfeldten lud uns zu ihrem Geburtstag ein, der nächstens ist, und ich sagte zu. So wäre denn das Kriegsbeil zwischen uns begraben.

Unterwegs sprach ich mit meinem Manne darüber, wie prächtig es doch von Herrn Krause gewesen sei, die Versöhnung zwischen mir und Bergfeldts herbeizuführen. — „Warum sollte er auch nicht," antwortete mein Karl, „ich hatte ihn ja darum gebeten!" — „Du, Karl?" — „Mir that Euer Zwist längst in der Seele weh!" — „Mein Karl!" — Weiter sagte ich nichts, aber ich fiel ihm um den Hals und gab ihm einen tüchtigen Kuß. „Wilhelmine!" rief er ganz überrascht. — „Du bist doch der beste Mann auf dem Erdboden," sagte ich, „Du hast das Herz auf dem rechten Fleck, nur nicht immer den Mund!" — „Das hat seine guten Gründe," lachte er, „dafür sprichst Du für Zwei!" — „Aber Karl . . . .!" — „Laß gut sein, Kind, es soll im neuen Jahr bleiben wie im alten!" —

So feiern wir Sylvester bei uns in der Landsbergerstraße. Hoffentlich ist eine von meinen Beiden am nächsten

Sylvester verlobt und auch für Onkel Fritz wird sich wohl etwas Passendes finden; für den wird es nachgerade Zeit. Prosit Neujahr!

Ein magnetischer Thee.

Glauben Sie daran, oder glauben Sie nicht daran . . . ich meine nämlich an den menschlichen Magnetismus?

Sie wissen, ich bin für die Aufklärung und deshalb sagte ich immer: es ist Nichts mit dem menschlichen Magnetismus, denn die Wissenschaft verleugnet ihn, wie man stets liest. Vor Kurzem hatte ich aber einen Traum, in dem ich deutlich meine Tante aus Bützow sah. Vier Wochen später lag sie auf der Bahre. Wie soll man sich das erklären?

Ich erzählte Onkel Fritz meinen Traum, als wir die Nachricht bekamen, daß die Tante gestorben sei und wir als die nächsten Verwandten erben würden, und erwartete, daß er mich auslachen würde, weil er ja leider über Alles spottet, allein er wurde ganz nachdenklich und sagte: „Siehst Du, Wilhelmine, endlich kommst Du zu der Ueberzeugung, daß es wirklich Wunder und Geheimnisse in der Natur und dem menschlichen Leben giebt. Von jetzt an wirst Du daher nicht mehr über meine Besuche bei Kuleckes zanken, wo wir einen kleinen magnetischen Zirkel konstituirt haben."

„Fritz, der Magnet, der Dich nach Kuleckes zieht, ist die Tochter des Hauses. Wir erben nun einen hübschen Posten und Kuleckes sind deshalb kein Umgang für uns. Man muß auch etwas auf seine Familie halten." — Er sah mich hierauf mit einem sonderbaren Blicke an und sagte: „Du urtheilst, wie Du es verstehst, Wilhelmine. Es giebt eine geheimnißvolle Macht, die den Menschen beherrscht, der er folgen muß, ob er will oder nicht." — „Dies glaubst Du wirklich, Fritz?" — „Gewiß!" antwortete er so ernst, daß ich nicht wußte, was ich von ihm denken sollte. — „Fritz!" fragte ich deshalb, „hast Du selbst schon solchen Spuk erlebt?" — „Ja!" erwiderte er hohl. — „Um Gotteswillen, Fritz, Du machst mich ganz ängstlich. Sehen möchte ich freilich selbst einmal, was eigentlich daran ist." — „Morgen Abend sind Bergfeldts und Krauses bei Euch, ich werde eine magnetische Sitzung arrangiren

die Dich von der geheimnißvollen Kraft überzeugen soll." — „Aber die Kulecke kommt mir nicht ins Haus!" — „'s geht auch ohne ihr!" lachte er mit einem Male auf und ging, ohne über diesen Verstoß gegen die Orthographie zu erröthen, von dannen.

Nun theilte ich den Kindern mit, daß wir am Abend des andern Tages einen magnetischen Thee haben würden. Emmi freute sich ungemein, allein Betti wurde leichenblaß und rief: „Nein, Mama, thue das nicht, wir werden Alle schrecklich unglücklich werden! — „Aber, Betti?" — „O, Mama, glaube mir . . . .!" — „Kind, was hast Du? Du bist in der letzten Zeit überhaupt nicht mehr die alte. Du redest nicht, Du lachst nicht, Du spielst immer nur traurige Stücke auf dem Klavier und vorgestern, als wir Dein Leibgericht hatten, Quetschkartoffeln mit Bratwurst, hast Du nur einen Teller voll gegessen. Was soll das bedeuten, Betti?" — „Ich hatte Kopfschmerzen," antwortete sie. — „Das kommt von dem vielen Studiren," sagte ich. „Müßt Ihr denn immer noch Aufsätze schreiben?" — „Ja!" — „Welches Thema hast Du zuletzt gehabt?" — „Wir mußten untersuchen: Ob Richard der Dritte ein guter Mensch geworden wäre, wenn er andere Eltern gehabt hätte," antwortete Betti. — „Ich will mit Papa reden, ob es nicht besser ist, daß Ihr den Besuch der höheren Fortbildungsschule für Töchter aufgebt. Heute Nachmittag wollen wir Spritzgebackenes für morgen Abend machen und zwar ein bischen viel; es pflegt selten zu reichen, wenn Bergfeldtens da sind!" — „O, Mama, Du hast Dich doch wieder mit Bergfeldts vertragen!" — „Nun ja, aber so ganz angenehm ist mir die Familie deshalb doch nicht. Ueberdies erben wir jetzt von der Tante und somit wird der Abstand zwischen uns und Bergfeldts nur um so größer. Die Leute müssen sich erbärmlich einschränken, wenn sie 'rum kommen wollen."

Die Töchter halfen mit in der Küche. Betti bekam wieder Kopfschmerzen, so daß ich es für gerathen hielt, Beide ins Freie zu schicken, damit Betti sich auf einem Spaziergange in der Luft erholen möchte. Ich meinte es gut, aber wie sich hernach herausstellte, war es ein unverzeihlicher Fehler von mir gewesen, gerade an diesem Tage Betti aus meinen Augen zu lassen.

Am andern Abend trafen Krauses und Bergfeldts bei uns ein; fünfe alleine von Bergfeldts, nämlich: Er und Sie, Auguste mit ihrem Bräutigam, und Emil, der Sohn. Nun, ich war ja mit der nöthigen Menge Gebäck versehen. — „Wo ist Betti?" fragte ich Emmi, als ich bemerkte, daß meine Aelteste fehlte. — „Sie will nicht kommen," sagte Emmi. — „Laß mich mit ihr reden," bat Onkel Fritz, „sie fürchtet sich vor dem Magnetismus." — Nach einiger Zeit kam er mit Betti auch richtig an. Du meine Güte, wie sah das Kind aus! Die Augen waren verweint, die Wangen ohne Farbe und dabei beberte sie sichtlich. Morgen schicke ich zu Doktor Wrenzchen, dachte ich, denn dies ist mehr als äußerlich, das Kind muß krank sein. Betti begrüßte die Anwesenden. Erst Krauses, die ja auch mehr sind als Bergfeldts, und dann Madame Bergfeldt, der sie um den Hals fiel und einen Kuß gab. Dies war mir in der That etwas sehr auffällig. Onkel Fritz machte ein merkwürdig vergnügtes Gesicht, als er mein Erstaunen über diese Familiarität wahrnahm. Nun wurde der Thee gereicht. Betti, Emmi und Bergfeldt's Auguste servirten. Die Eine den Thee, die Andere Sahne und Zucker und die Dritte das Spritzgebackene, das denn auch Alle sehr lobten. (Es war freilich ein wenig klietschig gerathen, weil ich beim Backen meine Aufmerksamkeit zwischen Betti und dem Schmalzkessel theilen mußte, aber es war doch gut von Gewürz.)

Die Herren fingen nun ein sehr lehrreiches Gespräch über den menschlichen Magnetismus an. Onkel Fritz war dafür, Herr Krause halb, Herr Bergfeldt dagegen und mein Karl trank Bier dazu. Onkel Fritz erzählte, daß die Professoren aus Breslau, als sie zum Besuch in Berlin gewesen waren, auf der Charité durch bloßes Handauflegen einen Droschkenkutscher dahin gebracht hätten, daß er den Anfang vom Homer auf Griechisch gesprochen habe, worauf Herr Krause meinte, daß er dies doch als Lehrer bezweifeln müsse. Onkel Fritz aber holte die Bücher herbei, welche die Professoren geschrieben haben. Es standen wunderbare Sachen darin, wie man durch Hypnotismus einen Menschen dahin bringen könne, daß er Alles thun müsse, was der Magnetiseur wolle: auf einem Stuhl reiten und glauben, er säße auf einem Pferde, Bindfaden verschlingen und meinen, es

wären Neunaugen, Bitterwasser trinken und es für Champagner halten. — „Na," rief die Bergfeldt, „wenn ihm das man gut bekömmt!" — Herr Krause sagte, er glaube nicht eher daran, als bis er Thatsachen sähe, und ich warf meinen Traum von der Tante aus Bützow dazwischen, um Bergfeldts anzudeuten, daß die Verstorbene einen anständigen Posten nachgelassen habe. Onkel Fritz fing jedoch an, sich mit Herrn Bergfeldt zu streiten, und machte den Vorschlag, selbst einige Experimente auszuführen, um die Zweifler zu überzeugen.

Wir waren Alle sehr gespannt, was wohl kommen würde. Zuerst bat er nun Bergfeldtens Auguste, einen Augenblick ins Nebenzimmer zu gehen, und fragte uns, nachdem sie sich entfernt hatte, was sie thun solle. Wir kamen überein, sie möchte das Album aufschlagen und auf meines Mannes Photographie mit dem Finger tippen. Onkel Fritz rief sie wieder herein, verband ihr die Augen und stellte sich hinter sie, indem er mit beiden Händen ihre Schulter berührte. Auguste stand eine Zeitlang ganz ruhig. Dann mit einem Male schritt sie auf den Tisch zu, nahm das Album, blätterte um und deutete mit dem Finger auf eine Photographie. Es war nun gerade nicht mein Karl, sondern sein verstorbener Freund Ringelmeier, aber überraschend war die Sache doch, zumal die Bergfeldt versicherte, daß ihre Auguste neulich das vorherbestimmte Bild richtig getroffen habe. Herr Krause fand nichts Uebernatürliches an dem Experiment, worauf Auguste erklärte, sie wäre nicht recht disponirt, wogegen Betti ein ausgezeichnetes Medium sei.

„Meine Betti?" rief ich erstaunt. — „Die Kinder haben in der letzten Zeit öfters Magnetismus gespielt," sagte die Bergfeldten. — „Davon weiß ich ja aber gar nichts." — „Du weißt Manches nicht!" entgegnete Onkel Fritz. „Bist Du bereit, Betti?" — Betti antwortete nicht, sie saß da wie ein Geist. — „Hast Du keinen Muth? Du weißt, es muß sein!" — Betti erhob sich und ging wie eine Nachtwandelnde ins Nebenzimmer. Auguste Bergfeldt folgte ihr. — „Nun, Wilhelmine, stelle Du eine Aufgabe!" — „Mir fällt gerade nichts ein!" antwortete ich. — „Soll sie das Liebste, was sie auf Erden hat, umarmen und küssen?" fragte Onkel Fritz. — „Meinetwegen, es kommt mir auf eine Umarmung nicht an," war meine Antwort. Betti kam

wieder. Onkel Fritz verband ihr die Augen. Eine geraume Zeit zögerte Betti, dann schritt sie vorwärts, ich breitete schon die Arme aus, allein sie wandte sich nach der anderen Seite und ging direkt auf einen jungen Menschen zu, der erregt auf sie blickte und dem sie in die Arme sank. Es war Bergfeldt's Emil, der ihr rasch die Binde von den Augen nahm und sie küßte. — „Dies geht mir doch über den Spaß!" rief ich und sprang auf. „Karl, kannst Du so etwas dulden?" — „Nur nicht heftig," sagte Onkel Fritz und hielt mich zurück, „die beiden jungen Leutchen sind längst miteinander einig. Sie lieben sich und damit Punktum."

„O bewahre, ich habe auch noch ein Wort mitzureden. Und Du, Karl, Du sagst gar nichts?" — „Ich bin damit einverstanden," antwortete mein Mann ruhig. — „Unmöglich! jetzt, wo wir geerbt haben?" — „Gerade deshalb," sagte Karl. „Hast Du denn nicht bemerkt, wie unser Kind in der letzten Zeit gelitten hat, daß es dahinschwand wie ein Schatten?" — „Nun ja!" — „Der Kampf zwischen Pflicht und Liebe war es, der sie elend machte. Betti hatte nicht den Muth, Dir zu sagen, daß sie Bergfeldt's Emil liebte." — „Hat sie es Dir denn gestanden?" — „Nein, aber ich habe gemerkt, was vorging!" unterbrach mich Onkel Fritz, „und bat meinen Schwager, mir es zu überlassen, Dir Mittheilung davon zu machen. Wie Du siehst, ist dies auf magnetischem Wege geschehen." — „Ich habe andere Partien für meine Töchter in Aussicht, sie können in die ersten Kreise kommen." — „Und unglücklich werden," warf mein Karl bitter ein. „Wilhelmine, als wir jung waren, dachten wir da an Rang und Stand? Hättest Du von mir gelassen, wenn ein vornehmer Mann gekommen wäre, um Dich mir zu entreißen?" — Ich mußte zurückdenken an die selige Zeit, wo ich nicht anders konnte, als ihn, den einen zu lieben, der es mir wie mit aller Macht angethan hatte. Ach ich glaubte ja immer noch, meine beiden Töchter seien Kinder, und dachte nicht daran, daß auch sie einst wählen würden, wie das Herz gebietet, dachte nicht, daß die Zeit jetzt schon gekommen sei. „Betti!" rief ich. Sie kam zu mir, umschlang mich und wollte vor Weinen vergehen. „Du hattest kein Vertrauen zu mir, mein Kind, kein Vertrauen zu Deiner Mutter?" — „Mama," schluchzte sie, „ich wollte Dir nicht wehe thun.

Ich wußte, daß Du meine Liebe nicht billigst . . . aber ich konnte es Dir nicht sagen, daß ich liebte!" — „Die geheimnißvolle Macht, die den Menschen beherrscht, der er folgen muß, ob er will oder nicht, das ist die Liebe, Wilhelmine," sagte Onkel Fritz. — „Schon die Griechen nannten Eros den Allbezwinger," schaltete Herr Krause ein.

Mir kehrte die Ruhe wieder zurück. Ich führte Betti auf ihr Zimmer und sagte, daß ich ohne Weiteres meine Einwilligung nicht geben werde und mich überhaupt durch Onkel Fritz' Komödie nicht einschüchtern ließe. Den übrigen Herrschaften theilte ich mit, daß das Ganze ein Scherz von Onkel Fritz sei, der uns an den menschlichen Magnetismus glauben machen wollte, und daß deshalb von ernsten Verlobungen keine Rede sein könne. Mein Karl war hierüber sehr unwillig. Die Bergfeldten sagte: „Liebe Frau Buchholz, die Kinder können ja noch warten; mein Emil hat noch Zeit." — „Sehr viele," entgegnete ich trocken. — „Wenn Sie nicht immer gleich so aufbullerten, hätten wir längst über die Sache reden können," zischelte die Bergfeldten. — „Also Sie sind auch mit in dem Komplot?" — „Gestern Nachmittag hatten wir noch einmal Konferenz, weil Herr Fritz meinte, auf vernünftige Weise sei Ihnen nicht beizukommen; ich bin sonst mehr für das Naturgemäße!" — Ich war wie erstarrt. Also gestern, während ich Spritzgebackenes für diese Natternbrut buk, war Betti bei ihnen und verschwor sich gegen die eigene Mutter. Alle wußten von dem Komplot, nur ich nicht. — Ich schlug eine gräßliche Lache auf. „Nun kriegt sie Krämpfe!" sagte die Bergfeldten, „man muß ihr die Daumen halten." — „Nein!" rief ich, „so schwach bin ich nicht. Aber sehen will ich, wer mich zwingt, nachzugeben. Aus der ganzen Sache wird nichts und wenn Ihr Herr Emil sich vor meinen sichtlichen Augen die Pulsadern aufschneidet." — „Wilhelmine, Du bist außer Dir!" rief mein Karl. — „Ich bin so ruhig wie nie . . . aber übertölpeln laß' ich mich nicht! Fritz kann seinen Unsinn bei Kuleckes und anderen Leuten treiben, in meinem Hause verbitte ich mir dergleichen."

Krauses hatten sich bereits, ohne Adieu zu sagen, nach Hause begeben und Bergfeldtens brachen nun auch auf. Fritz wollte mit mir reden, allein ich würdigte ihn keiner Antwort.

4

Gerade als sie gingen, kam Emmi und meldete, der Braten sei gar. Niemand wollte bleiben. Mein Karl hatte auch seinen Ueberzieher angezogen und sagte, daß er mit Bergfeldts gehen und erst später wiederkommen werde, wenn ich ruhig geworden sei. — Und ich war so ruhig!

Als Alle fort waren, weinte ich mich erst tüchtig aus, dann ging ich zu meiner Aeltesten. Sie hatte sich ins Bett gelegt und blickte mich so wehmüthig an, als ich mich zu ihr setzte, daß mein Herz sich ordentlich zusammenzog. — „Vergieb," bat sie, „ich hätte Dir Alles sagen müssen, nur Dir allein." — „Du bist ja noch ein Kind," wollte ich antworten, aber, war sie denn noch ein Kind? Ihre schönen vollen Haare waren aufgegangen und umrahmten das Gesicht, auf dem ein Ernst lag, den Kinder nicht kennen. Sie war aufgeblüht wie eine schwellende Knospe . . . ich hatte es bisher nur nicht gemerkt. — „Und Du hast ihn lieb?" — „Ja!" flüsterte sie. — „Liebst Du ihn mehr als mich?" — Sie schwieg. — Da wußte ich, daß ich mein Kind verloren hatte, daß es einem Anderen mit seinem ganzen Sein angehörte. Wie unaussprechlich weh das that!

Ich beugte mich zu Betti herab und umschlang sie heiß und innig. „Du sollst glücklich werden, glücklich wie ich es einst war. Zwar träumte ich, Du könntest wohl die Gattin eines hochgestellten Mannes werden, aber bin ich nicht glücklich bis auf den heutigen Tag in unseren einfachen Kreisen gewesen? Nein, mein Kind, ich will nicht, daß Du liebeleer zwischen geschnitzten Möbeln sitzen sollst und hinter den seidenen Gardinen der Winter im Sommer lauert und auf Deiner Equipage der Abscheu gegen Deinen gezwungenen Gatten als Bedienter hockt. Ich liebe Dich doch mehr, als Du glaubst." — Da schmiegte sie sich an mich und war wieder mein Kind und lächelte mir zu und sprach: „Ich liebe Euch Beide, Dich und ihn, und Du wirst ihn auch lieben, wie Du mich liebst." — Konnte ich da anders?

Ich rief Emmi. „Bringe einige Schnitte von dem Braten, warum soll er umkommen? Wenn wir Verlobung feiern, giebts Rehrücken." — „Ist denn Verlobung?" fragte Emmi. — „Geh zu Bett, Du bist noch zu dumm!" — Und so blieb ich und wachte bei meiner Betti; hin und wieder

sah ich aus dem Fenster nach meinem Karl. — Draußen war Frühlingsnacht, Westwind war aufgekommen, es wehte stürmisch. Endlich kam mein Mann. „Nun?“ fragte er. — „Karl! sie schläft. Morgen, wenn der Sturm sich gelegt hat, ist Sonnenschein.“ —

* *

Im Kremser.

Es giebt Leute, die eine Landpartie für ein Vergnügen halten, das ist jedoch grundfalsch.

Sonst wenn der zweite Pfingsttag kam, gingen wir in den Zoologischen Garten oder fuhren nach Treptow, wo es ja bis auf die Menschenfülle und den Staub recht gemüthlich ist, aber diesmal war es anders beschlossen. Nachdem wir durch die Verlobung meiner Betti mit Bergfeldtens in nähere Beziehung getreten sind, konnten wir doch die nicht links liegen lassen, denn ich hätte nie geduldet, das Betti mit Bergfeldts gegangen wäre und Bergfeldts wollten an dem Tage doch auch mit ihrem Emil zusammen sein. Onkel Fritz machte daher den Vorschlag, gemeinsam einen Kremser zu nehmen und aufs Land zu fahren, und da Platz genug vorhanden sei, könnten wir Krauses ebenfalls einladen, wodurch das Fuhrgeld für die einzelne Person überdies billiger würde. Dabei malte Onkel Fritz Alles mit so verlockenden Farben aus, wie schön grün es draußen sei, wie köstlich das Bauernbrod an der Quelle schmecke und wie herrlich wir uns in dem Kremser amüsiren würden, daß ich einwilligte. Wir verabredeten uns dann gehörig, namentlich was den Proviant anbelangte, denn sonst bringt Jeder dasselbe mit und das Ganze läuft auf Schlackwurst und Sooleier aus, und dafür danke ich denn doch am zweiten Pfingstfeiertag.

Morgens um acht Uhr saßen wir Alle in dem Kremser. Bergfeldts mit Augusten's Bräutigam, Herrn Weigelt, Krauses mit ihrem kleinen Eduard in weißen Höschen, blauem Sammtkittelchen und mit einem neuen Strohhut. Bergfeldt's Emil war schon Morgens früh zu uns herangekommen und hatte Betti einen Fliederstrauß gebracht. Als wir einstiegen, hatte Emil es so zu arrangiren gewußt, daß er dicht neben Betti

saß, allein ich pflanzte mich mitten zwischen beide, weil ich dies für passender hielt, denn ich bin nicht sehr für öffentliche Brautstands-Zärtlichkeiten. Mein Karl saß mit Herrn Krause zusammen und Onkel Fritz hatte neben dem Kutscher auf dem Vordersitze Platz genommen.

Onkel Fritz nahm einen Hausschlüssel, auf dem er gerade so pfiff, wie eine Lokomotive, und wir gondelten los, durchs Prenzlauer Thor, die Prenzlauer Chaussee entlang, denn unser Ziel war der Liepnitz-See.

Das Wetter war schön, wenn auch ein bischen kühl. Als wir bei der ersten Windmühle vorbeikamen, entkorkte Onkel Fritz seine Reiseflasche und sagte, nun müßten wir den ersten Schluck nehmen, das wäre einmal so Gebrauch. Da es nicht übermäßig warm war, nahmen wir denn auch Alle einen Tropfen Cognac zu uns, worauf wir sehr munter wurden. Herr Krause fragte, ob bei jeder Mühle einer genommen würde, worauf Fritz ihm bedeutete, daß es ein alter Gebrauch sei, jeder Mühle ein kleines Trankopfer zu bringen. Herr Krause meinte, diese Sitte sei wahrscheinlich wendischen Ursprungs und stamme gewiß aus dem grauen Heidenthum. Es entwickelte sich nun ein sehr gelehrtes Gespräch über Pfahlbauten und Tacitus, wovon Herr Krause sehr gut Bescheid wußte, bis sie zuletzt auf die städtische Verwaltung kamen, worin mein Karl gründlich zu Hause war. Onkel Fritz unterhielt sich mit dem Kutscher und reichte nur von Zeit zu Zeit die Flasche in den Wagen hinein. Ich muß gestehen, es standen reichlich viele Windmühlen am Wege und was mir besonders zuwider war: der kleine Krause schrie immer: „Da kommt schon wieder 'ne Mühle," damit nur ja keine übersehen würde. Ich warnte meinen Karl, aber er lachte mich aus und rief: „Wilhelmine, Pfingsten ist nur einmal im Jahr!"

Um halb neun machten wir eine Frühstückspause. Der Wagen fuhr im Schritt und die Kober wurden zur Hand genommen. Wir Damen vertheilten die Stullen an die Herren, und da Onkel Fritz uns ein Extravergnügen bereiten wollte, kam er mit allerlei Blechdosen zum Vorschein, die er auf der Fischerei-Ausstellung gekauft hatte: köstliche norwegische Delikateßheringe, Anchovis, gesalzene Dorschzungen, Rollmöpse, sogar Caviar. Alles war da und wir ließen

uns die guten Sachen trefflich schmecken. Nur war ich sehr dagegen, daß der kleine Krause auch von den scharfen Fischen bekam, aber da er immer gleich plinste, wenn er seinen Willen nicht kriegte, gab die Mutter ihm, was er verlangte, bis er sich an einem großen Stück Rollmops den Mund verbrannte und über den spanischen Pfeffer schrie, auf den er eifrig losgekaut hatte. — „Ich würde dem Kleinen nicht soviel gegeben haben," sagte ich zur Krausen, „Kinder befinden sich immer am besten bei Milch und Brod." — „Ihr Eduard wäre schon groß genug, um Alles zu essen," antwortete die Krausen, „er tränke sein Bier so gut, wie die Erwachsenen und es bekäme ihm vortrefflich!" — Hierauf bemerkte ich, einmal gelesen zu haben, daß Bier sich bei Kindern leicht auf den Geist schlüge und Bierbrauerskinder deshalb immer zu unterst in der Schule säßen. — Die Krausen fragte nun ihren Mann, ob er als Lehrer jemals so etwas bemerkt habe, worauf der antwortete, ich müßte mich wohl irren und meinte sicher Skropheln, die allerdings, wie statistisch nachgewiesen sei, vom Branntweintrinken der Eltern herkämen. Diesem pflichtete Herr Bergfeldt bei und sagte zu seiner Frau: „Du erinnerst Dich wohl noch, Kathinka, als die Rieke aus Werder bei uns diente, die sich mit dem versoffenen Tischlergesellen einließ und später" . . . Hier unterbrach ich Herrn Bergfeldt und fragte ihn: „Finden Sie die Natur in dieser Landschaft nicht wunderschön?" — „Ja," meinte er, „aber mit den Skropheln hatte es seine Richtigkeit." Ich entgegnete, daß diese Art von Dialog mich nicht interessirte.

Herr Bergfeldt wollte jedoch nicht locker lassen — wir waren schon an zu vielen Mühlen vorbeigekommen —, als der kleine Krause zu wimmern anfing und über Durst klagte. Wasser konnten wir auf der Chaussee nicht bekommen, Milch hatte die unvernünftige Mutter nicht mitgenommen, also blieb nichts übrig, als eine Flasche Rothwein aufzumachen, damit blos das Gegnarre von dem Jungen aufhörte, der denn auch richtig ein ganzes Wasserglas voll Wein herunterfegte. „Wenn das man gut geht!" sagte ich. — „Er kann sich nachher in der Haide ordentlich auslaufen!" antwortete die Krausen. — „Ich und Emmi wollen Pferd spielen!" rief Eduard naseweis. — Meine Emmi sprach kein Wort,

sondern machte ein sehr höhnisches Gesicht über diese Zumuthung. Meine Betti redete auch nicht und sah sehr mißvergnügt aus, weil sie nicht neben Emil saß, Bergfeldt's Auguste und Herr Weigelt, die sich bei der Hand angefaßt hatten, starrten wie Wachsfiguren in die Gegend und warfen sich von Zeit zu Zeit so 'nen wasserblauen Blick zu, daß mir vom bloßen Ansehen ganz mies zu Muthe ward. Brautpaare sind nun einmal für die Anderen eine mangelhafte Gesellschaft.

Ich dankte daher meinem Schöpfer im Stillen, als wir das prachtvolle Gehölz erreicht hatten und den See sahen, der gerade so grün schien, als wenn man ihn zu Pfingsten frisch auflackirt hätte. Vor der Försterei machten wir Halt, dort, wo die Buchen am höchsten sind und oben mit ihren Kronen ein Gewölbe bilden, als befände man sich auf dem neuen Anhalter Bahnhof, nur mit dem Unterschied: was dort Fensterglas ist, sind hier maigrüne Blätter, und dann war auch der Ozon von erster Qualität.

Onkel Fritz und mein Karl gingen zur Frau Försterin, um Frühstück zu bestellen und das Mittagsbrod zu bereden. Frau Krause hatte den Brunnen entdeckt und gab dem kleinen Eduard zu trinken, der nach meiner Schätzung mindestens ein Liter von dem kalten Wasser hinunterschluckte, aber ich sagte kein Wort, denn wenn Mütter unverständig sind, ist alles Zureden umsonst. Ich wollte aber doch, ich hätte geredet.

Das Frühstück war delikat, ländlich, aber gediegen. Den Wein hatten wir mitgenommen, es war sehr schöner Chateau Larose, die Flasche zu zwölfeinhalb mit goldenen Kapseln, und wenn Onkel Fritz auch ein wenig den Mund zog — er ist nämlich ziemlich verwöhnt — so ließen wir uns den Wein doch munden, zumal der Weinhändler versichert hatte, er mache bei jeder Flasche fünf Silber Schaden und gebe ihn uns nur aus purer Freundschaft so billig.

Danach gingen wir in den Wald; Onkel Fritz hatte dem kleinen Krause einen Stock geschnitten, auf dem er ritt, denn Emmi hatte keine Lust, mit ihm Pferd zu spielen. Ueberhaupt war Emmi sehr niedergeschlagen. Ihre Schwester und ihre Freundin kümmerten sich nicht um sie, die hatten ja nur Auge und Ohr für ihre Verlobten, und so mußte sie sich zu uns älteren Damen halten. Mir that das Kind

wirklich leid, daß sie so allein stand, denn wenn wir Damen uns über die große Wäsche unterhielten, oder ob Citronensaft an die Spargelsauce gehört oder nicht, so konnte sie das doch nicht interessiren. „Sei nur vergnügt, Emmi," sagte ich, „wer weiß, wie lange es dauert und Du bist auch Braut!" — „Ich werde mich nie verheirathen," entgegnete sie. — „Aber Kind!" — „Nein," sagte sie trübselig, „ich verlasse Dich nicht und Papa nicht. Auguste und Betti sind beide so eklig gegen mich, seit sie verlobt sind." — Ich redete ihr zu, so gut es ging, allein sie wollte von Nichts hören.

Die Herren hatten nun eine Lagerstelle entdeckt, die Plaids und Umschlagetücher wurden ausgebreitet und wir gruppirten uns malerisch. Wein war auch mitgenommen und so standen wir Alle nichts aus. Nur wollte mir nicht gefallen, daß mein Karl die Krausen immer mit trockenem Laub warf und sie sich dies gefallen ließ. Hätte Herr Krause sich diese Art von Scherz mit mir erlaubt, würde ich ihm seinen Standpunkt klar gemacht haben, aber der lag schon und schlief.

Endlich nickte ich auch ein wenig ein, denn die Frühlingsluft zehrt. Die Bäume rauschten so sanft, die Luft strich so mollig über Gesicht und Haar, allerlei bunte Träume kamen und gingen, bis mein Karl rief: „Wilhelmine, wache auf, die Uhr ist halb drei, das Mittagessen wartet!" — „Herrjeh! hab' ich geschlafen?" — „Beinahe zwei Stunden." — „Und wo sind die Kinder? Wo ist Betti?" — „In die Tannen gegangen," antwortete Emmi, „mich wollten sie nicht mitnehmen!" — „Und wo ist Eduard?" fragte die Krausen und streifte sich die trockenen Blätter aus dem Haar. — „Der ist auf seinem Stocke dorthin geritten," sagte Emmi und zeigte auf den See zu. — „Mein Gott, wenn das Kind ertrunken wäre," schrie die Krausen und rannte wie wahnsinnig fort. „Eduard," schrie sie, „Eduaard, wo bist Du?" — Ich rief laut: „Betti, Bettiiih!" — Keine Antwort. — „Und das Essen wartet," sagte mein Karl. — „Karl, kannst Du in einem solchen Augenblicke an Deinen Magen denken?" — „Ach was," entgegnete er, „hättest Du die jungen Leute in dem Kremser ruhig nebeneinander sitzen lassen, würden sie sich nun nicht absentirt haben. Liebesleute sind gern ungestört. Kommt nur, Emil weiß, daß wir um halb drei

essen wollen, und wird schon nach der Uhr sehen. Wo ist Krause?"

Herr Krause war seiner Frau nachgegangen. Sie zeterte in einem fort: „Eduard! Eduaard! wo bist Du?" und er rief: „Adelheid, hast Du ihn?" Es war, als wenn der Wald rebellisch geworden wäre.

Sehr niedergeschlagen kamen wir bei der Försterei an. Da stand nun der sauber gedekte Tisch unter den Bäumen, aber die Gesellschaft war auseinander. Bergfeldt's Auguste und Herr Weigelt warteten freilich schon auf uns, aber von Betti und Emil keine Spur. Es war peinlich.

„Habt Ihr den kleinen Krause gesehen?" fragte ich. — „Ja," sagte Auguste, „der ist bei den Kutschern im Stalle und reitet auf den Pferden!" — „Und die Eltern meinen, er liegt im See. Nun müssen wir Krauses erst suchen."

Gesagt, gethan, wir alle wieder zurück in die Holzung, wo wir Krauses denn auch fanden. Sie war richtig in einen Wiesensumpf gerathen und Herr Krause knieete vor ihr, um ihre Stiefel mit Moos zu reinigen. — Nein, nun die Freude, als sie hörte, der Kleine sei da, und dies Verziehen und Schmeicheln, als sie ihn wieder hatte — es war in meinen Augen übertrieben. Dann fuhr sie Emmi an und sagte, wenn sie besser auf das Kind geachtet hätte, wäre alle Angst nicht nothwendig gewesen, worauf ich etwas von Laubwerfen und Kokettiren mit Männern fallen ließ und daß es besser sei, selbst auf seine Kinder zu achten, als sich auf andere Leute zu verlassen. Sie antwortete spitz, Jeder müsse vor seiner eigenen Thür fegen, und wo denn meine Betti sei? Genug, wir setzten uns sehr ärgerlich zu Tisch und richtigen Appetit hatte Niemand außer der Bergfeldt: die sättigte sich, so zu sagen.

Wir hatten schon abgegessen, als Betti und Emil endlich ankamen. — Ich wollte heftig werden, allein mein Karl sagte: „Wilhelmine, halte Frieden, gieb Dir keine Blöße vor der Gesellschaft." Ich bezwang mich daher und sagte scherzend: „Nun Emil, ist die Uhr jetzt halb drei?" Er wurde verlegen. „Meine Uhr geht wohl etwas nach!" stotterte er. — „Ueber eine Stunde? Zeigen Sie mal Ihren Chronometer!" Er wurde noch verlegener. Dies war mir auffallend. „Vielleicht geht sie doch richtig," sagte ich

scharf, und zog an seiner Kette, um mich zu überzeugen. Es hing aber keine Uhr an der Kette, sondern nur ein Schlüssel. — „Die Uhr studirt wohl?" rief Onkel Fritz. — Ich dachte, ich sollte in den Erdboden versinken, der Bräutigam meiner Betti hatte seine Uhr versetzt! Die Krausen lachte, worauf ich empört aufstand und die Gesellschaft verließ. Ich mochte keine Menschen mehr sehen. Ueberall vergnügte Gesichter, Lachen und Scherzen bei den Leuten, die sich mittlerweile eingefunden hatten . . . mir klang es wie Hohn in den Ohren. Einsamkeit that mir noth, um mich ordentlich ausweinen zu können. So fand ich mich denn, ohne zu wissen wie, hinten im Garten bei dem Backofen der Frau Försterin und setzte mich auf den Holzblock, der dabei stand. Ach, mir war, als sei dieser Bock ein Henkersblock und ich sollte einen Kopf kürzer gemacht werden, solches Leid überkam mich. Die Zukunft lag in den schwärzesten Bildern vor meinen Augen. Was nützte die Erbschaft von der Tante aus Bützow, Emil würde ja doch Alles versetzen? Emil war leichtsinnig, das wußte ich nun, und Betti vertraute ihm rückhaltlos. Ein Schauder überflog mich von oben bis unten, denn wer Uhren versetzt, ist zu Allem fähig.

Nach geraumer Zeit kam Emmi zu mir. „Wir wollen fahren," sagte sie, „die Krausen hat nasse Füße und Papa findet kein Vergnügen mehr an der ganzen Tour." — „Was gehen ihn die Füße von der Krausen an?" — „Er meint, es sei Deinetwegen, denn wenn Du Dich nicht amüsirtest, habe er auch keinen Spaß." — „Ja, komm Kind, ich habe Sehnsucht nach Hause, man fährt doch nicht aus, um hinter einem Backofen zu sitzen und zu weinen."

Um sieben hielt der Kremser vor der Försterei. Ich ließ jeden sich setzen, wie er wollte; was konnte ich armes, ohnmächtiges Weib gegen die Unvernunft ausrichten? Der kleine Krause saß mutterseelenallein an dem Wasser auf der Erde und wollte nicht mit. „Nein," schrie er, „hier bleiben!" — „Aber so komm doch, Du sollst ein Stück Kuchen haben!" — „Nein." — Die Krausen hob ihn mit Gewalt hoch. „Er freut sich so sehr an den Pferden," sagte sie ganz katzenfreundlich zu Onkel Fritz, „nehmen Sie ihn ein bischen nach vorne." Dies geschah, und er saß zwischen Fritz und dem Kutscher. So fuhren wir denn ab, Alle mehr oder weniger verstimmt

da Bergfeldts sich auch über ihren Emil geärgert hatten. Die Krausen war sehr schweigsam.

Nach einer Weile sagte Onkel Fritz: „Herr Krause, ich fürchte, der Kleine fällt vom Bock," und gab ihn in den Wagen hinein auf Herrn Krause's Schooß, aber der meinte bald, das Kind säße doch wohl besser vorn. Der Junge weinte und gnauerte immer so vor sich hin. „Sollte ihm wohl etwas fehlen?" fragte ich mitleidig. — „I, wovon wohl?" sagte die Krausen kurz. — „Nun, wenn er sich den Magen verdorben hätte, sollte es mich nicht wundern." — „Ha!" lachte sie auf. — Die Herren wollten das Kind jedoch einstimmig nicht länger bei sich haben. — „Komm nach Tante Buchholz, Eduard," rief ich und nahm ihn zu mir. Ich gab ihn aber gleich weiter an die Krausen und sagte: „Er ist wohl am besten bei Ihnen aufgehoben, meine Liebe. Decken Sie ihn gut zu, damit er sich nicht erkältet, dies wird angenehmer für ihn sein und für uns." — Sie sagte, Kinder seien Kinder. — Ich sagte, wenn Kinder noch nicht reisefähig wären, ließe man sie zu Hause, worauf sie entgegnete, wenn Onkel Fritz nicht so schwer verdauliche Fischsachen mitgenommen hätte, wäre dem Kinde nichts passirt, aber nun sei es unwohl davon geworden. Ich hatte keine Lust, ihr zu antworten, mein eigener Kummer über Emil beschäftigte mich zu sehr und der Verdruß vom Nachmittage kam wieder hoch.

Viele Leute schwärmen ja sehr für Landpartien, aber ich muß sagen: ohne Brautpaare und ohne Kinder, die sind nur Ballast und verbubanzen die schönsten Fahrten, und abgespannt wird man auch von solchen Touren in größeren Gesellschaften, weil Einer immer auf den Andern passen muß und Einer meistens gesucht wird.

Ich athmete erst auf, als wir die ersten Gaslichter von Berlin wieder in Sicht hatten, denn im Kremser war es trübselig. Müde waren wir Alle mit einander, das einzige muntere in dem Wagen waren die beiden bunten Papierlampions, die an der Decke hingen. Die schaukelten hin und her und machten, von ferne gesehen, gewiß einen höchst vergnügten Eindruck. Aber kann man das Leben nur nach Papierlaternen beurtheilen?

Ein Polterabend in der dritten Etage.

Ich habe es immer gesagt: lange Verlobungen taugen nichts.

Wenn Zweie sich gut sind, so ist es allerdings besser, wenn man sie sich verloben läßt. Man giebt zwar seine Einwilligung, die Kinder sind ungemein glücklich, aber man träufelt doch eine Kleinigkeit Wermuth in den Jubel der jungen Herzen, indem der Hochzeitstermin in weite Ferne gerückt wird. Die Kinder fügen sich anscheinend gerne in diese Bestimmung, aber schließlich ist es nicht mehr zum Ansehen und man giebt nach und läßt sie Hochzeit machen.

So war es auch mit Bergfeldts. Die Auguste, die so wie so nichts zuzusetzen hatte, wurde denn auch ganz elend und schattenhaft. Wenn sie mit dem Kopf seitwärts gegen ein Licht stand, schien dasselbe durch ihre Nase, daß diese aussah wie ein Stück Nähwachs. Der Doktor verschrieb ihr allerdings Stahltropfen und zwischen durch versuchte sie es mit Malzextrakt, aber das Arzneiliche schlug nicht an.

Nun hatte Herr Weigelt, ihr Verlobter, denn, Gott sei Dank, durch gute Connexionen auf einem gerichtichen Büreau eine kleine Anstellung erhalten. Viel war es nicht, aber wenn der alte Weigelt ein bischen zuschoß, so konnte es eben gehen. — „Lieber lebendig in der Dachkammer, als todt in der schönen Kiste," sagte die Bergfeldten. Und deshalb wurden Anstalten zur Hochzeit gemacht.

Wäre ich in Bergfeldt's Stelle, so hätte ich die Hochzeitsfeierlichkeiten ganz einfach in der Familie abgehalten, denn das spart doch bedeutend, aber sie, die Bergfeldten, wollte keine Hochzeit ohne Sang und Klang. Sie meinte, man wäre es allein schon der Nachbarschaft schuldig und müsse deshalb etwas draufgehen lassen. Endlich kam man dahin überein, den Polterabend elegant zu bewerkstelligen und die Reste bei der Hochzeit ganz unter sich zu verwenden.

Um acht Uhr Abends sollte die Festivität beginnen. Die gute Stube, das Wohnzimmer und das Schlafzimmer waren zum Empfang der Gäste hergerichtet. Die Betten waren nach dem Boden transportirt und dort, wo der Waschtisch sonst steht, hatte die Bergfeldten einen Tisch mit grünen Ge-

wächsen hingestellt, weil Herr Bergfeldt, wie sie mir klagte, beim Waschen immer so schrecklich spaltert und die Tapete ruinirt hat. Stühle, Gläser und Geschirr lieferte ein Traiteur aus der Nähe, denn Bergfeldts bischen Einrichtung langte nicht.

Als wir gegen halb Neunen kamen, war die Wohnung schon ziemlich mit Menschen angefüllt. Die Damen wurden in die gute Stube genöthigt und saßen dort in einem angenehmen Halbkreise. Natürlich hatte die Bergfeldten ihre weiteste Bekanntschaft eingeladen, so daß man sich ziemlich fremd vorkam. Dann waren die Freundinnen von Auguste gebeten, die durchaus nicht wußten, was sie vorstellen sollten, und immer zu Dritt auf zwei Stühlen saßen, und auch Herrn Weigelt's Wirthin, bei der er als Student gewohnt hatte, war mit zugegen.

Die Herren standen im Wohnzimmer und rauchten. Herrn Weigelt's Freunde hatten sich zahlreich eingefunden: es waren mehrstens Studenten in älteren Semestern, ganz ansprechende junge Leute. Blos die Fräcke saßen ihnen merkwürdig, als wenn sie für Jemand anders gemacht worden wären.

Um neun Uhr war es so gerammelt voll, daß sich Keiner mehr rühren konnte. Mittlerweile ward Thee gereicht und man fing an, sich über Dieses und Jenes zu unterhalten. Das Brautpaar war bis jetzt noch nicht sichtbar gewesen.

Nun trat Onkel Fritz ein, der das Arrangement übernommen hatte. Ihm folgten zwei von Herrn Weigelt's Freunden, die jeder einen mit Blumen bekränzten Stuhl in die gute Stube trugen und dicht vor die Thüre stellten, die zum Wohnzimmer führt. Dann setzte Fritz sich an das Klavier — eine richtige alte Drahtkommode — und spielte den Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum, worauf das Brautpaar sich durch die Gäste drängte und auf den bekränzten Stühlen Platz nahm. Die Studenten riefen: Hoch! hoch! als sie eintraten und wir Andern applaudirten. Es war dies ein sehr schöner Moment, den Onkel Fritz richtig berechnet hatte.

Auguste Bergfeldt sah ziemlich verhältnißmäßig aus. Sie trug ein weißes Mullkleid mit Grün durchzogen. Wäre sie jedoch gescheidt gewesen, so hätte sie nie und nimmer ein ausgeschnittenes Kleid gewählt. Auch meinem Karl war es

aufgefallen, indem er mir später sagte, ihn hätte immer gefroren, so oft er sie ansah. Ich verwies ihm natürlich diese Bemerkung und erwiderte: „Karl, die Liebe ist etwas zu Erhabenes, als daß man Spott mit ihr treiben dürfte.“ — „Du hättest nur mal hören sollen, was die Studenten redeten!“ entgegnete er. — „Karl!“ rief ich, „dies wünsche ich nicht zu hören, und will es nicht hören. Ueberhaupt will ich nicht wissen, was die Herren in Abwesenheit der Damen reden. Studenten sind mir viel zu frei in ihren Ansichten!“

Onkel Fritz spielte nun etwas Gefühlvolles und meine Betti trat als Fee gekleidet mit dem Brautkranze auf. Sie sprach ein sehr schönes Gedicht, in welchem von dem Abschied vom Elternhaus, von der Jugend und dem Kindesglück die Rede war, von dem Unglück, das die Zukunft birgt. „Mit dem Brautkranz, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei!“ schloß das Gedicht. Schon gleich beim Anfang traten Augusten die Thränen in die Augen, und als es hieß: „Verwaiset und verlassen, vom theuren Elternhaus,“ fing die Bergfeldten auch an. Als aber zum Schlusse Betti die Auguste umarmte und diese in ein lautes Schluchzen ausbrach, konnten wir Alle nicht an uns halten und mußten die Taschentücher gebrauchen. Ich habe selten so etwas Weichmachendes erlebt. Nun, es ist am Ende auch keine Kleinigkeit, wenn man seine Tochter einem wildfremden jungen Menschen giebt.

Aus dieser Stimmung wurden wir durch einen unangenehmen Zwischenfall plötzlich aufgeschreckt. Ich hatte der Bergfeldten nämlich gesagt, sie sollte für den Abend ihren Hund Cissy eingesperrt halten, weil er durch sein ewiges Lungern aufdringlich würde. Das Thier mußte jedoch aus der Kammer entwischt sein und hatte sich unter die Gäste gemischt. Wahrscheinlich hatte nun einer von den Studenten das kleine Geschöpf nicht gesehen, denn mit einem Male ertönte ein gräßliches Geschrei, weil Jemand Cissy auf den Fuß trat. Wer es gethan hat, das kam nicht heraus.

Auguste sprang auf und nahm Cissy zu sich, der immer noch schrie, und suchte ihn zu beruhigen. „Schmeißen Sie die Thele doch raus, Fräulein!“ rief Herrn Weigelt's frühere Hauswirthin in einem sehr ungebildeten Dialekte. Ich habe mit dieser niedrig stehenden Person kein Wort gewechselt.

Auguste bestand nun darauf, das Thier, welches sich all-

mälig wieder gab, auf dem Schooß zu behalten, und so konnte das Poltern denn weiter gehen.

Hierauf kam ein Freund von Herrn Weigelt und stellte einen Schusterjungen vor. Leider konnten wir nicht verstehen, was er sagte, denn der Hund, der ihn nicht kannte, bellte ihn fortwährend an. Selbst als dem Thiere ein Seelenwärmer über den Kopf gebunden wurde, knurrte und kläffte es in Einem fort, bis Herr Bergfeldt Cissy beim Kragen nahm und an die Luft setzte. Hierüber ärgerte sich nun Auguste, die ein sehr unangebrachtes maulsches Gesicht zog und zu ihrem Bräutigam, der sie besänftigen wollte, sagte: „Ach was, laß mich!“ — „Das wird eine hübsche Ehe werden!“ flüsterte ich der Frau Polizeilieutenanten zu, die neben mir saß, worauf sie erwiderte: „Passen Sie auf, die kriegt ihn unter!“ — Dies glaube ich ebenfalls.

Nummer Drei war der kleine Krause. Mir ahnte ja gleich nichts Gutes, als ich ihn sah, die Krausen verzieht ihn zu sehr. — „Nun, Eduardchen,“ sagte die Krausen, „nun sprich Deinen Satz.“ Der Junge, den sie als Tyroler ausgekleidet hatten, schwieg und steckte den Finger in den Mund. „Wird es bald?“ fragte die Mutter. — Der Junge redete keinen Ton. — „Eduard, ich werde schrecklich böse!“ — Der Kleine verzog den Mund zum Weinen. — „Komm, Eduard, sei süß.“ — Eduardchen wollte aber nicht. — „Er hat sein Gedicht heute Morgen noch so schön gekonnt,“ sagte die Krausen laut, „aber die vielen Menschen machen ihn jetzt irre. Komm, Ede'chen, und sag' es Tante Auguste ganz leise vor und gieb ihr den silbernen Zuckerlöffel. Hörst Du, Eduard!!!“

„Das ist aber unser Löffel,“ rief das Balg, „Papa hat blos den Namen auskratzen lassen!“

Die Krausen wurde vor Aerger wie eine vergrätzte Furie. Der Junge aber lief heulend davon und schrie: „Mama will mir was thun. Papa! Papa!“ Herr Krause war so vernünftig und schaffte ihn nach Hause.

Wenn es nun ein bischen zum Lachen gegeben hätte, wären wir Alle wohl wieder munter geworden, aber eine Freundin von Auguste kam als Blumenmädchen und eine andere als Bäckerin mit einem Brod, das nie in der neuen Wirthschaft fehlen möge. Das zog nicht. Den Schluß

machte meine Emmi als Königin der Nacht mit einem schwarzen Schleier um, der ganz von Goldpapiersternen übersäet war. Das Kind hatte sich dies ganz allein ausgedacht und sagte: „Ich komm' aus weiter Ferne, mein Reich sind Mond und Sterne, — wenn Alles schläft, dann wacht — die Königin der Nacht. — Ein Liedchen will ich singen, — es soll zum Ohre dringen, — und seid Ihr einst allein, — o dann gedenket mein!" Hierbei überreichte sie ein Photograpie-Album mit dem Lohengrin darauf, wie er Adieu sagt' und sang zu Onkel Fritzens Begleitung das schöne Lied: „Wir saßen still am Fenster, das Licht war ausgebrannt." Als sie geendet hatte, wollte der Applaus gar kein Ende nehmen; die Studenten tobten förmlich und deshalb sang sie noch als Zugabe: „Wenn ich nach meinem Kinde geh', in seinem Aug' die Mutter seh'!" Man sagte ihr außerordentliche Komplimente über ihren Vortrag. Ja, einer von den Studenten hatte gemeint: „Es fragte sich sehr, ob die Gerster das auch könnte, Fräulein Buchholzens Gesang hätte etwas ungemein Melodisches."

Die Herren hatten mittlerweile die Cigarren nicht ausgehen lassen und es war sehr heiß geworden, daß der Fensterschweiß nur so herunterlief, weshalb der Heringssalat, der nun gereicht wurde, sehr erquickte, obgleich nach meiner Meinung zu viele Kartoffeln hineingeschnitten waren. Wir Damen tranken Limonade dazu und die Herren hatten Bier. Die Studenten waren so liebenswürdig und besorgten das Einschenken.

Vom Sitzen an Tischen war bei der Menschenfülle natürlich nicht die Idee, man reichte herum: belegte Butterbröde und Kuchen, Alles reichlich und auch recht gut.

Die jungen Leute wünschten nun zu tanzen. Die Studenten schoben die Drahtkommode eins, zwei, drei nach dem Schlafzimmer, obgleich Herr Bergfeldt ein etwas bedenkliches Gesicht machte, und dann ging der Tanz los, immer zwei Paare zur Zeit. Es war eben so eng, wie auf einem Subskriptionsball. Empörend fand ich, daß die Studenten auch den Tisch mit den grünen Gewächsen auf den Flur hinaustransportirten, denn nun sah man die von Herrn Bergfeldt ramponirte Wand erst recht. Die Bergfeldten hätte auch ein Stück Tapete darüber kleben können.

Während wir so dasaßen und plauderten, sagte die Frau Polizeilieutenant zu mir, daß meine Emmi eine wirklich ausgezeichnete Stimme habe und daß es schade wäre, wenn man sie nicht ausbildete.

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht," antwortete ich, „das Kind singt ganz nach dem Gehör!"

„Meine Tochter soll auch Unterricht haben," sagte die Polizeilieutenanten. „Ich kenne eine Dame, die Schülerinnen sucht. Sie war früher bei der Oper. Heut zu Tage werden die Stimmen ja so sehr bezahlt. Nehmen Sie nur einmal die Patti und die Lucca an. Den Ruhm und das Geld!"

Mir schwindelte ordentlich. Hatte Emmi nicht soeben ungeheuren Beifall geerntet? Hatte sie nicht zum Entzücken gesungen? „Ich werde mit meinem Manne reden," erwiderte ich. „Ueberdies muß etwas für das Kind geschehen!" — Mein Gott, wenn ich denke, meine Emmi könnte ein so fabelhaftes Glück mit ihrer Stimme machen. Zu großartig. Mein Karl wird schon wollen, wenn ich ihm Alles ordentlich auseinandersetze.

Mittlerweile war es nach Zwölfen geworden. Das Brautpaar saß ziemlich still in einer Ecke, da Auguste das Tanzen nicht bekömmlich war und sie auch nicht litt, daß ihr Verlobter mit einer Anderen tanzte. Herr Bergfeldt wurde immer einsilbiger. Die Studenten sangen gerade „Wohlauf noch getrunken," als geklingelt wurde. — „Gewiß der Hauswirth, dem der Lärm zu arg geworden ist," sagte die Polizeilieutenanten.

Wir lauschten, was wohl kommen und ob es richtigen Spektakel geben würde. Aber nein. Feierlich erklang es: „Ich steh' allein auf weiter Flur" und als die Nummer zu Ende war, kam der Schunkelwalzer daran. Einige Beamte von Herrn Bergfeldt's Bureau, die einen Hornistenklub bilden, machten ihm die Ueberraschung und brachten ihre Blechinstrumente mit, auf denen sie wirklich ausgezeichnet bliesen.

Auf allgemeines Verlangen spielten sie hierauf die Schaarwache, die erst leise anfängt und zuletzt immer lauter wird, bis die Ohren dröhnen, und Alles trommelte mit.

Da kam der Hauswirth.

Diese Stille. Es war unheimlich!

Gegen Tanzen und Singen hätte er Nichts, sagte er, aber solches Radaumachen müsse er sich verbitten. — Herr Bergfeldt entgegnete, er könne in seiner Wohnung aufstellen, was er wolle. — Nur kein Irokesengeheul und keine Wachtparade, der Kalk fiele ja unten von den Decken. — Das liege am Hause. — Wenn es ihm nicht gefiele, könne er ja ausziehen. — Das wäre ihm gerade recht. — Kein Miether verwohne soviel, wie Bergfeldts, er möchte sich nur mal die Tapete ansehen. — Das ginge ihn gar nichts an. — Nun drängten die Studenten sich dazwischen. Wir Damen wollten schon fliehen. „Ruhe, meine Herren!" rief mein Karl, „Sie hören ja, daß der Herr Wirth nichts dagegen hat, wenn wir noch ein wenig tanzen und vergnügt sind."

„Es ist alle!" rief der Hauswirth grob.

Onkel Fritz kam jedoch mit einem frischen Glase Bier. „Wir sind ja nur einmal jung," sagte er. „Sie werden doch das Brautpaar mit uns leben lassen!" Der Hauswirth knurrte anfangs noch, aber dann that er Bescheid. Hierauf brachten die Studenten ihm ein Hoch aus und die Bergfeldten ging ihm mit etlichen schönen Stullen unter die Augen, die er denn auch annahm.

So rechtes Leben wollte sich jedoch nicht wieder einstellen und Einzelne fingen an, sich auf französisch zu drücken. Es wurde leerer und auch wir sagten Gute Nacht. Auguste sah gräßlich übernächtig aus. Wie soll das blos werden?

Als wir gingen, saßen Onkel Fritz und die Studenten mit dem Hauswirth an einem Tisch und tranken Brüderschaft mit ihm.

Wann Bergfeldts zu Bett gekommen sind, weiß ich nicht; wahrscheinlich erst zwei Tage darauf.

„Karl," sagte ich auf dem Heimwege, „wenn unsere Betti Hochzeit macht, werden wir außer dem Hause Polterabend feiern."

„Das hat noch keine Eile!" antwortete er kurz. „Fürs Erste hab' ich genug und Bergfeldts werden wohl für längere Zeit genug haben!" — Von meinen Ideen mit Emmi schwieg ich. Wenn Männer ihre Launen haben, muß man sie aus-

grollen lassen. Er wird sich wundern, wenn das Kind berühmt und groß dasteht. Und meinen Willen werde ich schon durchsetzen.

❦ ❦

Warum wir ins Bad müssen.

Es ließ sich nicht leugnen: Emmi hatte großen Erfolg gehabt. Sollte das Talent nun in der Landsbergerstraße einrosten und konnte ich das verantworten? Nein, ich weiß, daß wir alle dereinst Rechenschaft ablegen müssen und keine Entschuldigungen gelten, denn ich bin nicht wie die Bergfeldten, die im Stande ist, mit in das Weltgericht hineinzureden, wenn man nicht so vorsichtig ist, sie bis zuletzt liegen zu lassen. Emmi's Organ mußte künstlerisch ausgebildet werden. Ich hielt dies um so mehr für meine Pflicht, als die Polizeilieutenanten sehr zuredete und mir vorstellte, daß, wenn meine Emmi mit ihrer Tochter zugleich Gesangstunde nähme, die Lehrerin es bedeutend billiger thäte. Ich wäre gewiß keine deutsche Hausfrau, wenn ich einen solchen Vortheil außer Acht gelassen hätte. Nein, wo sich mir etwas Billiges bietet, da nehme ich es, nur in den Fünfzig-Pfennig-Bazaren kaufe ich nicht wieder, weil man hinterher mehr für Leim und Kitt ausgeben muß, als der ganze Kram gekostet hat. Auch mein Karl, dem ich natürlich erst Mittheilung machte, als das zweite Quartal bezahlt werden mußte, und es Sünde gewesen wäre, mitten in der Ausbildung abzubrechen, gestand, daß er über den Preis nicht erzürnt sein könnte. Diese Zusicherung beglückte mich sehr.

Meine Emmi machte nun aber auch rasende Fortschritte, wie ihre Lehrerin versicherte, so oft sie bei uns war. „Noch einen Kursus," sagte sie, „und Ihr Fräulein Tochter hat eine Höhe wie die Lucca. Bereits jetzt bringt sie das hohe C mit Leichtigkeit heraus und die Coloraturen bekommen schon so etwas Schmalzhaftes, als hätte sie den Ansatz der Artôt." Auch hierüber war ich höchlichst erfreut und dachte: wenn Emmi berühmt wird, vergehe ich vor Wonne. Und warum sollte meiner Tochter dies Glück nicht blühen? Es ist schon.

Manche eine große Sängerin geworden, deren Familie mit uns durchaus nicht auf gleicher Höhe steht.

Frau Grün-Reifferstein war auch gerade die rechte Lehrerin für unsere Töchter. Oft erzählte sie mir und der Polizeilieutenanten von ihrem früheren Bühnenleben und den Gefahren, welche den jungen Anfängerinnen dort drohen. Sie aber sei stets stark geblieben und habe sich nie erniedrigt, selbst nicht, als einmal ein Fürst sich linkshändig mit ihr hätte trauen lassen wollen. Sie wisse, was es hinter den Kulissen auf sich habe für Alle, welche nicht gefestigt zur Bühne gingen, sie aber festigte ihre Schülerinnen, eben weil sie jene Gefahren kennen gelernt. Wie froh war ich, meine Emmi in so guten Händen zu wissen. Daß die älteste Tochter von der Heimreichen aus erster Ehe auch bei der Grün „studirte", wie sie es nennen, war mir zwar nicht recht mit, aber sie sollte ja etwas Stimme haben und da drückte ich denn ein Auge zu, obgleich die Mutter mir ein Greuel ist. —

Es liegt im Prinzip des Grün-Reiffersteinschen Gesangsinstitutes, alljährlich eine Aufführung zu veranstalten, damit die Eleven zeigen, was sie gelernt haben. Die Angehörigen der Schülerinnen und Schüler — es sind nämlich auch Schüler da — mit ihren Bekannten und Freunden bilden das Publikum und da das Entré nur eine Mark beträgt, ist es natürlich gequetscht voll in dem Saal, wo eine hübsche Bühne aufgeschlagen ist und die Kunst mit edler Hingabe und sittlichem Ernst gepflegt wird, wie die Grün selbst sagt.

Diesmal sollte meine Emmi auch singen und zwar die „Gabriele" aus dem „Nachtlager zu Granada"; erst die Szene, in welcher der Jäger ihr die entflogene Taube wiederbringt, und dann die Stelle, wo sie den eingeschlafenen Jäger steinigt, um ihn vor den Banditen zu warnen.

Die Aufregung war eine große. Vier Wochen lang vorher drehte sich Alles um die Aufführung, daß ich sogar verbieten mußte, in Gegenwart meines Mannes davon zu reden, der schon zornig wurde, wenn er das Wort Probe, Kostüm, Aufführung oder dergleichen nur hörte. Mir aber war die Sache nicht egal. Zunächst kam Alles auf das Kostüm an. In einer Maskeradenfahne wollte ich Emmi nicht auftreten lassen und deshalb mußte die Schneiderin

herbei und ihr ein weißes Satinkleid von modernem Schnitt mit Schleppe machen, das wir mit Gold und rothem Atlas garnirten, weil das Stück in Spanien spielt. Schöne hohe Absatzstiefelchen durften nicht fehlen. Die Grün-Reifferstein fand das Kostüm für ein Hirtenmädchen allerdings etwas zu prachtvoll, aber ich äußerte bestimmt, daß meine Tochter nicht wie eine Schlampe erscheinen sollte und ohne das Kleid keineswegs auftreten würde. Da gab sie denn klein bei. Wenn man es kann, will man den Leuten doch auch zeigen, daß man's hat.

Es wäre aber doch wohl besser gewesen, wir hätten das Kleid nicht machen lassen. Ich denke noch mit Ingrimm daran.

Also der Tag der Aufführung nahte, wie alle großen Ereignisse schließlich und zuletzt herankommen. Wir von unserer Seite waren eine anständige Zahl, denn wir nahmen die ganzen Bergfeldts, Krauses, Weigelts und noch einige von deren Freunden mit. Dr. Wrenzchen, dem ich eine Einladungskarte geschickt hatte, ließ sich entschuldigen, er habe keine Zeit. Ach, er hat nie Zeit, wenn er nicht kommen will, denn wie ich später erfuhr, hat er an demselben Abend draußen bei Patzenhofers gesessen und mit seinen Genossen Skat gespielt, obgleich es hoher Termin ist, daß er sich nach einer netten Frau umsieht. Nun, ich dränge ihm meine Töchter nicht auf. Aber so sind die Mediziner einmal.

Ich begab mich rechtzeitig in die Garderobe, um Emmi anzukleiden. Die Heimreichen war ebenfalls dort bei ihrer Tochter, welche das „Aennchen" aus dem Freischütz singen sollte. Liebe Güte, wie sah das Wurm aus. Unter uns gesagt, das Kostüm war nicht einmal ganz sauber und wer weiß, woher die Heimreichen es geliehen hatte. Wahrscheinlich bei einer ganz billigen Maskentante aus der Brunnenstraße oder sonst aus der Gegend. Es war ein wahrer Klater, der abscheulich saß. Ich that, als wenn die Heimreich für mich nicht anwesend war.

Wie sie nun das Kostüm meiner Tochter sieht, wird sie anzüglich. „Ihre Emmi soll wohl bei Hofe auftreten?" fragte sie spinnegiftig. — „O nein!" antwortete ich spitz, weil noch andere Leute in der Garderobe waren, denen ich zeigen wollte, daß ich mir Nichts bieten lasse und wenn zehn solche

kommen wie die Heimreichen. „Sie wissen, meine Beste, ich bin einmal für die Propperté.“ — „Soll das auf mich gehen?“ rief sie und stellte sich vor ihre Tochter, daß diese meinen forschenden Blicken entzogen wurde.

„Ich habe keinen Namen genannt,“ erwiderte ich. — „Nun, meine Damen,“ rief sie boshaft, „wenn die Buchholzen meint, daß wir Alle ihr nicht gut genug sind, so ist das ja recht hübsch von ihr. Wir geben uns, wie wir sind; Dickthun, wo Nichts dahinter steckt, ist Gottlob nicht unsere Sache.“ „Ich finde auch, daß Fräulein Buchholz sich mehr herausstaffirt, als sonst immer bei uns Mode war!“ rief ein ältliches Mädchen dazwischen, das gerade vor dem Spiegel stand und sich schminkte. „Ja!“ half ihr die Heimreichen, „wo überhaupt Nichts dran ist, das muß sich natürlich behängen, wie eine Kunstreitersche!“ — Dies war mir zu viel, aber ich beherrschte mich und sagte laut zu meiner Tochter: „Kümmere Dich nicht darum, was Leute sagen, die über Komödie die Augen verdrehen, und wenn es nur ein Puppentheater ist, aber hinterher doch nicht von der Bühne bleiben. Es ist ja nur der blasse Neid.“ — Nun war der Skandal da. Jede hatte Etwas zu sagen. Emmi brach in Thränen aus. Es gab einen reellen Aufstand.

Die Grün-Reifferstein hatte den Lärm gehört und eilte von der Bühne in die Garderobe. Nur mit Mühe schaffte sie sich Gehör. „Meine Damen,“ rief sie, „erledigen wir den Streit nach der Aufführung, wir müssen gleich anfangen, das Publikum trampelt schon. Darf ich diejenigen Damen, welche nicht aktiv sind, bitten, sich in den Saal auf ihre Plätze zu bemühen.“ — Das war ja recht schön, aber meine Emmi wollte nun nicht mitthun. Sie weinte noch immer. „Aber Kind,“ rief ich entsetzt, „Bergfeldts, Krauses und alle die Andern sind doch nur gekommen, um Dich zu hören, Andere können gröhlen so viel sie wollen. Bedenke doch das theure neue Kleid.“ — „Das ist mir einerlei,“ schluchzte sie, „wenn man mich so behandelt, gehe ich keinen Schritt auf die Bühne.“ — Die Grün-Reifferstein gerieth in Verzweiflung. „Wir können die Nummer unmöglich fallen lassen, Sie müssen singen.“ — „Nein, ich will nicht!“ antwortete Emmi. — „Aber bestes Fräulein,“ stöhnte die Grün. Dann flüsterte sie ihr zu: „Was würde Herr Meyer davon denken?“ — Emmi besann

sich einen Augenblick und sagte darauf: „Ich will doch lieber singen."

Ehe ich mich erkundigen konnte, welche Bewandtniß es mit ‚Herrn Meyer' auf sich habe, hatte die Grün uns hinauscomplimentirt und wir mischten uns unter das Publikum.

Mir war das Herz schwer, als ich auf meinem Platz saß. Der Aerger hatte mich mehr aufgeregt, als ich mir eingestehen wollte. Und dann dieser Herr Meyer? Der wollte mir gar nicht aus dem Kopfe.

Die Grün-Reifferstein setzte sich nun an das Klavier, das hinter einer Pappwand seitlich neben der Bühne stand und als Orchester diente, und der Zauber ging los. Heimreichens Elisabeth und das ältliche Mädchen, welches vorhin so infam gegen mich gewesen war, verzapften „Duett und Arie" aus dem Freischütz. Es war unanhörbar. Die Elisabeth wußte nirgends mit den Händen zu bleiben, und sang so falsch, daß es einen Hund jammern konnte, wobei sie den Mund aufsperrte, daß er wohl hinten herum gegangen wäre, wenn die Ohren nicht im Wege standen. Trotzdem erhielt sie Applaus, denn die Heimreich's Clique klappte mit den Händen, als wären es Waschhölzer. Ich rührte mich nicht und als die Bergfeldten neben mir auch applaudiren wollte, hielt ich ihre Hände fest. Dies sah die Heimreich und warf mir einen Blick zu, der nichts Gutes ahnen ließ.

Nun kam meine Emmi dran. Richtig, da stand ja auf dem Zettel: „Gabriele . . . Frl. C. B. Ein Jäger . . . Herr Meyer!" — Der Vorhang ging hoch. Herr Meyer in Jägerkostüm trat vor und sang. Ein entsetzlich langer Mensch, der mit dem Kopf fast an die Decke stieß und vor innerlicher Angst immer rechts und links schielte, als hätte er ein böses Gewissen. Nun öffnete sich die Thür der Hütte — meine Emmi erschien. Ein lautes „Ah" ging durch das Publikum. Mir polterte ein Stein von der Brust, ich merkte, sie gefiel.

Emmi fing an zu singen. Als sie jedoch auf den Jäger zugehen wollte, konnte sie nicht weiter, denn es hatte sich ihre Schleppe hinter den Kulissen festgehakt. Das Kind kam aus der Contenance und schwieg. Der Jäger sah das Malheur und machte galant die Schleppe los. Das Publikum lachte und die Heimreich am lautesten. Emmi begann von vorne; es war sehr deprimirend. Mein Karl flüsterte mir zu:

„Dies ist das erste und letzte Mal, daß Emmi Komödie spielt." Als der Vorhang fiel, rührte sich keine Hand. Nur die Bergfeldt, die ich vorher darum ersucht hatte, applaudirte aus Leibeskräften. Alle Blicke richteten sich nach uns. Ich hätte in die Erde sinken mögen. Die Heimreichen lachte laut und höhnisch.

Nach einer Pause folgte die zweite Szene. Mitten auf der Bühne stand ein kleines Kanapee, ohne Lehnen, als Lager für den Jäger, links hatten sie eine oben mit einem Fenster versehene Hauskulisse quer hingestellt, aus welchem Emmi heraussingen mußte. Herr Meyer war mit seiner Arie zu Ende und legte sich nieder, aber, da er zu lang war, ragten seine Beine weit über das Lager hinweg. Das Publikum amüsirte sich. — Meine Emmi erscheint. Sie singt ihr Lied und wirft die Steine nach dem Jäger. Um ihn besser zu treffen, beugt das arme Kind sich zu weit nach vorne und — mir wird noch grün und gelb vor den Augen, wenn ich nur daran denke — die Kulisse neigt sich und fällt mit sammt meiner Emmi langsam herunter, gerade auf den schlafenden Jäger. Das Tischchen auf dem sie gestanden, krachte hinterdrein. Die modernen hochhackigen Schuhe waren natürlich Schuld daran. Die Schleppe that auch ihr Theil dazu. Ich stürzte auf die Bühne. Zum Glück hatte Emmi sich nicht verletzt, aber dieser Herr Meyer hielt sie zärtlich an sich und tröstete sie und sagte: „Theure Emmi, danken wir Gott, daß es so abgelaufen ist. Den Theatermeister bringe ich um." — „Theure Emmi!" sagte der Mensch. Mir fiel es wie Schuppen von den Sehnerven.

Die Grün, welche vor dem Vorhang das Publikum beruhigt hatte, daß kein Unglück geschehen, kam nun dazu.

„Also auf solche Weise ‚festigen' Sie Ihre Schülerinnen?" fuhr ich sie an. „Sie dulden, daß die Ihnen anvertrauten jungen Mädchen sich von Ihren Schülern die Köpfe verdrehen lassen?"

Und da antwortete mir diese Person: „Madame, es scheint, Sie haben vom Theater gar keine Idee. Ueberdies halte ich Herrn Meyer für eine sehr gute Partie, denn er hat Talent und kann es weit bringen."

Ich drehte ihr kalt den Rücken zu und ging mit Emmi in die Garderobe, ihr beim Umkleiden behülflich zu sein.

Sie mußte bekennen. Da erfuhr ich denn, daß es allgemein üblich unter den Eleven und Elevinnen der Grün sei, sich in einander zu verlieben, das gehörte einmal zur Kunst, da man nur die Empfindungen wahr darstellen könnte, die man tief im Innersten fühlte. Ich danke. Ich hätte der Grün von vornherein nicht glauben sollen, denn das ewige Singen von Liebe und noch einmal von Liebe und das Komödienspielen, wobei auch immer nur von Liebe die Rede ist, muß ja schließlich die unerfahrene junge Welt zu Unfug verleiten. Und man redet der Grün nach, daß sie ihre Lehrlinge vor den Gefahren der Bühne warnt und sie festigt. Abscheulich!

Wir fuhren nach Hause. Mein Karl war verletzt. Er schalt nicht einmal, aber ich sah ihm an, wie sehr ihn die Blamage wurmte. Und das mit dem Meyer wußte er noch gar nicht einmal.

Ich hielt es aber für meine Pflicht, ihm auch dies zu sagen.

„Wilhelmine," sprach er, „siehst Du nun Deine Thorheit ein? Warum willst Du das Glück stets außerhalb Deiner vier Wände suchen? Was drängst Du Dich in Verhältnisse, die für uns nicht passen?"

„Ich wollte ja nur Emmi's Bestes, sie sollte berühmt und groß werden!" schluchzte ich.

„Wir haben jetzt an Anderes zu denken," antwortete Karl. „Das Kind muß fort, es darf dem spöttischen Mitleid der Bekannten nicht ausgesetzt werden. Wirke dahin ein, daß sie den Herrn Meyer vergißt; einen Grün-Reifensteinschen Sangesbruder wünsche ich nicht zum Schwiegersohn."

Da überlegten wir, es möchte wohl am zweckmäßigsten sein, wenn ich mit Emmi ins Bad reiste.

Das Kind mag sich nirgends sehen lassen, weil es sich schrecklich schämt und den Spott der Bekannten fürchtet; kaum daß es wagt, einen kurzen Spaziergang nach dem Friedrichshain zu machen. Es bleibt uns daher nichts übrig, als den Parnaß ungeschoren zu lassen und die kühlen Ufer der Ostsee aufzusuchen. Unser Traum von Ruhm und Größe ist schändlich zerstört. Ich sehe leider ein, daß die Luft als Grundstück nicht viel taugt und es ganz einerlei ist, ob man darin ein Schloß oder eine kleine Landstelle baut,

die Sache ist und bleibt windig. Hätte mir die Polizeilieutenantin nicht so zugeredet und wäre die Grün-Reifferstein nicht so gleißend gewesen — ich hätte Emmi nicht öffentlich auftreten lassen. Freilich war es nur eine Privataufführung, aber alle Bekannte waren dabei und das ist noch schlimmer als die Oeffentlichkeit.

Wir mußten ins Bad und zwar je eher, um so besser.

Ehe wir abreisten, machte ich noch einen Besuch bei den jungen Weigelts, den ich lange genug aufgeschoben hatte, obgleich ich ihn schuldig war, wenn auch nur aus Anstandsrücksichten.

Die Bergfeldten sagte zwar schon öfter zu mir: „Buchholzen, warum sind Sie noch nicht ein einziges Mal bei meiner verheiratheten Aeltesten gewesen. Sie wissen doch, wie gerne das Kind Sie immer hatte!" aber ich ging aus verschiedenen Gründen nicht.

Erstens wollte die Bergfeldten sich nur breit machen mit der Einladung und mir mit dem Tulpenstengel zu verstehen geben, daß sie bereits im Besitze einer verheiratheten Tochter sei, während meine Beiden an dergleichen noch nicht denken, weshalb ich mich allerdings freundlich, aber doch ablehnend verhielt, indem ich mich nicht bei Weigelts sehen ließ. Zweitens bin ich zu ästhetisch veranlagt, als daß mir die Hütten der Armuth gefallen, um bildlich zu reden. Du liebe Güte, Bergfeldts hatten kaum so viel, wie sie gebrauchen, der Polterabend hatte gekostet, er — Weigelt — hat sein bischen Beamtengehalt am Gericht, sie — die Auguste — konnte auch nur das Nothwendigste mit in die Ehe bringen, und rechnet man dies Alles zusammen, so ergiebt sich, wie die Dichter es nennen, die Hütte der Armuth.

Es kann jedoch auch eine bescheidene Wohnung mit sehr bescheidener Einrichtung angenehm sein, wenn Alles ordentlich nett und sauber ist, aber da die Auguste von jeher verzogen wurde und sich die Hände nicht naß machen mochte, so konnte ich mir vorstellen, wie es bei ihr aussehen mußte, und diese Wahrnehmung suchte ich mir so lange wie möglich zu ersparen.

Auch litt ich nicht, daß die Kinder Weigelts besuchten. Ich sagte, es paßte sich nicht, junge Eheleute zu stören. Der eigentliche Grund meiner Weigerung lag jedoch tiefer.

Die Bergfeldten hatte die beiden jungen Leute mit Hilfe von Bilse's Konzerten zusammengekuppelt, so daß wahre Liebe den Bund nicht heiligte, und ferner betrug Auguste sich auf dem Polterabend derart impertinent gegen ihren Verlobten, daß selbst die Frau Polizeilieutenanten bemerkte, ‚sie würde ihn schon unterkriegen!‘ Eine Ehe, in der statt Liebe nur Knuff und Buff herrscht, ist kein Anblick für meine Kinder. Es ist Sünde, heranwachsende junge Leute vor dem Heirathen kopfscheu zu machen.

Nun aber konnte ich meine Visite nicht länger aufschieben und schließlich war ich auch neugierig, ob ich und die Frau Polizeilieutenanten richtig prophezeit hätten. Ich zog mich daher ein bischen nett an und turnte von der Landsbergerstraße nach der Ackerstraße. Es ist dies ein ziemliches Ende, und als ich eben aus dem Hause war, fing es an zu regnen. Es waren Niederschläge, wie sie Klinkerfues erfunden hat, nicht eben heftig, aber doch naßkalt und eklig. Angenehm war die Tour nicht.

Als ich in der Ackerstraße anlangte, mußte ich das Haus erst suchen, was ziemlich schwierig ist, da zwischen den Häusern so viele Kirchhöfe liegen.

Endlich fand ich die Hausnummer. Das Haus sah von Außen ganz wohlgebildet aus, aber drinnen diese steilen und schmalen Treppen, diese elenden Etagethüren, diese erbärmlichen Thürgriffe, diese jammervolle blaugraue Farbe, mit der die Wände gestrichen waren, dies wacklige Treppengeländer! Alles ließ sofort erkennen, daß der Baumeister die Außenseite für Couponschneider, das Innere dagegen für die Pauvreté ins Dasein rief.

Als ich die vierte Treppe genommen hatte, war mir die Puste derart ausgegangen, daß ich kaum Kraft genug besaß, an der Klingel zu reißen.

Zum Glück mußte Auguste gehört haben, daß Jemand auf den Thurm geklettert war, denn sie öffnete die Thür, und als sie mich erkannte, rief sie hoch erfreut:

„Ach, wie schön, daß Sie mich besuchen!“

„Laß mich nur erst zu Athem kommen!“ entgegnete ich mühevoll, während sie mir den Mantel und Hut abnahm. „Die Treppen sind ja entsetzlich steil!“

„Das sind sie!“ erwiderte Auguste, „aber wir grämen uns

nicht darüber!" Dabei sah sie mich an und lächelte mir fröhlich zu.

Es war gut, daß ich saß, denn diese Antwort machte mich ganz perplex.

Auguste, die sonst gleich maulte, wenn ihr etwas unbequem schien, war mit diesen Hühnerstiegen von Treppen zufrieden! Ehe ich antworten konnte, sagte sie: „Ich mache Ihnen eine Tasse recht heißen Kaffee, der wird Ihnen bei dem unangenehmen Wetter gut thun." Und fort aus dem Zimmer war sie.

Ich hatte nun Muße, das Wohnzimmer gründlich studiren zu können. Es war nicht groß, aber auch nicht klein, nur ein bischen gar zu niedrig für Jemand, der mehr Höhe gewohnt ist. Die Tischdecke war weiß und sauber, auf der Kommode stand die Lampe, daneben lag ein Album. Nirgendwo war zu viel, aber auch gerade nicht zu wenig.

An dem Fenster stand der Nähtisch. Neugierig, wie ich war, ging ich hin, um zu sehen, was Auguste arbeitete. Ich denke, mich soll der Affe frisiren, als ich das Tuch aufhebe, welches sie über ihre Arbeit geworfen — es waren bunte Federblumen.

Auguste kam mit dem Kaffeegeschirr, als ich mich gerade wieder an meinen Platz begeben und einigermaßen gefaßt hatte. Sie ging ab und zu und holte bald dies, bald jenes. Auch Kuchen legte sie auf ein Tellerchen und dann machte sie den Kaffee.

„Kind!" rief ich erstaunt. „Nimm mir's nicht übel, aber wo hast Du alle die kleinen Geschicklichkeiten gelernt? Das war doch früher nicht!"

Sie schwieg ein wenig, dann sagte sie: „Es lernt sich Manches, wenn man muß." — Aha, dachte ich, ihr Mann wird sie wohl gehörig zurechtsetzen. Aber ich verwarf diesen Gedanken wieder, weil er doch eigentlich nie viel mehr war als ein schüchternes Lamm. Der Kaffee war für die Ackerstraße recht gut, vielleicht hatte Auguste auch ein paar Bohnen mehr genommen, um mir zu imponiren. Das liegt so in der Bergfeldtschen Art, wenn ich nur allein die Mutter bedenke.

Auguste fragte mich, ob es mir recht sei, wenn sie beim

Plaudern ihre Arbeit fortsetzte . . — „Du nähst auch wohl schon Allerlei, woran Du früher nicht dachtest!“ sagte ich und schmunzelte ein wenig dabei. „Gewiß!“ antwortete sie und stellte einen Kasten mit bunten Federn auf den Tisch und begann eifrig, Blumen daraus zu formen.

„Aber Kind! Was machst Du denn da?“ rief ich.

„Ihnen kann ich es gerne sagen,“ antwortete Auguste, „denn Sie sind eine Freundin, wenn ich es auch nicht an die große Glocke hängen möchte. Diese Blumen arbeite ich für eine Fabrik und verdiene damit, wenn auch nicht viel, so doch Etwas!“

„Du wirst doch nicht nöthig haben, für Geld zu arbeiten? Dein Mann hat ja Gehalt — —“

„Wir könnten auch auskommen, wenn wir uns einrichten,“ erwiderte sie, — „aber — — —“

„Nun aber?“ drängte ich.

„Wir haben Schulden,“ flüsterte sie leise und wurde roth. „Das Sopha ist erst zum Theil bezahlt und die Stühle — —“

„Ich dächte, die Einrichtung hätten Deine Eltern übernommen?“

Auguste wurde noch röther. „Mama nahm die Sachen auf Borg. Die Hochzeit kostete viel, neue Kleider wurden angeschafft und manches Unnöthige dazu und schließlich hat der Hauswirth Papa wegen des Lärms auf dem Polterabend doch noch gekündigt. Der Umzug wird auch wieder kosten. Sie wissen, Papa besitzt keine Kapitalien.“

Damit erzählte sie mir gerade nichts Neues. Um sie zu trösten, meinte ich: „Nun, wenn Deine Eltern jetzt auch nicht mit dem Möbelfritzen in Ordnung kommen, so werden sie es später. Diese Art Leute giebt ja Kredit bis zum jüngsten Tag!“

„Mama hatte unserem Lieferanten mehr versprochen als sie halten konnte. Darüber ward der Mann aufgebracht. Er kam zu uns und wollte die Möbel wieder abholen und machte uns eine abscheuliche Szene. Die Nachbarn standen auf den Treppen und freuten sich an den groben Redensarten des Mannes, der erst ging, als mein Franz ihm mit Hausfriedensbruch drohte.“

„Da war't Ihr ihn ja los!“

„Aber die Schande blieb bei uns. Wir waren grenzenlos vor den Nachbarn blamirt. Mir war, als wenn alle Freundlichkeit aus unserer kleinen Wohnung verschwunden sei und nie wiederkehren könnte. O, ich wagte es nicht, meinen Mann anzublicken!" Auguste trocknete die Thränen, welche ihr die Erinnerung in die Augen trieb.

„Und was sagte er? Er war natürlich entsetzlich grimmig."

„O nein," rief Auguste, und ihr ganzes Gesicht verklärte sich. „Er hatte kein hartes Wort, weder für die Mama, noch für mich. Er fragte, indem er meine beiden Hände faßte und mich kummervoll anblickte: ‚Auguste, wär' es nicht besser gewesen, Du wärest aufrichtig gewesen und hättest mir gesagt, wie unsere Angelegenheiten standen? Es hätte dann Alles in Güte geordnet werden können.' Da warf ich mich an seine Brust und weinte: ‚Verzeihe, Franz, ich will nie wieder ein Geheimniß vor Dir haben.' Ich versprach ihm, stets aufrichtig zu sein, wie er es gegen mich von jeher gewesen ist."

„Das war ganz nett von Dir," sagte ich, „aber ich begreife nur nicht, wie man sich wegen der paar Möbel so exaltirt benehmen kann?"

„Es war der erste Kummer, den ich meinem Franz bereitete, seit ich ihn liebe!"

Ich mußte lachen. „Na," rief ich, „als Bräutigam hat er gerade nicht die besten Tage bei Dir gehabt!"

Auguste erröthete noch mehr als vorher. „Mama hat mir den Bräutigam ausgesucht," antwortete sie verschämt und doch ernst und bestimmt, als wollte sie sich vertheidigen, „und ich glaubte in meiner Dummheit, die Freundschaft, die ich für ihn hegte, sei das, was die Leute Liebe nennen."

„Nicht mehr, als blos Freundschaft?"

„Auch die nicht einmal. Ich wollte verlobt sein und Mama wünschte mich verlobt zu sehen, und da Franz am bequemsten zu erreichen war, so fiel das Loos auf ihn. Hätte er mir die Verlobung aufgekündigt . . . ich würde einen Augenblick wüthend vor Aerger geworden sein, aber wirklich gegrämt hätte ich mich nicht."

„Und nun liebst Du ihn wirklich?"

„Ueber Alles!" erwiderte sie und ihre Augen glänzten.

„Er ist ja jetzt mein Mann!" — Dann beugte sie sich ganz verlegen, als hätte sie zu viel gesagt, über den Federkasten und arbeitete mit größerer Hast denn zuvor.

Mir kam die Auguste wie ein räthselhaftes Wesen vor, so hatte sie sich verändert. Obgleich es draußen noch immer leise regnete, beschloß ich dennoch aufzubrechen. Auguste wollte mich bei sich behalten, bis ihr Franz gekommen sei, den sie jeden Augenblick erwartete, und als ich mich nicht erweichen ließ, bestand sie darauf, mir ihre ganze Wohnung zu zeigen. Dies interessirte mich natürlich.

Neben dem Wohnzimmer lag ein einfenstriges Gemach, in welchem Bücherrepositorien, ein Schreibtisch und ein Lehnstuhl standen. Dies war das Studirzimmer. Die Küche lag auf der anderen Seite, daneben eine leere Kammer.

„Habt Ihr gar kein Mädchen?" fragte ich.

„Das ist uns vorläufig zu kostspielig," gab sie zur Antwort. „Ich habe selbst Arme und Hände."

Das Schlafzimmer war recht behaglich, die Betten waren sauber und, wie mir schien, komplett und die Inlette gut von Federn. Auguste ging auf das eine derselben zu und strich die Decke glatt, obgleich keine Falte darauf zu sehen war. Ich fragte: „Hier schläft wohl Dein Franz?"

„Ja!" sagte sie.

Gerade, als ich nun gehen wollte, kam Herr Weigelt. Wir begrüßten uns; er gab seiner Frau einen Kuß und sie strahlte vor Freude. Ich sah mir den jungen Mann genau an, aber ich muß gestehen, er machte auf mich denselben paddenhaften Eindruck wie früher, und ich drückte mich bald.

„Mein Geschmack wäre er nicht," sagte ich zu mir, während ich die Stiegen herunterkraxelte, „für die Auguste scheint er jedoch der Rechte zu sein. Nun wir wollen abwarten, ob die Flitterwochen bei ihnen ewig dauern?"

Als ich in die Klinkerfuesschen Niederschläge hinaustrat, fröstelte mich und der Regen schien mir kälter als zuvor, ja es war mir fast, als wenn ich dort oben im warmen Sonnenschein gesessen hätte, obgleich die Fenster nach Norden gehen und die Wolken grau am Himmel hingen.

Badeleben.

Da sitze ich denn nun in Flunderndorf mit meiner Emmi, fern von dem schönen Berlin, wo man Abends sein Gartenkonzert haben kann, seine Weiße und Alles, was drum und dran hängt, mit all seinen Annehmlichkeiten, von denen die Leute hier nicht einmal im Traum eine Ahnung haben. — Ach Berlin, wie sehne ich mich nach Deinen Gefilden!

Sie wundern sich gewiß, daß mich schon nach so kurzer Zeit ein poetisch angehauchtes Heimweh überfällt und werden sicherlich denken, wenn die gute Frau mit ihrer Tochter nach Misdroy oder Heringsdorf gegangen wäre, würde sie Berlin nicht vermissen, aber gerade weil ich Berlin entfliehen wollte, mußte ich ein wenig bekanntes Ostseebad wählen, und das eben ist Flunderndorf. Wir würden anderwärts überall Bekannte treffen, die von Emmi's verunglücktem Auftreten in der Grün-Reiffersteinschen Oper wenigstens gehört haben, und diesem Zusammentreffen wollten wir thunlichst ausweichen. Oder mögen Sie Gesprächsstoff sein?

Dann aber hatte ich noch einen zweiten Grund, mich hierher zu begeben. Ich erfuhr nämlich, daß Dr. Wrenzchen alljährlich einige Wochen in Flunderndorf seebadet, und da junge Leute im Bade sich gut kennen lernen, weil sie ja gewissermaßen auf einander angewiesen sind, so dachte ich denn beim Einpacken an allerlei Möglichkeiten. Daß für Dr. Wrenzchen ein geregelter Hausstand eine absolute Nothwendigkeit ist, kann man daraus sehen, daß er neulich seinen Geburtstag wieder mit dem raffinirtesten Luxus und der unerhörtesten Verschwendung begangen hat. Onkel Fritz sagte, es sei haarsträubend gewesen; so etwas Ausnahmsweises, wie die Geburtstagsfeier des Doktors gäbe es überhaupt nicht. Wenn er meine Emmi nähme, so würden wir den Tag gemüthlich unter uns feiern, Morgens mit einem Napfkuchen, Nachmittags Damenkränzchen und Abends ein Achtelchen Bier mit belegten Stullen. Das Verschwenden wollte ich ihm bald abgewöhnen und seine Spießgesellen sollten schon ausrücken, wenn sie mich nur sähen.

Es ist ja ganz schön in Flunderndorf, aber Alles ist doch noch von einer fürchterlichen Primitivizität. Wenn ich nur allein die Betten nehme. Seegras ist drin, aber man meint,

man läge auf vorjährigen Kartoffeln, und die Decken sind von einer Dicke, daß man darunter ersticken kann. Ich liege natürlich immer nur so, d. h. mit einem einfachen Laken zugedeckt. Alle Badegäste liegen so, wie man stets zu hören bekommt, denn wenn man sich Morgens trifft, ist das erste Gespräch, wie man gelegen hat, ob man viel Mücken gehabt hat oder wenig, ob man tüchtig gestochen wurde oder gar nicht? In einem Bade giebt der Mensch sich ganz wie er ist: man wird eben ganz Natur und dieser Umstand wirkt neben dem Salzgehalt hauptsächlich auf die Gesundheit ein.

Wir sind hier rund gerechnet gegen vierzig Badegäste, und da es sich billig in Flunderndorf lebt, ist es selbstverständlich, daß Bleichröder nicht mit dazwischen ist. Viele wohnen bei den Fischern, die ihre sogenannte beste Stube vermiethen, Andere haben Quartier in dem Hotel genommen, wo man gemeinschaftlich speist. Am Strande sind Badekarren und auf dem Sande ist eine nach der Seeseite hin offene Bretterbude errichtet, in der man auch bei minder gutem Wetter Luft schnappen kann. Scheint die Sonne, dann wühlen alle im Sande, sowohl die Damen, wie die Herren und Kinder. Anfangs wollte ich mich nicht dazu herablassen, aber ich buddle jetzt ganz tapfer mit. Ich glaube, es ist auch besser, wenn einige ältere Damen beim Sandwühlen dabei sind.

Außer uns ist aus Berlin nur noch eine Familie hier und zwar, wie man gleich sieht, wegen offenbarer Gesundheitsrücksichten. Der Mann ist ja nur noch ein Schatten und die Frau und das kleine Töchterchen kommen auch gewiß nicht oft an die frische Luft. Es ist mit Menschen wie mit Kleidern, man merkt es gleich, wenn sie zu lange im Spinde gehangen haben.

Die Leute haben gewiß einmal bessere Tage gesehen. Ich wollte sie schon manchmal theilnehmend ein bischen aushorchen, weil man doch gern wissen will, mit wem man in der Ozean steigt, aber sie waren ‚nicht rühr' an' — der reine Polargletscher mit 'nem Eisbären drauf.

Dagegen weilt eine Hamburgerin mit ihrem Söhnlein hier, die sich gleich an uns attachirte. Eine sehr nette Dame, immer sehr elegant in Zeug. Neulich hatte sie ein Kleid an, das ganz aus schwarz und weißem Plissé gearbeitet, einen

strahlenden Effekt verbreitete, wozu noch große Bouquets von Pensees kamen: eins vorn, eins hinten und eins links oben an der Taille. Meine Emmi und ich waren ganz hingerissen. Auch sehr hübschen Schmuck besitzt die Frau, Alles dick aus Gold und, wie sie selbst sagt, gediegen. Meistens sind es Geburtstagsgeschenke, wie sie sagt, da sie nicht dafür ist, selbst dergleichen zu kaufen. Ich lobte hierauf ihren freigebigen Gemahl, worauf sie mir mit dem Ellenbogen in die Seite stieß und lachte. Als ich mich hierüber wunderte, erklärte sie mir, ihr Mann sei über See und mache dort horrende Geschäfte, während sie mit dem kleinen Hannis — so heißt das Kind — in Hamburg ein ruhiges Leben führe. Sie würde mich gern einladen, sie einmal zu besuchen, aber da ihr Haus gerade abgebrochen wäre, wohnte sie jetzt selbst zur Miethe. — Klein Hannis war sehr zuthunlich zu Emmi, aber er wollte immer etwas geschenkt haben. Er meinte, er hätte in Hamburg so viele hübsche Tanten, die ihm Spielzeug und Boltjes mitbrächten, nun sollte Emmi ihm auch eine liebe gute Tante sein. Die feine Madame aber wischte klein Hannis eine Tachtel aus und rief auf plattdeutsch: „Willst Du verdammte Sleef gliik dat Muul holl'n!" worauf das Kind schwieg.

So elegant die Hamburger Dame auch immer gekleidet war, so schrecklich ging sie jedoch mit der deutschen Sprache um. Morgens, wenn wir an dem Strand spazierten, sagte sie stets: „Wollen wir uns nun ein bitschen auf die Banke setzen," so daß ich mich gedrungen fühlte, sie darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht die Banke heiße, sondern die Bank. Sie aber lachte mich aus und meinte, so etwas aus Holz, worauf man sitzt, das nennt man eine Banke, aber das Haus in Hamburg, mit dem Wachtposten davor, am Adolfsplatz, worin alles Silber und Gold aufbewahrt wird, das sei die Bank. Unmöglich könne man doch die Bank eine Banke nennen, ebensowenig wie eine Banke eine Bank sei.

Die übrigen Damen halten sich ziemlich isolirt. Wenn sie nicht baden, suchen sie Muscheln und Bernstein oder gehen in das kleine Gehölz, das auf der Landzunge liegt, welche die Flunderndorfer Bucht kennzeichnet, und pflücken dort Waldblumen. Eine von den Gästen, eine Stettinerin, ist recht

hübsch. Die feine Madame meinte, die könne ihr Glück machen. Mir gab diese Bemerkung einen Stich durch die Seele, denn ich dachte an die bevorstehende Ankunft des Dr. Wrenzchen, der um diese Zeit fällig sein mußte. Ich fragte daher, ob meine Emmi nicht auch recht hübsch sei und ebenso gut Aussichten habe, wie die Stettinerin?

Die feine Hamburger Madame sagte, meine Emmi sei ja ganz nett, aber es käme doch auf die Stimme an und die Garderobe.

Diese Antwort verschnupfte mich stärker, als ich merken ließ, denn ich mußte annehmen, daß die Madame auf Emmi's Malheur bei der Grün-Reifferstein'schen Aufführung anspielen wollte. Was ging sie sonst Emmi's Stimme und Garderobe an? Etwas kühl verabschiedeten wir uns und ließen die feine Madame mit ihrem Hannis am Strande. — Im Dorfe gingen wir zufällig an dem Bauernhause vorbei, in welchem Dr. Wrenzchen Quartier zu nehmen pflegt; natürlich erkundigten wir uns, ob er schon avisirt sei und wann er zu kommen gedenke? Der Bauer theilte uns mit, der Berliner Herr werde wohl noch an diesem Abend spät eintreffen, worauf ich zu Emmi sagte: „Du ziehst morgen früh Dein cremefarbenes Kleid an, und machst Dich so niedlich, wie nur irgend möglich. Der Doktor wird eine Mordsfreude haben, wenn er solche Aufmerksamkeit wahrnimmt."

Soweit war ja Alles recht gut, aber es sollte doch wieder anders kommen, als wie ich dachte. Schuld ist natürlich kein Anderer als der Doktor; ich wenigstens brauche mir keine Vorwürfe zu machen.

Am nächsten Morgen stehen wir zeitig auf. Ich ziehe das Kind an, daß die Stettinerin wirklich Mühe haben sollte, dagegen aufzukommen. Das Wetter war herrlich. Ueber dem Meere lag ein ganz leichter Dunst, der allmälig immer zarter wurde, bis das Wasser klar wie ein Spiegel vor unseren Blicken lag, in dem die Sonne sich besah. Und über dem Meere war der Himmel so blau, daß man glauben konnte, man sähe in ein frisch gemaltes Küchenspinde. Es war ein landschaftliches Gemälde von trefflicher Stimmung, wie man immer in den Berichten über die Kunstausstellung liest. Mein Plan ging nun dahin, den Doktor am Morgen

zu begrüßen, uns sehr über seine Ankunft freuen, ihn dann den ganzen Tag nicht außer Acht lassen und am Abend zu einer kalten Kalbskeule einzuladen. Dies konnten wir thun, da er als Hausarzt mit uns auf bestem Fuße steht und es nie als unschicklich gedeutet werden kann, wenn man seinem öfteren Lebensretter Artigkeiten erweist. Darauf hätte ich ihn gebeten, mir und dem Kinde Unterricht im Skatspiel geben zu wollen, und das Uebrige wäre dann meine Sorge gewesen. Bratkartoffeln, die er so gern ißt, hätte er selbstverständlich auch bekommen. — Aber was nützen die besten Absichten, die schönsten Pläne, wenn die Menschen, mit denen man Etwas vorhat, schlecht sind.

Einem Kossäthenkinde gab ich einen Nickel mit der Weisung, mir sofort Nachricht zu bringen, wenn der neue Herr aus Berlin aufgestanden sei. Emmi und ich warteten im Garten und banden jede einen Blumenstrauß. Mit welchen Empfindungen eine Mutter Morgens früh Blumen windet, wenn der Tag womöglich über das Geschick ihres Kindes entscheidet, das ist unmöglich zu sagen, aber alle Mütter, die wissen, wie schwer es heutzutage ist, eine Tochter an einen anständigen Mann zu bringen, können taxiren, wie mir zu Muthe war, als ich dachte: Hier sitzest du nun im Garten, mit den Blumen, bei dir sitzt dein Kind, drüben in dem Bauernhause schläft der Doktor und über uns Allen ist die Sonne so herrlich aufgegangen. Wie viel klüger sind wir wohl geworden, wenn sie untergegangen ist?

Nun kam das Kossäthenkind angerannt und rief:

„Hei rührt sick all. — Un sung'n hett hei ok all, ümmer op und dahl. Wenn Sei gau taulopen, drapen's em noch!"

„Seit wann singt denn der Doktor?" fragte ich.

„Er wird wohl nur so gethan haben," meinte Emmi. Bei diesen Worten machten wir uns auf, um dem Doktor die zugedachte Morgenüberraschung zu bereiten. Wer aber überrascht wurde, das waren wir.

Das Fenster öffnete sich. „Werf zu, Emmi," rief ich, und Beide schleuderten wir unsere Blumensträuße in das Fenster hinein. — „Ich danke Ihnen, meine Damen," rief eine fremde Stimme, und der Mann, dem diese Stimme gehörte, ward sichtbar. Es war Herr Meyer, der angehende Opernsänger, um dessentwillen wir von Berlin geflohen waren.

„Mein Herr!" rief ich wüthend, „wie können Sie sich unterstehen, uns nachzureisen." — „Bitte, ereifern Sie sich nicht. Mein Arzt hat mir Flunderndorf verordnet und mir gleichzeitig die Adresse dieser Wohnung gegeben, da er in diesem Jahr keine Zeit zum Baden hat!" — „Ihr Arzt?" schrie ich höhnisch. — „Gewiß!" antwortete er, „Dr. Wrenzchen hatte die Güte, mir — — — —" Ich ließ ihn gar nicht erst ausreden, sondern nahm Emmi bei der Hand und zog sie mit mir fort.

Es war mir unmöglich, an diesem Morgen ins Wasser zu gehen, so alterirt war ich; mich hätte ja der Schlag treffen können. Emmi war wieder ganz weg in dies lange Reff von Sänger, seitdem sie ihn aufs Frische gesehen, so daß wir uns genau auf dem alten Stadium befinden. Wir müssen fort von hier ... aber wohin? O, dieser Doktor, uns solchen Streich zu spielen — — —!

Nach dem Table d'hôte.

— — Wir bleiben! — Die feine Hamburger Madame hat Herrn Meyer engagirt, sie ist nämlich Inhaberin einer Konzert-Sing-Spiel-Halle, oder sonst eines Stullentheaters, wo die Verzehrung über die Kunst geht. Meyer wird bei ihr auftreten. Und mit solcher Person waren wir intim! Diese Erniedrigung Meyer's hat die Neigung meiner Emmi wie Seegras aus ihrem Herzen geschwemmt, ein wahres Glück, das ich hochpreise. Er wird heute Abend im Wirthshaussaale eine Soirée geben, auf der wir selbstverständlich fehlen. Wir werden dagegen einen weiteren Spaziergang mit den Leuten machen, welche uns so grenzenlos ärmlich schienen. Er ist ein Obergerichtsrath und von Adel dazu, der mit seiner Familie ganz der Natur lebt. Da dies auch mein Fall ist, werden wir schon Umgang mit einander finden, denn die Natur vereinigt gleichgestimmte Seelen viel inniger als die Kunst, weil kein Brodneid dabei ist. Die Leute haben sehr etwas Vornehmes an sich, selbst wenn sie blos Dickmilch und Schwarzbrod essen. Die Frau Obergerichtsräthin hatte am Morgen bemerkt, daß Emmi geweint hatte (NB. über Meyer) und dies gab den ersten Anlaß zu unserer Bekanntschaft. Wie theilnehmend sie war, das kann man sich kaum denken, und auch er wurde ganz aufgeknöpft und umgänglich; unser bisheriger Verkehr war ihnen nicht ganz sympathisch gewesen.

Der Doktor soll mir noch büßen. Ich wollte nur, ich wäre erst seine Schwiegermutter!

❦ ❦

Wieder ein Jahresanfang.

Hatte das Schicksal aufgehört, Steine auf den Lebenspfad der Frau Buchholz zu werfen, oder lagen andere Ursachen vor, die sie vom Schreiben abhielten, denn nach dem Briefe aus Flunderndorf hörte man nichts mehr von ihr? Der Sommer war vergangen, mit dem Herbste waren die letzten Ausflügler nach Berlin zurückgekehrt, dann hatte man angefangen einzuheizen und die Tage schrumpften ein, wie sie im Winter zu thun pflegen. Das alte Jahr rüstete sich zum Abschied, wie alle seine Vorgänger es thaten, es wurde alt und schwach und kümmerlich. Ein altes Jahr, das vor dem Abbruch steht, macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn man bedenkt, daß es einmal jung war und auch einmal eine Kindheit hatte, gerade wie wir Menschen, die wir in Staub zerfallen, wenn wir nicht ausnahmsweise in einem Museum aufbewahrt werden.

Was aber wird aus den alten Jahren? Irgendwo müssen sie doch bleiben. Es ist freilich wahr, daß sie mit dem Glockenschlage Zwölf am Sylvester in das Meer der Vergessenheit tauchen, so habe ich wenigstens sehr oft in Blättern gelesen, an deren Aufrichtigkeit ich zu zweifeln durchaus keine Ursache habe, wenn mir auch immer unklar geblieben ist, warum die alten Jahre sich zum Baden keine wärmere Jahreszeit aussuchen?

Daß die alten Jahre aus ihrer Vergangenheit nicht wieder zurückkehren, kann man ihnen nicht verdenken, denn was wird ihnen nicht Alles nachgeredet? Gewöhnlich heißt es, daß sie schlecht waren und nichts taugten, ganz im Gegensatz zu den Menschen, von denen man nach dem Tode nur Gutes spricht, mit Ausnahme von den Hingerichteten. Und mit welchem Jubel wird das neue Jahr begrüßt, von dem man höchstens weiß, ob es ein Schaltjahr ist oder nicht, und das ist wenig genug.

Nur einen jungen Mann habe ich getroffen, der nicht viel von neuen Jahren hielt. Er sagte, sie fingen stets mit

Kopfschmerzen an. Das haben Andere mir bestätigt. Warum schilt man denn aber auf die alten Jahre, die meistens so fidel endigen? Außerdem muß berücksichtigt werden, daß die Jahre sich gar nicht ordentlich entwickeln können: — die Zeit ist ja viel zu kurz. Ich sprach einmal mit einem Gelehrten darüber, ob es nicht möglich sei, die Jahre dreimal oder viermal so lang zu machen, als sie jetzt sind? Er meinte, das wäre allein wegen der Zinsen unmöglich. Der Mann ist nämlich Nationalökonom und muß es wissen. Ferner, sagte er, ginge es nicht wegen der Neujahrsrechnungen. Ich kenne aber Leute, denen es auch um Neujahr nicht einfällt, ihre Rechnungen zu bezahlen, und mußte mich daher sehr wundern, daß ein studirter Volkswirthschafter von den simpelsten Dingen keine Ahnung haben kann. Er versprach mir, bei den Geschäftsleuten von Haus zu Haus zu gehen und sich das Material für die Statistik unerledigter Conten im neuen Jahr geben zu lassen, sobald er mit der wichtigen Arbeit fertig sein würde, die er vorhätte. Er berechnete nämlich, wie hoch die Malzsteuer aufschlagen könnte, wenn es möglich wäre, die uns zugewandte Seite des Mondes mit Gerste zu bebauen. Wenn er das heraus hat, will er auch die andere Seite in Betracht ziehen, wovon er sich eine außerordentliche Wirkung auf die wissenschaftliche Welt verspricht.

Was aus den alten Jahren wird, wußte er jedoch nicht. Ich wandte mich deshalb an einige Dichter, denn die sind es, die das alte Jahr tauchen lassen. Man hat zwei Arten von Dichtern: solche, die nicht davon bleiben können, weil der Genius sie treibt, und solche, die nur um Neujahr davon befallen werden, vom Dichten nämlich. Diejenigen, welche vom Genius getrieben werden, haben die längsten Haare, weil es ihnen an Zeit gebricht, zum Friseur zu gehen. Daran erkennt man sie früh genug von Weitem, um ihnen ausweichen zu können, wenn man ihnen begegnet. Andere, welche anfallweise dichten, bereuen hinterher die mit Versemachen vergeudete Zeit, wenn die Redaktion ihnen statt des erhofften Honorars die Anzeige schickt, daß ihr Gedicht nur aus besonderer Gefälligkeit aufgenommen worden sei. Es ist eben ein Unglück, daß das Dichten vor der Patentgesetzgebung erfunden wurde. Mit den Licenzen könnte

man Summen erwerben, viel größere, als mit dem patentirten Kunst-Lakritzen aus Hartgummi verdient werden, von dem eine zahlreiche Familie mit einem einzigen Stück für die ganze Lebenszeit auskommt.

Die Dichter wußten jedoch auch nicht, was aus den alten Jahren wird. Sie kümmerten sich nicht weiter um das, was sie zu Grabe gesungen hätten, sagten sie, denn die Hauptsache wäre das richtige Versmaß. Ich konnte nicht umhin, diese Aeußerung für herzlos zu halten.

Zuletzt fragte ich eine liebe alte Frau mit Silberhaar und einem Antlitz, das immer noch schön ist, obgleich jedes Jahr ein kleines Fältchen darauf schrieb. Die sagte: „Mein Junge, aus den alten Jahren wird die gute alte Zeit. Sie kommen alle wieder als Erinnerung, und dann sind sie viel holder, denn je zuvor.“ — „Großmama,“ fragte ich, „wie ist es denn aber mit dem Tauchen?“ — Sie lächelte. — „Das geht so zu,“ sprach sie. „Wenn die Jahre in die Vergessenheit tauchen, dann verlieren sie alles Schlimme und Herbe, was sie brachten, und nur das Gute und Liebe, so wenig es auch sein mag, bleibt und breitet sich später wieder vor unserm geistigen Auge aus. Denkst Du noch an die Regenschauer des Tages, wenn am Abend ein herrlicher Sonnenuntergang den Himmel färbt? O nein, dann erscheint Dir der ganze Tag schön, und Du zürnst nicht mehr. So ist es auch mit den Jahren, aus denen die gute alte Zeit wird.“

Dem mag wohl so sein, denn woher soll die alte Zeit kommen, wenn nicht von den Jahren, die gewesen sind? Und nie habe ich anders gehört, als daß die alte Zeit — gut war!

Auch Frau Wilhelmine beschäftigte sich damit, den Schatz ihrer Erinnerungen durchzukramen, nachdem sie von Flunderndorf zurückgekehrt war. Sie hatte vor einigen Jahren in Begleitung von ihrem Karl und Onkel Fritz das Land Italien besucht, dessen heilsames Klima Herrn Buchholz von Dr. Wrenzchen gegen einen festen Rheumatismus verordnet worden war, und nun, da ihr die Reiseerlebnisse als gute alte Zeit erschienen, versuchte sie die im Süden erhaltenen Eindrücke auf dem Papier wiederzugeben. So entstanden „Buchholzens in Italien“ und da kein Ungemach sie bei der Arbeit störte, verliefen die Tage, Wochen und Monate

in Ruhe und Frieden. Vielleicht auch blieb Frau Buchholz unbehelligt, weil sie zum Aufstöbern von Widerwärtigkeiten zu wenig Zeit hatte.

Ganz ohne Kummer sollte jedoch das alte Jahr nicht vorübergehen, es tauchte nicht eher in die Vergessenheit, als bis es eine unangenehme Erbschaft ausfindig gemacht hatte, die es Frau Wilhelmine hinterließ. Wir schrieben das Jahr 1882, als zum ersten Tage des neuen Jahres der Postbote wieder einen Brief aus der Landsbergerstraße zu besorgen hatte.

❦ ❦

Herrn Bergfeldt's Unglück.

Dieser Schreibebrief wird Sie gerade am Neujahrsmorgen treffen, wenn Stephan seine Postmaschinerie gut geölt hat, wie sonst immer. Wenn Sie wüßten, mit welchen Empfindungen ich diesmal die Feder ergreife! Ach, könnte ich doch vergnügter mit meiner Neujahrsgratulation zu Ihnen kommen! Denn wenn mich Jemand in diesem Augenblick abphotographirte und Ihnen das Bild schickte, würden Sie rufen: „Herr Du mein, was fehlt der Buchholzen? Die sieht ja aus, als hätte sie 'n Topf voll Mäuse hintergeschluckt!"

Natürlich liegt wieder Alles an Bergfeldts, besonders an ihr. Er, Bergfeldt selber, ist ja ein netter Mann. Sein Beamtengehalt reicht genügend aus, und dann verdient er sich damit noch etliche Groschen nebenbei, daß er kleinen Geschäftsleuten und Handwerkern die Bücher in Ordnung hält.

Aber sie, die Bergfeldten! Man begreift nicht, wie der Mann sie hat nehmen können, denn er zählt doch halbwegs zu den Studirten, während sie jeglicher Spur von Bildung mit Konsequenz aus dem Wege gegangen ist. Natürlich liest so Etwas weder ein erhebendes Buch, noch eine belehrende Zeitung, sondern das sitzt den ganzen Tag und trinkt Kaffee und ißt Kuchen dazu. Darunter leidet die Wirthschaft, und die Folge davon ist, daß man mit dem, was der Mann verdient, nicht auskommt. Daß eine Frau zuweilen mit der Feder Einiges dazu erwirbt, das kommt freilich nur selten vor und ist von der Bergfeldten auch nicht zu verlangen.

Mit einem Worte: es steht bei Bergfeldts nicht so, wie es stehen sollte, und ihm habe ich schon seit langer Zeit angemerkt, daß er Sorgen hat. Sie kümmert sich selbstverständlich nicht darum.

Nun kommt noch hinzu, daß sie ihre Auguste doch ein bischen aussteuern mußten und Schulden machten. Wegen des Skandals auf dem Polterabend kündigte der Wirth ihnen die Wohnung, und sie mußten eine neue suchen. Und was ein Umzug kostet, davon kann Jeder, der in Berlin sich einmal veränderte, Trauerhymnen singen. So ein Möbelwagen ist wirklich das Grab der Habe, namentlich der Glassachen.

Emil studirt immer noch auf den Assessor, und daß er sich mit meiner Betti verlobte, ist das Dümmste, was je geschehen konnte. Die Bergfeldten wußte darum, die hätte die Verlieberei nicht leiden müssen, denn in ihrem Hause keimte das plemperige Verhältniß auf, während ich durch die Thatsachen gezwungen war, Ja und Amen zu diesem Bunde zu sagen, der den größten Verdruß meines Lebens bildet. Und keine Aussicht, ihn zu zerreißen, denn in Bezug auf ihre Liebe zu Emil ist Betti bockbeiniger, als in allen übrigen Dingen! —

Oft dachte ich in meinem Kummer, es könnte ja doch noch Alles gut werden, man hat ja Fälle gehabt, daß befähigte Juristen schließlich sehr hohe Posten erhielten, allein wenn ich Emil mitunter darauf ansehe, ob er wohl Grips zum Landesdirektor oder Minister hätte, so kommt er mir stets geistig nicht genügend verassekurirt vor, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß er äußerlich ein strammer junger Mensch geworden ist. Aber das ewige Zupfen an dem Schnurrbart ist doch kein Zeichen vorwärts strebenden Seelenlebens? Zum Obergerichtsrath gehört mehr, besonders Anlage! Man wird mir auch zugeben, daß, wo die Bergfeldten Mutter in einer Familie ist, die Kinder überhaupt froh sein können, wenn sie lesen und schreiben und die vier Spezies begreifen lernen. Meine Betti sagte schon im zehnten Jahre zum Geburtstage ihres Vaters ein französisches Gedicht auf und zwar so gut, daß die Schulmamsell behauptete, ein geborener Pariser könnte es nicht besser, während die Bergfeldtens natürlich für den französischen Kursus nichts übrig hatten. Bei einer solchen Ungleichheit der Charaktere ist es

meine Pflicht, die Ehe zwischen Betti und Emil so weit als möglich hinauszuschieben.

Vorläufig ist auch — dem Himmel sei Dank — nicht im Geringsten daran zu denken, denn Bergfeldts sind schrecklich in der Klemme.

Ich merkte schon seit langer Zeit, das etwas nicht richtig sei, denn Herr Bergfeldt nahm zusehends ab. Von Zeit zu Zeit hatte er Unterredungen mit meinem Karl, der jedesmal, wenn Herr Bergfeldt bei ihm gewesen war, ein eben so sorgenvolles Gesicht machte wie dieser. — „Karl!" sagte ich zu ihm, „Ihr habt ein Geheimniß, Du und Dein Freund Bergfeldt. Ich bin nicht neugierig, aber ich will wissen, was es ist, denn ich sehe, wie es an Dir zehrt, und wie es Dich mitnimmt." — „Wilhelmine!" antwortete mein Karl ernst: „Es ist nicht mein Geheimniß, sondern das meines alten, lieben Freundes, und deshalb erfährst Du von mir keine Silbe!" — „Karl, so kommst Du mir, Deiner Gattin?" — „Wilhelmine, ich bitte Dich, werde nicht heftig!" — „Ich heftig? O nein, dazu ist mir die ganze Heimlichthuerei viel zu gering. Aber das sage ich Dir, besucht Dich Dein Freund Bergfeldt noch einmal ... dann ..." — „Nun und dann?" — „Dann rede ich mit ihm und zwar so deutsch und deutlich, wie es in der Landsbergerstraße Mode ist!"

Mein Karl lachte laut auf.

„Karl, ich bitte mir aus, daß Du die Mutter Deiner Kinder respektirst!" — „Mit Dir ist heute nicht auszukommen," erwiderte mein Karl. „Du brauchst mit dem Abendbrod nicht auf mich zu warten." Und damit ging er fort.

Ich ließ ihn ruhig ziehen, that auch der Kinder wegen, als vermißte ich ihn gar nicht. Als er um Elfen noch nicht da war, gingen wir schlafen. Was bleibt Einem in solchen Fällen auch übrig als das Bett, das so zu sagen der Mutterschoß für den Erwachsenen ist, wenn auch nur ein mangelhaftes Surrogat, ohne ein fühlendes Herz. Schläft man erst, so kann es ganz einerlei sein, wo und wie man liegt, aber das Einschlafen, das ist das Wesentliche. So ein Kopfkissen sagt kein liebes Wort, es streichelt nicht Wange noch Haar, es schließt die Augen nicht mit einem sanften Kuß, es singt kein Wiegenlied und ist tückisch genug, gerade

dann heruntergerutscht zu sein, wenn der Schlummer einen Ansatz macht.

Ich bin oft zu Bett gegangen, ohne aufzusitzen, um meinen Karl zu erwarten, und freute mich jedesmal, wenn er früher nach Hause kam, als ich berechnete. Aber dann hatte er auch kein Geheimniß vor mir, kein Geheimniß, an dem diese unglückseligen Bergfeldts Schuld waren, das mir den Schlaf raubte und meinen Mann ins Wirthshaus trieb. War dies Geheimniß nicht ebenso gut wie eine Wand, die man zwischen uns aufgerichtet hatte?

Und konnte ich anders vermuthen, als daß die Bergfeldten der Grund alles Uebels sei? Wie ich diese Person verabscheute, das ist gar nicht zu sagen. Wäre sie bei mir gewesen, ich hätte ihr die Wurst schon anschneiden wollen.

Schon zweimal hatte ich das Kopfkissen neu aufgeschüttelt und mein Mann kam immer noch nicht. Die Uhr hatte bereits Eins geschlagen. „So!“ dachte ich, „nun wird mein Karl auch noch ein Säufer und Nachtschwärmer wegen dieses Weibes. Die armen Kinder! Sie werden ihren Vater nicht mehr achten, und er wird immer tiefer sinken, wenn er fühlt, wie die Liebe der Seinigen von Tage zu Tage erkaltet. Aber den Schwur thust du, Wilhelmine, wenn du auch keine Liebe mehr zu ihm hegst, Mitleid wirst du ihm nie versagen, und sollte es auch noch so weit kommen!“ Das sagte ich zu mir selber, und ich mußte bitterlich weinen, als ich an all' das Unglück dachte, das die Zukunft bringen würde.

Da kam mein Karl.

Ich that, als ob ich schliefe. Er zündete das Licht an, zog leise seine Stiefel aus und machte seine Nachttoilette, als sei gar nichts vorgefallen. Nicht ein Wort, nicht einen Gruß hatte er für mich. Dann legte er sich nieder und löschte das Licht. Es war dunkel um mir und in mir. Ich hätte vergehen mögen vor Kummer.

„Weinst Du, Wilhelmine?“ fragte mein Karl nach einer Weile.

Ich konnte nicht antworten. Die Kehle war mir wie mit einem Stricke zugeschnürt. Ich mußte weinen und weinen, sonst wäre ich erstickt.

„Wilhelmine," sagte mein Karl, „was ist Dir? Du erschreckst mich, soll ich ein Brausepulver holen?"

„Nein!" schluchzte ich. „Ich bin nicht krank, aber so elend, so schrecklich elend und unglücklich!"

„Wilhelmine, was ist geschehen?" Deutlich hörte ich, wie mein Karl sich erhob und aufstehen wollte.

„Nichts!" erwiderte ich, „bleibe nur ruhig liegen. Mache Dir meinetwegen keine Sorge. Was ist Dir auch Dein Weib? — Bergfeldtens sind Dir ja mehr."

„Du bist albern!" sagte mein Mann strenge.

„O nein!" antwortete ich. „Du hast Geheimnisse mit Bergfeldtens, die Du vor mir verbirgst. Und das müssen schreckliche Dinge sein, die Du mir, Deiner bisherigen Lebensgefährtin, nicht mitzutheilen wagst. Ach, es ist Alles aus, Alles!"

Karl schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: „Ich hätte Dich für gescheidter gehalten, Wilhelmine. Mein Freund Bergfeldt hat schwere Sorgen, die er mir, seinem alten Schulkameraden, offen darlegt, weil er weiß, daß ich ihm beistehe, so weit und so gut ich vermag. Selbst seine Frau weiß nicht darum . . ."

„So?" unterbrach ich ihn.

„Nein," entgegnete Karl. „Es giebt Sorgen, die der Mann allein trägt, ohne sie der Frau zu offenbaren, die er liebt. Das sind Sorgen, die er zu überwinden hofft und niederzuhalten trachtet, mit denen er allein kämpft, damit sie Anderen nicht auch noch Weh bereiten. Wie würde Euch Frauen das Leben verbittert, wollten die Männer Euch mit jeder Widerwärtigkeit im Geschäft, mit jeder Sorge in dem Ringen um die Existenz behelligen, und wie qualvoll macht die Frau ihrem Manne das Dasein, wenn sie ihm jeden kleinen Hausärger auftischt, jeden Zank mit dem Dienstmädchen vordeklamirt, jeden Verdruß von den Nachbarn von ihm gerächt wissen will. Mache das Jeder mit sich in seinem Departement ab, damit Sonnenschein im Hause ist, wenn die Familie sich in den Stunden zusammenfindet, die der Erholung und der Ruhe gewidmet sein sollen!"

„Du hast wohl Recht, Karl!" erwiderte ich, „aber ich bin doch der Meinung, wenn der Hausherr das Dienstmädchen hin und wieder einmal gehörig anlappt, so wirkt

das mehr, als wenn die Frau es vornimmt. Und was nun Deinen Freund betrifft, so halte ich es für sehr unrecht, daß er seine ganzen Angelegenheiten nicht für sich behält, sondern sie Dir aufhängt und dadurch das Familienglück anderer Leute stört. Aber natürlich gilt Dir die Bergfeldten mehr als Dein Weib!"

„Wilhelmine, sei nicht komisch. Morgen, wenn Du vernünftig geworden bist, sollst Du wissen, warum es sich handelt. Du mußt es sogar wissen, weil ich ohne Deine Zustimmung nicht gerne vorgehen möchte."

„Meinst Du, daß diese Zusicherung mir Ruhe giebt? Was ich morgen erfahren soll, sagst Du mir am besten jetzt, denn schlafen kann ich so wie so nicht."

„Nun," sagte mein Karl nach einer kleinen Weile, „Du weißt, daß Bergfeldts in letzter Zeit Ausgaben hatten und etwas zurückgekommen sind . . . ."

„Durch wessen Schuld?" fragte ich. „Wenn eine Frau so unpraktisch ist, wie die Bergfeldten . . . ."

„Einerlei wodurch!" unterbrach mich mein Karl. „Die Verhältnisse sind einmal so, wie sie sind, und nicht zu ändern. Aber das Schlimmste kommt noch. Bergfeldt hat sich verleiten lassen, eine Bürgschaft zu übernehmen, und da der Mann, für den er gut gesagt hat, vor dem Banquerott steht, muß er zahlen." — „Das ist unerhört!" rief ich. — „Er hat mich in sein Vertrauen gezogen, und nun kommt die Reihe an uns, Wilhelmine. Wir müssen helfen, wenn er nicht ganz zu Grunde gehen soll."

„Wir?" fragte ich entsetzt. „Und wie viel soll er zahlen?" — „Zweitausend Mark," erwiderte mein Karl kleinlaut. — „Nie!" rief ich, „das hieße einen Raub an unsern Kindern begehen. So reichlich haben wir es doch auch nicht. Dürfen wir unser bischen sauer Erworbenes zum Fenster hinauswerfen?"

„Ich weiß," sagte mein Karl, „Du hegst keine allzu freundlichen Gesinnungen gegen die Bergfeldten, aber trotzdem wirst Du Deine Einwilligung geben. Wir haben ja die Erbschaft von der Tante aus Bützow." — „Das war meine Tante, Karl!"

„Eben deshalb wünsche ich Deine Zustimmung. Könntest Du noch eine frohe Stunde haben, wenn Du sehen müßtest,

wie eine Familie durch Deine Unbarmherzigkeit ganz ins Verderben geräth? Und Bergfeldt verliert sein Amt, wenn er gezwungen wird, sich ebenfalls Konkurs zu erklären!"

Ich antwortete nicht. Ihr wäre die Demüthigung recht heilsam, dachte ich. Aber ihm und der Auguste und seinem Sohne könnte ich doch nie wieder gerade in die Augen sehen.

„Du schweigst, Wilhelmine? Hast Du auch keine Antwort, wenn ich Dich recht von Herzen bitte?"

„Thu', was Du nicht lassen kannst, Karl?" sagte ich, „Ich will nicht Schuld an ihrem Unglück sein."

„Ich wußte, daß Du nicht nein sagen würdest," rief mein Karl froh. „Du bist im Grunde gut und liebreich, wenn Du es auch nicht immer scheinen willst. Und nun sollst Du auch einen Kuß haben!"

„Karl!" rief ich, „erkälte Dir die Füße nicht!" Aber er ließ sich ja nicht rathen. — Und dann erzählte er mir, wie Alles gekommen, und wie Bergfeldt in das Unglück gerathen sei, und was geschehen müsse, um ihm zu helfen. Der ganze Plan war schon beinahe fertig, und Alles dünkte mich klug und praktisch. — Nein, einen solchen herzensguten Mann wie meinen Karl giebt es nicht zum zweiten Male auf der Welt! — —

Am nächsten Morgen erschien mir die ganze Angelegenheit jedoch nicht in demselben rosigen Versöhnungslicht, wie in der Nacht und je weiter ich meinen Mann über die Einzelheiten abhörte, um so brenneriger kam mir die Bürgschaft vor, welche Herr Bergfeldt für einen Kneipwirth übernommen hatte. Ich beschloß daher, erst einmal die Wirthschaft in Augenschein zu nehmen, um zu sehen, ob man sein Mitleid auch vielleicht an Unwürdige verschleuderte. —

Es war Nachmittags gegen Fünfen, als ich an Ort und Stelle gelangte, denn ich wählte absichtlich eine Zeit, in der es in den Wirthschaften still zu sein pflegt.

Was mir bei meinem Eintritt in das Restaurationszimmer gefiel, das war eine wirkliche Sauberkeit. Es lagen weder Cigarrenstummel, noch Knöchelchen auf dem Fußboden, sondern man hatte, wie ich an den Flecken von dem Sprengwasser erkannte, frisch ausgekehrt und der Kellner stand gerade im Begriff, die kleineren Tische für die Abendzeit zu

arrangiren. Das Zimmer war ziemlich groß; nach der einen Seite hin bog es sich im Winkel zu einem schmaleren Raum aus, an dessen Ende sich das Büffet befand, in dessen Nähe ein größerer runder Tisch stand, den ich natürlich gleich für einen der sogenannten Stammtische hielt, an denen gewissenlose Familienväter die Existenz und das Glück der Ihrigen frevelhaft opfern und von den Genossen alle jene Untugenden lernen, mit denen sie das Zartgefühl ihrer Gattinnen verletzen. Ich wiederhole es: der Stammtisch ist der Opfertisch, auf dem die Häuslichkeit geschlachtet wird. Manches gebildete Mädchen würde verheirathet sein, wenn den jungen Männern dies verabscheuenswürdige Stück Möbel verboten werden könnte.

Trotzdem ließ ich mich an dem runden Tische nieder und fragte den Kellner, ob es mir vergönnt sein könnte, Frau Helbich — die Speisewirthschaft heißt nämlich ‚Café Helbich' — in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.

Es dauerte auch nicht lange, als die Frau erschien. Sie machte einen ebenso sauberen Eindruck wie das Lokal und gefiel mir deshalb gleich. Ihre Figur war mehr untersetzt und rundlich, als lang und zerrig, wie ich dem Namen nach anzunehmen glauben mußte. Das Gesichtchen sah freundlich und niedlich unter dem einfachen Häubchen hervor, und doch schien es mir, als ob die Augen eben mit Weinen fertig geworden wären und im nächsten Moment wieder anfangen wollten.

Sie fragte, womit sie mir dienen könne.

„Liebe Frau," antwortete ich, „es handelt sich um ernste Dinge. Ich bin nämlich wegen der Bergfeldtschen Angelegenheit zu Ihnen gekommen. Sie wissen wohl, wegen der Bürgschaft, die Herr Bergfeldt für Herrn Helbich übernommen hat!"

„Ach Du lieber Gott!" rief die Helbichen aus. „Sie sind gewiß seine Frau und wollen uns Vorwürfe machen!"

„Nein!" unterbrach ich sie indignirt. „Ich bin die Buchholzen und Gott sei Dank nicht die Bergfeldten, aber ich weiß von Allem Bescheid." Und nun sagte ich ihr, daß Bergfeldts total in die Verschmetterung geriethen, wenn andere Leute ihnen nicht beisprängen, und daß andere Leute es auch nicht so dicke hätten und Räuber und Mörder an

ihren eigenen Kindern werden müßten, und daß die ganze Sache himmelschreiend unverantwortlich sei. „Und wenn Sie, meine Liebe," so schloß ich, „am Ende besser aufgepaßt hätten und vielleicht etwas ökonomischer gewesen wären, dann würden andere Leute nicht mit in die Verluste hineingerissen!"

Ich wollte aber doch, ich hätte diese Worte nicht gesagt, denn als ich nun die kleine runde Frau strafend ansah, und zwar mit einem Blick von der Nummer, vor der selbst meine Köchin den Muth verliert, da schlug sie ihre treuherzigen Augen zu mir auf und schüttelte den Kopf ganz leise und fast unmerklich. Hätte sie aufbegehrt und auf den Tisch geschlagen, es wäre mir angenehmer gewesen, denn dieser stumme Vorwurf biß mir ins Gewissen. Sollte ich ihr Unrecht gethan haben?

Es trat eine Pause ein, die mich sehr verlegen machte und deshalb stotterte ich: „Sie müssen meine Offenherzigkeit schon verzeihen, aber wäre ich zu Ihnen hergekommen, wenn ich es nicht gut mit Ihnen meinte? Wir wollen Ihnen ja helfen, aber ehe wir uns entschließen, müssen wir klar auf den Grund sehen!"

„Es kommt Alles auf den Bierbrauer an," entgegnete die Frau.

„Wieso?" fragte ich.

„Das ist nicht leicht auf einmal zu sagen," antwortete Frau Helbich. „Aber wenn Sie sich nicht geniren, und mit mir hinter in die Küche kommen wollen, wo ich noch vielerlei für den Abendtisch zu besorgen habe, dann erzähle ich Ihnen, woran es liegt, daß wir dicht vor dem Ruin stehen. Unsere Schuld ist es nicht, Frau Buchholzen!"

Ich folgte der Frau durch die Schenke nach der Küche. Auch hier war Alles sauber und ordentlich. „Du kannst die Kartoffeln in der Aufwaschküche schälen," sagte Frau Helbich zu dem Mädchen, „und wenn Du damit fertig bist, rupfe die Hühner, aber vorsichtig, daß die Pelle nicht eingerissen wird." Das Mädchen ging. Frau Helbich nöthigte mir einen Knickebein auf und wir setzten uns an den großen Küchentisch, wo sie eine Rehkeule zum Spicken vornahm. und da ich mich auch nützlich machen wollte, ging ich an einen Korb mit Teltower Rübchen und fing an, die zu putzen.

Sie wollte dies zwar nicht zugeben, aber ich ließ nicht ab, und es war, als wenn wir durch die Rüben so befreundet wurden, als hätten wir uns schon lange gekannt.

„Sehen Sie,“ begann die kleine Frau, „wir sind zu der Wirthschaft gekommen, als unser erstes Geschäft nicht mehr gehen wollte. Mein Mann hatte eine kleine Pappenfabrik, aber als in unserer Nähe die Konkurrenz aufkam mit großem Kapital und neumodischen Maschinen, da war es vorbei. Es ging rascher zu Ende, als wir dachten, und das Bischen, was wir retteten, reichte gerade hin, diese Wirthschaft zu kaufen. Von allen Seiten redete man uns zu, dies Geschäft zu übernehmen, und mein Mann und ich wollten arbeiten und thätig sein. Wir dachten mit Fleiß und Ordnung schon vorwärts zu kommen!“

„Wo ist denn Ihr Mann?“ fragte ich.

„Der schläft gerade,“ erwiderte sie.

„Na,“ dachte ich im Stillen, „das ist ja ein recht netter Fleiß.“

„Die Hauptsache war jedoch, daß wir Kredit beim Brauer bekamen, und es fand sich ja auch einer, der sich auf den Kredit einließ; nur pro forma, wie er sagte, wollte er ein bischen Bürgschaft haben. Es würde ihm nie einfallen, uns zu drängen, wenn es mal mit dem Gelde knapp sei, und wenn er Kredit gäbe, würden Schlächter und Bäcker auch mit sich reden lassen. Und so kam es, daß Herr Bergfeldt, der ein Freund von meinem Manne ist, gutsagte. — Es war ja blos zum Schein.“

„Und nun ist es Ernst geworden,“ warf ich ein.

Die kleine Frau wischte die Augen. „Anfangs ging Alles nach Wunsch,“ fuhr sie fort. „Wir konnten mit der Kundschaft zufrieden sein, den Gästen schmeckten die Speisen und das Bier war gut. Wir kamen langsam vorwärts. Miethe und Steuern waren rechtzeitig da, nur bei dem Brauer waren wir im Rückstand, denn es mußte mancherlei Inventar angeschafft werden, und da der Hauswirth den Keller nicht umbauen lassen wollte, blieb uns nichts übrig, als ihn für unsere Rechnung machen zu lassen. — Da bekamen wir das erste schlechte Bier“.

„Die Gäste murrten. Mein Mann machte dem Brauer Vorstellungen, der aber sagte, so wie die Kunden zahlten,

so wäre auch das Bier, und es blieb beim Alten. Da fingen die Gäste an, sich allmälig wegzugewöhnen, und in der Küche verdarben die theuren Sachen. Die Schulden beim Schlächter und Bäcker wuchsen von Tage zu Tage; es war schier kein Einhalten. Für Geld und gute Worte bekam mein Mann bei einem anderen Bierverleger anderes Bier. Wir glaubten schon uns durchzuhelfen, aber nun der Brauer erfahren hat, daß wir uns nach anderem Bier umgesehen haben, will er ohne Nachsicht bezahlt sein. Steckt er sich nun hinter den Bäcker und Schlächter, so sind wir am Bettelstab, und ich weiß, er thut das, denn er hat schon einen neuen Reflektanten auf diese Wirthschaft."

„Aber," warf ich ein, „Sie müssen, der Küche nach zu urtheilen, doch noch Kundschaft haben."

„Eßkundschaft, ja!" rief sie, „aber was wird daran verdient? Ich stehe selbst den ganzen Tag vor dem Herd, allein was nützt das, wenn die Gäste nicht bleiben, um einige Seidel zu trinken? Freilich sitzen einige Kunden bis spät in die Nacht, aber die spielen Skat und vergessen das Verzehren, die bringen den Gas nicht ein. Gestern wurde es wieder gegen zwei Uhr und nun ruht mein armer Mann sich von dem Nachtwachen ein wenig aus!"

„Ja so!" sagte ich und fügte dann hinzu: „Glauben Sie mir, liebe Frau, das Skatspiel ist eine ganz teuflische Errungenschaft, die nur Unglück in die Familie bringt."

„Gewiß!" bestätigte die Frau, „da sitzen sie, als ginge es um ihrer Seelen Seligkeit und nachher giebt es Krakehl. Da ist ein Herr Kleines darunter, der jedesmal Stank anfängt. Wenn die Andern ihm sagen, daß er schlecht gespielt hat, dann wirft er die Karten auf den Tisch und führt schreckliche Reden und schwört, nie wiederzukommen. So, denke ich dann, nun bleiben die letzten paar Gäste auch noch weg."

„Thun sie das denn?"

„Nein. Sie bringen immer wieder einen frischen Bekannten zum Spielen mit, bis Herr Kleines auch wiederkommt und den gleichfalls weggrault. Er überlegt ja nie, was er spricht."

„Schade, daß es nicht mein Sohn ist," sagte ich, „den wollte ich schon erziehen."

„Ach nein," erwiderte die Frau, „der hat keine Stelle, wo man ihn erziehen kann, den schlägt man gleich kurz und klein, so dürr ist er. Der muß schon baufällig auf die Welt gekommen sein."

„So meine ich's nicht, liebe Frau. Ich würde ihn moralisch nehmen."

„Das schlägt bei dem ebensowenig an, wie das Essen."

„Das fragt sich," antwortete ich. „Wer sind denn die andern Spielgesellen?" forschte ich weiter. — „Sehr achtbare Leute, aber sie reden sich meistens mit Beinamen an." — „Das finde ich sehr ungebildet." — „Es klingt aber ganz spaßig. Das Lokal hier nennen sie Nifelheim und sich selbst Märchen, Don Carlos, Arm Gottlieb — der sieht aber blos zu — lieben Fritz, Onkel Hans, nur den Dr. Wrenzchen tituliren sie richtig." — „So?" rief ich, „also Dr. Wrenzchen ist auch dabei, das ist ja sehr schön. Die Skatspieler müssen auch mit heran. Meine Idee ist nämlich folgende, liebe Frau. Wir sind viele Bekannte und Sie werden auch Freunde haben, die Skatspieler nehmen wir ebenfalls dazu, Dr. Wrenzchen ist ein Gentleman, der schließt sich gern mit an, und so giebt es mehrere. Wir Alle gründen Ihre Wirthschaft! Jeder zahlt fünfzig oder hundert Mark und statt der Dividende geben Sie Biermarken. Geht das Geschäft dann flott, so fangen Sie an, die Gelder allmälig zurückzuzahlen."

„Wäre dies möglich?" rief die kleine Frau.

„Gewiß," sagte ich. „Es hat mich Jemand auf diese Idee aufmerksam gemacht und ich bin gekommen, um zu sehen, wie es bei Ihnen hergeht. Sie sind eine ordentliche Frau und Alles ist so propper und sauber, und es wäre schändlich, wenn sie wegen eines Biertyrannen ins Unglück gerathen sollten."

Die kleine Frau stand auf und umarmte und küßte mich und weinte, wie sie nur konnte. „Sie sind unser rettender Engel," schluchzte sie.

„Ich bin nur praktisch," sagte ich, „und mein Mann und Onkel Fritz werden mit Ihrem Manne sprechen und das Geschäftliche besorgen."

„O, wenn wir nur gutes Bier haben, wird es uns nicht fehlen!" rief sie. „Ich lasse mich ja keine Mühe verdrießen, aber es ist hart, mit aller Arbeit rückwärts zu kommen. Wie

oft habe ich nicht ein Faß Bier zuschlagen müssen, weil es nicht zu trinken war und jeder Schlag klang mir, als wenn ich auf den Sarg schlug, in dem unser bischen Glück begraben werden sollte.“ Sie weinte und dann lachte sie wieder: „Wenn es möglich wäre. — Es wäre zu viel!“

Die Rüben waren geputzt, ich hatte nichts mehr zu thun und brach daher auf. Im Lokal war der Gas angezündet und der Kellner stand da und wartete auf Gäste, aber die gingen dem Bier aus dem Wege.

Ich möchte nicht Wirth sein, man ist doch zu sehr abhängig vom Brauer und dem Publikum.

P. S. Onkel Fritz hat Alles in Ordnung gebracht. Er sagte, die Sache habe sich über Erwarten leicht regulirt, nur Dr. Wrenzchen hätte sich anfangs gesperrt. Herr Kleines hat sehr erfolgreich in seinen Kreisen gewirkt, ich lade ihn nächstens einmal ein, da er nicht nur gebildet, sondern auch amusant ist und drei lebende Sprachen spricht. Onkel Fritz sagt zwar, die fremden Sprachen wären bei ihm durcheinander wie Vogelfutter, aber was schadet das? Wenn ich ihn einlade, soll er ja doch nur Spaß machen.

Und wie kam Herr Bergfeldt dazu, die Bürgschaft zu übernehmen? Seine Frau brummte immer, wenn er Abends einmal ein Glas Bier trinken ging, und um den Zank zu vermeiden, hatte er sich dafür den Frühschoppen angewöhnt, der das Verderblichste für die Männer sein soll, was es nur auf der Welt giebt. Wie können sie auch am Nachmittage mit dem Bierschädel auf dem Posten sein? Der Frühstückstisch ist noch viel schlimmer als der Stammtisch am Abend. Den Beweis lieferte Herr Bergfeldt, der die unselige Bürgschaft in der Frühschoppenlaune leichtsinnig übernahm. Aber, wer trieb ihn zum Morgentrunk? — — Sie, die Bergfeldten. Sie verdient es kaum, daß er von seinen Verpflichtungen so butterglatt losgekommen ist.

❧ ❧

Der Erstgeborene.

Ich bin fest überzeugt, daß, wenn Virchow später das Gehirn der Bergfeldten nachmißt, er es viel zu kurz finden wird, denn die Frau hat wieder einmal ganz Unglaubliches geleistet. Es ist um geradezu auf die Bäume zu klettern, aber wenn man längst weiß, daß Eine dumm geboren ist und nichts zugelernt hat, so wundert man sich kaum mehr, sondern schüttelt blos den Kopf.

Ich sitze also neulich Nachmittags und stricke, als ganz unerwartet Herr Weigelt auf der Bildfläche erscheint. Meine Emmi brachte die Lampe, meine Betti fragte, wie es Augusten ginge und warum sie nicht mitgekommen sei, und ich bat ihn, Platz zu nehmen, mein Mann müsse jeden Augenblick da sein.

Herr Weigelt hatte von jeher etwas Unbestimmtes und Tunteriges in seinem Wesen, aber so bekniffen, wie heute, war er mir doch noch nie vorgekommen. Er setzte sich halb auf einen Stuhl und warf mir einen so delinquentenhaft flehenden Blick zu, daß ich fragte: „Mein Gott, Herr Weigelt, was ist Ihnen denn passirt? Sie sehen ja aus wie'n krankes Huhn, das kein Geld für'n Apotheker hat?“ — Er antwortete jedoch keinen Ton, sondern sah erst meine Betti, dann meine Emmi und dann mich wieder an. — „Aber ich bitte Sie, Herr Weigelt,“ fragte ich ihn abermals, „was soll man von Ihnen denken? Sie haben doch am Ende keinen Mord auf dem Gewissen?“ — Nun knickte er zusammen, wie'n mißrathener Bibberpudding und brachte nur mit Mühe die Worte hervor: „Wenn es irgend anginge, möchte ich gerne mit Ihnen alleine sprechen, Frau Buchholz — —“

„Geht hinaus, Kinder,“ rief ich, „und wartet bis Vater kommt.“ Die Kinder entfernten sich und ich brannte vor Neugierde, zu erfahren, was Herr Weigelt denn eigentlich wollte. Ich vermuthete, daß er eine Szene mit seiner Frau oder mit der Bergfeldten, vielleicht mit beiden gehabt hätte.

Als wir unter vier Augen waren, begann er nach einigem Zögern trübselig: „Es ist nun so weit.“ — „Was?“ fragte ich. — „O, Frau Buchholz,“ antwortete er, „mein armes Weib! meine arme Auguste!“ — „Du meine Güte,

was giebt's denn?" — „Noch nichts ... aber, aber" — seine Stimme zitterte — „sie kommt nicht durch, es ist unmöglich, daß sie durchkommt!" — Dies Benehmen von einem Manne mißfiel mir sehr und ich rief daher strenge: „Hören Sie einmal, Herr Weigelt, Sie flößen mir durchaus keinen Respekt ein. Ein Mann muß vor allen Dingen forsch sein — —." — „Ich war ja auch noch so forsch bis vor Kurzem," unterbrach er mich, „aber in der letzten Zeit hab' ich zu viel gelitten!" — „Wieso das?" fragte ich. — „Nun denn," erwiderte er, „zuerst fing der Kummer mit dem Mädchen an. Auguste behalf sich mit der Scheuerfrau so lange es gehen wollte, aber sie mußte reellen Beistand haben, und wir schafften deshalb ein billiges Mädchen an, das meine Schwiegermutter uns besorgte." — „Ja," lachte ich, „wenn die ihre Hände dazwischen hat, dann wird es meistens hübsch!" — „Das Mädchen ist herzensgut," fuhr Herr Weigelt fort, „aber dumm wie ein Stück Torf. Kein Tag vergeht, an dem meine Auguste sich nicht über dasselbe ärgert, und gerade vor Aerger muß man sie bewahren. Mir haben Leute gesagt, daß Verdruß direktes Gift für sie werden könnte. Ich sage Ihnen, ich lebe in steter Todesangst, aus reiner Sorge um Augusten!"

„Ja!" antwortete ich sehr ernst, „ein Mann, der seine Frau aufrichtig liebt, dem wird wohl beklommen zu Muthe, wenn er bedenkt, daß dem Weibe keine dornenlosen Rosen blühen und ihr Weg durch dieses Jammerthal zuweilen hart am Abgrunde vorbeiführt. — Haben Sie denn schon für eine zuverlässige Wartefrau gesorgt?"

„Wir haben bereits eine an der Hand," erwiderte er. „Aber das ist das Wenigste. Das größte Unglück hat meine Schwiegermutter angerichtet." — „Da bin ich doch gespannt!" rief ich, „was hat sie denn nun wieder ausgeübt?" — „Es ist kaum zu sagen," antwortete Herr Weigelt. „Ihre Bildung läßt ja leider zu wünschen übrig — —" — „Das wissen die Götter!" bemerkte ich. — „Aber," fuhr er fort, „sie ist noch abergläubisch dazu, und so fiel es ihr ein, eine Kartenlegerin aufzusuchen und die zu befragen, ob Auguste durchkommen werde. Die Karten hatten geweissagt, sie würde es nicht, und die Bergfeldt hatte nichts eiliger zu thun, als Augusten diese Hiobsprophezeiung brühwarm zu

hinterbringen.“ — „Die Möglichkeit!“ rief ich aus, „sie muß wirklich ihre Fünf nicht beisammen haben! Und wie nahm Ihre Frau diesen Wahnsinn auf?“ — „Erst lächelte sie darüber, aber dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, daß sich mir das Herz im Leibe umdrehte. Seit jener Zeit gleicht sie einer stillen Dulderin, deren Tage gezählt sind. Sie glaubt selbst, daß sie nicht durchkommt, und ich glaube es auch und die ganze Nachbarschaft auch. Wenn sie nicht durchkommt, bin ich Schuld daran. Warum habe ich das zarte kleine Geschöpf auch geheirathet? Ach, ohne mich würde sie noch leben. Und sie hatte sich so sehr auf den nächsten Frühling gefreut, wir wollten dann meine Eltern besuchen. Und wie würden die sich gefreut haben. Die Landluft hätte ihr so gut gethan. Das ist jetzt Alles vorbei und ich wanke verzweifelnd hinter ihrem Sarge her!“ — Und nun weinte er richtig.

„Trösten Sie sich doch, Herr Weigelt,“ beschwichtigte ich ihn. „Wer giebt überhaupt etwas auf Karten? Noch lebt Ihre Auguste ja und mit Gottes Hülfe wird schon Alles gut werden. Es giebt Frauen, die so schwach aussehen, als könnte der Wind sie umblasen, und haben ein Stücker Sieben bis Acht und sind kreuzfidel. Ihre Auguste ist noch lange die Schwächste nicht, die hat nur einen einzigen Fehler und das ist ihre Mutter, die Bergfeldten!“

„Sie mögen nicht Unrecht haben, liebe Frau Buchholz,“ entgegnete Herr Weigelt und trocknete seine Thränen, „es war schrecklich unvernünftig von ihr, Augusten mit traurigen Vorahnungen zu quälen. Und wenn ich es recht bedenke, ist Auguste eigentlich gar nicht so schwach. Sie hat ganz nette Kräfte. Sie konnte vor einem halben Jahre noch den kleinen Rohrstuhl mit steifem Arm heben. Wie gut Sie sind, Frau Buchholz, und nicht wahr, Sie thun es meiner Frau zu Liebe und kommen zu uns und sehen nach dem Rechten, wenn es so weit ist? Darum wollte ich Sie bitten und deshalb bin ich hier!“

„Sie können doch die eigene Mutter nicht übergehen!“ wandte ich ein.

„Wenn Sie wollen, daß meine Auguste gemordet werden soll . . . dann sagen Sie nein. Aber das können Sie nicht,

das wollen Sie nicht. Sie haben ja auch immer so viel von ihr gehalten!"

„Gut!" gab ich ihm zur Antwort. „Gehen wir lieber gleich, damit ich Alles mit ihr besprechen kann und sehen, wo es noch fehlt."

In diesem Augenblicke wurde heftig an der Hausglocke gerissen. „Das ist mein Karl," sagte ich, aber ich hatte mich geirrt, denn Betti kam und meldete, draußen stehe ein Dienstmann und Herr Weigelt möchte so gut sein und so rasch wie möglich nach Hause kommen.

Als der arme Mensch diese Botschaft hörte, wich alle Farbe aus seinem Angesicht. Seine Augen waren rein verglast und seine Lippen bebten. „Seien Sie ein Mann!" fuhr ich ihn an. „Munter, rasch eine Droschke geholt, in zwei Minuten bin ich angezogen und fertig!"

Er holte die Droschke, aber an diese Fahrt will ich mein Leben denken. Bald rief er: ich bin ihr Mörder, bald stöhnte er, wie einer, der hingerichtet werden soll. Dann rief er: Ach wir kommen noch früh genug zu ihrer entseelten Hülle. Endlich sagte ich: „Wenn Sie mit Ihren Verrücktheiten kein Ende machen, lasse ich halten und steige aus. Warten Sie doch erst ab, wie es kommt, ehe Sie lamentiren, wie nicht recht gescheidt." — Da legte er sich blos noch aufs Seufzen.

Als wir nun in seiner Wohnung anlangten, wollte er mir nichts dir nichts ins Schlafzimmer stürzen. — „Halt!" rief ich und hielt ihn am Schlaffittchen fest. „Das sind Frauensachen, die Euch Männer nichts angehen. Sie würden die Auguste nur erschrecken mit Ihrem Ungestüm; ich will Ihnen schon Bescheid sagen, wie es geht!" Und bei diesen Worten öffnete ich vorsichtig die Thür und ging hinein. — — —

Was er nun anstellte, weiß ich nicht, ich hoffe aber, daß er die Zeit nützlich anwandte und einmal ernsthaft über sich nachdachte. Als ich wieder zu ihm kam, konnte ich ihm guten Bescheid bringen. „Kommen Sie nur!" flüsterte ich, „Auguste erwartet Sie." — Er trat herein und blieb stehen, als getraute er sich nicht näher, denn auf dem Schooß einer fremden Frau, die auf einem Schemel vor einem Badewännchen saß, lag ein kleines lebendes Wesen, ein Menschenkindlein, das sie in weiche Tücher und Windeln hüllte. Und

da streckte Auguste ihm ihre Hand entgegen. „Franz!“ rief sie leise. Er sank vor ihrem Bette auf die Knie und bedeckte ihre Hand mit Küssen, und dann küßte er ihren Mund und sagte: „Mein süßes, mein liebes, liebes Weib!“

Nun schrie das Neugeborene. Herr Weigelt spitzte ordentlich die Ohren und warf einen langen, langen Blick auf das kleine verrunzelte, rothbraune Geschöpf, dessen Gesichtchen eher einem vorjährigen Apfel, als einem angehenden Weltbürgers-Antlitz glich. Meine waren in dem gleichen Alter viel hübscher, namentlich war die Jüngste engelhaft.

„Na ja!“ sagte die fremde Frau. „Sehen Sie sich den Jungen man an, et is Ihr erster!“ — „Ein Knabe?“ stammelte er. „Mein Knabe?“ — Die Frau lachte. „Wollen Sie'n mal uf'n Arm nehmen?“ fragte sie. — „Wenn ich ihn nur nicht zerdrücke!“ meinte er und griff ungeschickt nach dem Kinde. — „Nee, lassen Sie man,“ sagte die Frau, „Vater müssen Sie erst besser lernen, das steht Ihnen noch nicht an. Und nun sollen 's Kind und die Frau schlafen; wie wär's, wenn Sie die Thüre von draußen zumachten?“

Er gehorchte willig und wir sorgten für Mutter und Kind. Als die Beiden zur Ruhe gebracht waren, mußten wir auch an den Mann denken, denn es war schon ein bischen späte Abendbrodzeit geworden. In der Küche war die Magd. „Höre mal,“ sagte ich zu ihr, „nun gehe zum Destillateur und hole eine Flasche Rum, aber nicht in der Flasche, denn im Liter ist es billiger. Hier hast Du Geld.“ Die Dirne trabte ab und ich kalkulirte, wenn Herr Weigelt nach all der ausgestandenen Angst eine kleine Herzstärkung bekäme, so würde ihm das ganz dienlich sein, denn mein Karl trinkt auch stets seinen Grog bei außergewöhnlichen Fällen. Für die kluge Frau und die Wärterin machte ich Kaffee, denn den nehmen sie am liebsten und dann belegte Stullen dazu, so kam denn Niemand zu kurz.

Wir setzten uns zum Abendbrod, ich und die Frau und Herr Weigelt. Die Magd hatte Rum in einem Milchtopf geholt, weil ich beordert hatte ihn nicht flaschenweise zu nehmen. Eine gräßlich dumme Person!

Es schmeckte Herrn Weigelt prächtig und er war sehr froh, als wir beiden erfahrenen Frauen ihm versicherten, daß Auguste brillant durchkommen würde und er mit Recht in

die Zeitungen setzen könnte ‚leicht und glücklich'. Und daß es ein Junge war, machte ihm zu viel Vergnügen. „Er muß Franz heißen, so wie ich," meinte er, „das heißt, wenn Auguste es auch wünscht."

Ich sagte: „Herr Weigelt, ich weiß nicht, ob der Grog Ihnen so recht ist, Zucker steht auf dem Tisch, heißes Wasser kann Ihnen das Mädchen noch bringen. Sie können sich nach Geschmack zugießen, und über den Namen sprechen Sie morgen mit Ihrer Frau, heute ist sie dazu wohl nicht recht aufgelegt."

Auguste hatte mir den Schlüssel zum Wäschespind gegeben, damit ich herausnehmen könnte, was nothwendig war, und es gab außerdem allerlei zu thun, so daß ich Herrn Weigelt allein lassen mußte. Ich wollte jedoch, ich hätte besser auf ihn geachtet, denn das einfältige Mädchen hatte, wie ich nachher sah, ihm statt des Topfes mit heißem Wasser den ganz ähnlichen Milchtopf hingestellt, in dem sich der Rum befand, und davon hatte er nun unbewußt statt des Wassers zum Grog gegossen.

Ich bin in der Küche und spreche mit der klugen Frau, als ich plötzlich singen höre. Ich stürze ins Wohnzimmer und merke natürlich gleich, was los ist. Die Gemüthsbewegung, der Rum und die angeborene Dämlichkeit hatten ihre Schuldigkeit gethan — Herr Weigelt war molum.

„Ich will nach Augusten," rief er: „Sie ist ein Engel," und dann sang er: „Sie allein nur lieb' ich, sie allein!"

„Wollen Sie Frau und Kind mit dem Skandal tödten?" pustete ich ihm zu. „Sie sind ja ein Kannibale!"

„Ich meine es so gut mit Ihnen, Wilhelmine," sagte er zu mir. „Komm alte Seele, gieb mir einen Kuß!"

Ich wehrte seine Berührung mit aller mir innewohnenden Hoheit ab. „Schämen Sie sich, Herr Weigelt, eben erst sind Sie Vater geworden, und nun ein solches Betragen?! Schämen Sie sich vor Augusten, vor der Wartefrau, vor dem neuen Mädchen und vor Allem vor Ihrem eigenen Kinde!"

„Das hat ja noch gar keine Augen!" entgegnete er.

Ich verwies ihm das Unpassende dieser Bemerkung und hoffte, daß er sein Kind doch wohl nicht zu den Feldmäusen

und jungen Möpsen rechnete, denn die kämen, so viel ich wüßte, blind auf die Welt. Genug, ich war sehr erzürnt und rieth ihm, sein Bett aufzusuchen, und beschwor ihn bei den Häuptern seiner Familie, sich ruhig zu verhalten. Endlich nahm er Vernunft an. Ich eilte zu Augusten, die wach geworden war und nach dem Grund des Lärmens fragte.

Ich sagte, ihr Mann könnte sich vor Freude gar nicht fassen, aber ich hätte ihn vermocht, sich zur Ruhe zu begeben, ohne sie weiter zu stören. So mußte ich mich allen Unannehmlichkeiten aussetzen und obendrein lügen, blos weil die einfältige Trina von Dirne ihm den Rum im Milchtopf vorgesetzt hatte.

Nach einer Weile denke ich, nun wird er wohl liegen, und hielt es für meine Pflicht, nachzusehen, ob er das Licht auch ordentlich ausgelöscht hatte. Aber bewahre, mein Weigelt lag noch lange nicht. Im Gegentheil, er saß auf dem Bettsopha und hatte ein aufgeschlagenes Buch in den Händen, das er dem Büchergestell entnommen. „Herr Weigelt, wollen Sie sich denn nicht legen?" — „O, Frau Buchholz," stöhnte er, „das arme Kind, das arme Kind!"

„Nanu," fragte ich, „was ist denn nun wieder los?"

„Ich stieß eben zufällig an das Bürgergestell," sagte er, „und da blieb mir dies Buch in der Hand. Das arme Kind. Es muß ja auch das Gymnasium besuchen. Aus dieser Grammatik habe ich gelernt. Griechisch! Es muß auch Griechisch lernen. Die Verba auf ‚mi' begreift es nicht, ich habe sie auch nicht begriffen. Dann schlagen sie es und es ist so klein und kann das Anfassen nicht vertragen. Aber ich bringe den Schulmeister um, der mir das Kind anrührt. Es ist mein Junge. Meiner ganz allein! Können Sie die Verba auf ‚mi'?" — „Herr Weigelt," entgegnete ich mit Würde, „ich weiß nicht, welche Beleidigung diese Frage enthält und will deshalb nicht mit Ihnen rechten. Machen Sie aber, daß Sie zu Bett kommen. Ziehen Sie erst die Stiefel aus. So und nun helfe ich Ihnen den Rock ausziehen und die Weste, ich bin eine verheirathete Frau und geniere mich weiter nicht; mit dem Rest werden Sie wohl selbst fertig; mehr wäre gegen mein Zartgefühl!" Und damit ließ ich ihn allein.

Nach einer Viertelstunde sah ich wieder bei ihm ein. Richtig hatte er das Licht brennen lassen und schnarchte wie eine Sägemühle. Wenn mein Karl schnarcht, lege ich ihm eine Schlummerrolle unter den Kopf, das hilft etwas, aber da ich hier nichts Derartiges fand, stopfte ich Augusten's Mann die alte dumme Grammatik unter den Nacken. Dann nahm ich das Licht mit mir und dachte noch im Stillen: nein, wie ein ganz anderer Mann ist doch mein Karl.

Auguste schlief, als ich auf den Fußspitzen ins Schlafzimmer schlich, um noch einmal bei ihr nach dem Rechten zu sehen. Als ich an die Wiege trat und mich über das Kleine beugen wollte, schlug sie die Augen auf; selbst im Schlafe hatte sie gemerkt, daß Jemand sich ihrem Kinde näherte. Sie sah mich an, und in dem Dämmerlichte, das dort herrschte, konnte ich doch erkennen, wie holdeste Seligkeit aus ihrem Auge leuchtete und unaussprechliches Glück auf ihren Zügen ruhte. Sie war wirklich hübsch in diesem Moment, obgleich sie sich über Schönheit nie beklagen konnte. Ich nickte ihr freundlich zu und dann ging ich.

„Auf einen Löffel Suppe."

Es ist mit dem Schicksal akkurat wie mit dem Wetter. Man hofft, daß es endlich einmal schön werden soll, man sieht nach dem Barometer, man betrachtet die Abendwolken, man spricht darüber, daß es sich doch ändern muß, man liest die Berichte der Seewarte und sagt zu seiner Familie: ‚Liebe Kinder, morgen wird das Wetter gut, legt die Kleider nur zurecht, wir gehen aus,' aber am nächsten Tage gießt es, als wäre die Wasserleitung im Himmel geplatzt. Und gerade so steht der Mensch dem Schicksal gegenüber, er mag sich anstellen wie er will, hoffen und wünschen, sich mühen und plagen und, wie die Dichter sagen, die Weltenuhr ein bischen vorstellen, es hilft doch Alles nichts. Schließlich und zuletzt muß er seine Ohnmacht einsehen und zerknirscht die Gewalt der ewigen Urgesetze anerkennen.

Das heißt jedoch, ich für meine Person nehme den Kampf mit den ewigen Gesetzen auf, dafür bin ich zu resolut. Rom wurde auch nicht an einem Tage ruinirt, o nein, es steht noch eine ganze Menge davon da. —

Ich hielt es für geboten, dem Doktor zu zeigen, daß wir ihn nicht ausschließlich als Hausarzt schätzten, sondern, daß wir auch den Hausfreund in ihm sähen, und lud ihn deshalb zum Sonntag auf einen Löffel Suppe ein. Daß er blos auf Suppe kommen würde, durfte ich nicht erwarten, und deshalb fügte ich hinzu, daß wir aus Mecklenburg eine Kalbskeule von zwanzig Pfund geschenkt erhalten hätten, die nur von Kennern gewürdigt werden könnte.

„Wilhelmine, was ist das für ein Schwindel mit der Kalbskeule?" fragte mein Karl, als ich ihm die Einladung zur Begutachtung vorlegte.

„Sie wird schon da sein, wenn es soweit ist," entgegnete ich, „und nachgewogen braucht sie nicht zu werden."

Mein Karl schüttelte den Kopf, aber ich bedeutete ihm, daß es Dinge gäbe, von denen die Männer nichts verständen. Der Doktor müßte einmal eingeladen werden, das sei man ihm und uns schuldig.

Der Doktor sagte zu. Er schrieb, daß er am Nachmittag um fünf allen seinen Verpflichtungen nachgekommen sein werde und sich freue zu erscheinen. Daraus konnte man sehen, wie gewissenhaft er es mit der Praxis nimmt, denn es giebt Aerzte, die keinerlei Sonntagsarbeit verrichten, einerlei ob sie bestellt sind oder ob sich ihnen zufällig etwas bietet. Ein solcher Arzt, wie Dr. Wrenzchen, mit so soliden Ansichten, mußte ja jeder Familie willkommen sein. Mein Mann fragte, ob wir Onkel Fritz nicht auch bitten wollten, aber für diesen Vorschlag hatte ich nur ein vielsagendes Lächeln. Ich konnte keine Gesellschaft gebrauchen, ihn allein wollte ich haben, ihn, den Doktor ganz allein. Diesmal sollte er mir nicht entschlüpfen! Ich sorgte rechtzeitig für den Braten und der Sonntag war da, als die Woche Feierabend gemacht hatte. —

Um drei Uhr schob ich die Keule in den Bratofen. Emmi war gerade in der Küche und fragte, ob sie nicht rasch zu Bergfeldtens laufen sollte, um sie einzuladen. So unschuldig war das Kind, es hatte keine Ahnung von der

Wichtigkeit des heutigen Tages. Ich umarmte sie, Thränen füllten meine Augen und erstickten meine Stimme; ich konnte nur sprachlos auf die Kochmaschine deuten, als wenn dort die ganze Zukunft meines Kindes briet.

„Du hast wohl Recht, wenn Du über den Braten unglücklich bist, Mama," sagte Emmi, „Du sollst sehen, er wird nie alle. So viel Kalbfleisch haben wir noch nie auf einmal im Hause gehabt. Und kein Mensch mag ihn!" — „Einer wird ihn mögen!" rief ich mit Beziehung. „Geh nur, mein Kind, und schmücke Dich. Zieh die gepuffte Sammettaille an, stecke Dir die Blumen ins Haar, die ich vom Markt für Dich mitgebracht habe. Es sind Orangenknospen." — „Die sehen nach Nichts aus," entgegnete Emmi. — „Aber sie sind symbolisch!" erwiderte ich. „In Italien windet man . . . . den Brautkranz daraus. Nun geh, mein Kind!" — Emmi wurde roth bis über die Ohren, sah mich groß an, und entfernte sich, ich aber wandte mich zu dem Braten, der sich bereits schön bräunte, und sagte zur Köchin: „Jette, nach zehn Minuten wird er zum ersten Male begossen. Mir liegt daran, daß er vorzüglich werde." — „Mir ooch!" entgegnete Jette, „Madame kann sich ruhig anziehen, ick werd' schonst Acht jeben." —

Der Tisch war gedeckt. Mein Karl sah so nett frischgewaschen aus, daß ich ihm einen Kuß gab, und die Töchter glichen seraphischen Gestalten, namentlich Emmi in dem stahlblauen Sammet. „Wie eine kleine niedliche Doktorsfrau," flüsterte ich meinem Karl zu. Je näher der Zeiger auf Fünf rückte, um so beklommener wurde mir. Wenn der Doktor noch im letzten Moment absagte? Wenn einer seiner Patienten nach ihm schickte? Dann überkam mich die Angst, der Braten könne ansengern und die gute Sahnensauce verdorben werden. Ich flog nach der Küche. Die Jette begoß den Braten gerade mit liebevoller Sorgfalt; er sah herrlich aus. Wir gaben die Sauce durch ein Sieb, ich machte sie noch mit einem Theelöffelchen voll Kraftmehl seimig und zog ein Stückchen frischer Butter durch, damit sie so recht milde und schmackhaft würde. „Der Doktor wird sich alle zehn Finger lecken," dachte ich und schmunzelte und die Jette schmunzelte auch, als wenn sie ebenso dächte wie ich.

Präzise um Fünfen war der Doktor da. Mir fielen die ganzen Alpen vom Herzen. „Sie müssen mit uns allein vorlieb nehmen, lieber Herr Doktor," sagte ich. „Einige Freunde, die leider . . . . ." Hier unterbrach mich mein Karl, dem Nothlügen ziemlich fatal sind, und sagte: „Je kleiner der Kreis, um so größer die Gemüthlichkeit." — Und der Doktor fiel lächelnd ein! „Wenn's Herz nur schwarz ist!" — Unter Lachen und Scherzen setzten wir uns zu Tisch. Ich reichte dem Doktor meinen Arm, ihm gegenüber kam Emmi zu sitzen. Mein Karl saß des Einschenkens halber zu seiner Linken und Betti an meiner anderen Seite.

Erst hatten wir eine einfache Hausmannsbouillon mit Marx und Portwein dazu, den der Doktor ausgezeichnet fand. Dann gab es Zander mit Austernsauce (natürlich nur amerikanische Dosen-Austern), und dann kam der Kalbsbraten. So muß Napoleon die Pyramiden angelächelt haben, wie der Doktor die Keule. Auf einen Wink von mir lächelten Emmi und Betti auch, obgleich sie schon den Mund verziehen wollten. Die Keule war delikat und ward denn auch sichtlich kleiner. Ich hatte die schwache Seite des Doktors getroffen, und wenn er auch, wie Onkel Fritz sagt, Alles heruntertrinkt, was naß ist, und es noch obendrein lobt, so hatte mein Karl doch für vorzügliche Weine gesorgt: einen Johannisberger Schloßabzug für eine Mark zum Fisch und ein Chateau la Pancha für eine Mark und Dreißig. Der Doktor erklärte, er ließe sich einen Nagel in den Leib schlagen, wenn er jemals besseren Wein wünschte. — Wir waren ungemein heiter. Namentlich freute es mich, wenn er sich mit Emmi unterhielt und ihr die kleinen Geschichten erzählte, die er in der Zeitung gelesen hatte. Wir kannten sie zwar, weil wir auf dieselbe Zeitung abonnirt sind, aber ich konnte ihm doch ein Kompliment darüber machen, daß er so gut von Gedächtniß sei.

Als wir gegessen hatten, tranken wir den Kaffee im andern Zimmer und die Herren zündeten eine Cigarre an. Mein Karl bat hierauf den Doktor um Entschuldigung, wenn er ihn auf eine halbe Stunde verließe, er habe einen wichtigen Gang. Dies war auch richtig, denn er hatte Kassenrevision in seinem Bezirksverein. Betti ging, ohne ein Wort zu sagen, nach Bergfeldts und die Jette schickte ich

mit einem Stück Zander nach der Ackerstraße zu Weigelts, von woher sie vor 'ner Stunde nicht zurück sein konnte. Als ich Alle entfernt hatte, bat ich selbst den Doktor um ein Viertelstündchen Urlaub, auf einen kurzen Sprung in die Nachbarschaft. Ich verließ das Haus aber gar nicht, sondern kehrte von der Hausthür auf den Zehen leise zurück und verbarg mich in der Speisekammer. Dort setzte ich mich auf einen Küchenstuhl.

„Gut gegessen und getrunken hat er," dachte ich. „Wenn er nur eine Spur dankbar für das Genossene ist, trägt er ihr Herz und Hand an. Aber" — so regte sich der Zweifel — „giebt es nicht auch Menschen, die sich aus einer Einladung gar nichts machen, die es sogar für ein Opfer halten, mit Leuten zusammengebracht zu werden, die ihnen nicht zusagen?" — Vor mir auf dem Tisch stand eine Schale mit weißen Bohnen. Ich nahm eine Hand voll heraus und sagte: „Ist die Zahl paar, dann werden die Beiden heute noch richtig mit einander." — Ich zählte die Bohnen auf den Tisch. Es waren siebenundzwanzig. — Also unpaar. „Das erste Mal gilt nicht," dachte ich, „nun also einmal unpaar." Es waren ausgerechnet vierzehn!

Aber alle guten Dinge sind drei. Ganz vertieft in das Bohnenorakel hörte und sah ich Nichts von der Außenwelt, als plötzlich zwei kräftige Arme mich faßten und mir Jemand einen Kuß aufdrückte, daß mir die Ohren klangen. Ich sprang auf. In der Dämmerung erkannte ich, daß ein militärischer Mensch, so ein richtiger Siebenfüßer, vor mir stand. „Wer sind Sie? — Was wollen Sie?" herrschte ich ihn an. Er stellte sich in Positur und schnarrte: „Jefreiter Jehren vom Jarderrrmt." — „Was wollen Sie!" rief ich. — „Zu Befehl," antwortete er, „die Jette hat mir heute zu Kalbsbraten injeladen!" — „Die Jette?" rief ich ergrimmt. „Der ist verboten, einen Bräutigam in die Küche kommen zu lassen." — „Sie is ooch nich meine Braut, sie is man blos meine Schwester!" erwiderte der junge Reichs-Goliath. — „Ihre Schwester?" fragte ich empört, „das ist nicht wahr! So wie Sie mich eben, faßt man keine Schwester, an, das würde nicht einmal mein Karl sich erlauben. Machen Sie, daß Sie fortkommen." — Er ging aber nicht

sondern liebäugelte mit dem Kalbsbraten, den er auf dem Speisekammertisch entdeckte, und den ich am Abend zum Punsch als Aufschnitt geben wollte, wenn wir dazu kämen, die Verlobungsbowle anzusetzen. — „Gehen Sie oder ich rufe nach Hilfe!"

Schmach, Zorn und Wuth übermannten mich. „Mörder!" schrie ich, „Einbrecher, Diebe, zu Hilfe!" Kaum merkte der Soldat, daß ich Ernst machte, als er auf der Hintertreppe verschwand. Der Doktor und Emmi kamen angestürzt. Was sollte ich nun thun? Die Wahrheit konnte ich nicht sagen. Ich murmelte etwas von Schreck, Gespenstern und that, als wenn ich ohnmächtig werden würde. Emmi war ganz außer sich, als sie mich in diesem ungewohnten Zustande sah, aber ich dachte: „Wilhelmine, du bist doch überraschend schlau, denn so ruchlos kann kein Doktor sein, der auf Pflicht und Gewissen hält, daß er eine arme Leidende verläßt, zumal wenn er vorher reichlich Kalbsbraten bekommen hat und mit dem Wein so außerordentlich zufrieden war." — Ich erholte mich daher langsam und erzählte, ich müßte mich wohl über das Küchenhandtuch im Halbdunkel erschreckt haben, denn durfte ich bekennen, daß ich, statt in die Nachbarschaft zu gehen, mich lauernhalbers in die Speisekammer gesetzt hatte; konnte ich auch nur ein Wort von dem verwegenen Ueberfall des Soldaten sagen, der mich für die Jette gehalten? — Nein, niemals! —

Der Doktor benahm sich nun bezaubernd gegen mich; es ist förmlich ein Vergnügen, Patient bei ihm zu sein. Er meinte, so ein Schreck sei nur etwas Aeußerliches und würde sich bald geben. Ihm thäte es blos leid, jetzt gehen zu müssen, da er verpflichtet sei, einen Patienten zu besuchen, der an der fixen Idee litte, jeden Sonntag-Abend einen Lachs zu fangen, und ehe dieser Mann, der obendrein Familienvater sei, nach Dalldorf käme, wolle er versuchen, ihn nach allen Regeln der Kunst zu erleichtern. Da er sich auf keine Weise halten ließ, mußte ich ihn schweren Herzens ziehen lassen.

Als er fort war, fragte ich Emmi: „Nun, wie war er gegen Dich?" — „Sehr nett!" — „So? und worüber sprach er?" — „Er meinte, es müßten Orangenblüthen im Zimmer sein, die möchte er nicht riechen, denn als Kind sei

ihm einmal ein Brechmittel mit Orangenblüthenwasser verordnet worden, und seit der Zeit wäre ihm der Geruch äußerst fatal.“ — „Nun und Du?“ — „Ich sagte, ich würde die Blumen aus meinem Haar nehmen; aber er meinte, das könne er nicht verlangen. Ich that's aber doch, und da setzte er sich zu mir heran . . . .“ — „Und da?“ — „Da erzählte er mir allerlei von seinem guten Papa und seiner lieben Mutter, wie die ihm immer sagte, eine Schwiegertochter wäre das Beste, was er ihr einmal bringen könnte, und da . . . .“ — „Und da?“ fragte ich athemlos. — — „Und da fingst Du an zu schreien, Mama, und wir stürzten nach der Küche.“ — —

Mir ward schwarz vor den Augen. Wie vernichtet glitt ich auf das Sopha. So nahe am Ziel — schon lag ihm das erlösende Wort auf den Lippen, als das Schicksal in Gestalt eines hungrigen Kriegers grausam dazwischen trat. Mein erster Gedanke war, die Jette sofort nach ihrer Zuhausekunft durch einen Schutzmann abholen zu lassen, da sie doch offenbar die Thür nicht verschlossen hatte, damit die bewaffnete Macht ins Haus dringen konnte. Aber ich durfte nicht. Was würden mein Karl, die Kinder, Dr. Wrenzchen und gar Onkel Fritz von meiner freiwilligen Verbannung in die Speisekammer gesagt haben, die dabei zur Sprache kommen mußte? Entsetzlich. — Und die Jette ist seitdem so frech und impertinent, daß ich ihr kaum ein Wort zu sagen getraue, ja ich gehe Abends nicht einmal in die Küche, weil ich fürchten muß, den Gefreiten dort anzutreffen. Statt des erhofften Glücks habe ich nur Kummer und Verdruß geerntet und wer weiß, wann es mir wieder gelingt, den Doktor einzufangen? Ich bin sehr niedergeschlagen und gebeugt, aber ich gebe trotzdem den Kampf mit dem Schicksal um den Doktor nicht auf. — — — —

P. S. Der Doktor ist an dem betreffenden Abend gar nicht bei einem Kranken gewesen. Im Gegentheil, er hat mit seinen Kumpanen in Nifelheim bei Helbichs Skat gespielt. Onkel Fritz hat ihn dort getroffen und sagte mir, ‚Lachs fangen‘ bedeutet soviel, als das Bier im Skat ausspielen. Also verhöhnt hat er mich trotz der Kalbskeule und des Zanders mit Austernsauce. Ich möchte wohl mal

sehen, ob er sich das als Schwiegersohn erlauben würde? Das Lachsfangen wollte ich ihm schon abgewöhnen.

Taufe.

Seinen Namen hatte das Kleine bei Weigelts ja schon auf civilstandsamtlichem Wege erhalten, aber es ward nach diesem nun doch die höchste Zeit, daß es getauft wurde und nicht länger als junges Heidenkind in den Tag hineinlebte. Die Verzögerung hatte jedoch ihren guten Grund, denn Herrn Weigelt's Vater ist Landpastor, dort irgendwo an der pommerschen Küste, und nun wollten Weigelts doch gerne, daß der Großvater den Enkel taufen möchte, aber dem war es schwer geworden, von seinem Amte auf einige Tage abzukommen. Jetzt aber hatte er geschrieben, daß er Zeit habe und den Tag seines Eintreffens in Berlin angemeldet.

Dies Alles setzte mir Herr Weigelt auseinander, als er zu uns kam, um meine Emmi zur Gevatterin zu bitten. Natürlich gewährte ich ihm diesen Wunsch, denn Emmi und Auguste waren von jeher gute Freundinnen, und man kann sich nichts Reizenderes denken, als eine junge, niedliche Gevatterin. Es rangirt das gleich nach Brautjungfer, obgleich Braut in meinen Augen noch einen bedeutenden Grad höher steht.

Als er mir nun sagte, daß sein Vater kommen werde, fragte ich, wo der denn logiren solle, da doch die Räumlichkeiten bei ihnen nur beschränkt seien und eine Taufe außerdem allerlei Unruhe verursache. — „Ach, Frau Buchholz," sagte er, „Sie sind stets so wohlwollend zu uns gewesen, und Platz haben Sie auch. Wenn mein guter alter Papa bei Ihnen wohnen könnte, ich wüßte nicht, wie dankbar ich sein würde! Bei meinen Schwiegereltern fehlt es leider auch an Raum!" — Ich überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Ihr Herr Vater soll mir sehr willkommen sein. Ganz außerordentlich willkommen, aber ich fordere einen Gegendienst." — „Mit Freuden," antwortete er. — „Sie bitten Dr. Wrenzchen ebenfalls zu Gevatter. Sie sind mit ihm bekannt. Wollen Sie?" — „Was an mir liegt,

soll geschehen," erwiderte Herr Weigelt, „und müßte ich ihn mit der Raupenscheere heranzerren!" — Wir lachten beide über dies grausame Mittel, das kürzlich von einem Mörder ersonnen war, um seine Kunden zu erwürgen, und dann verabschiedete Herr Weigelt sich seelenvergnügt.

Als er fort war, sagte ich mir: Wilhelmine, dieser Einfall ist Goldes werth. Der Doktor entrinnt Dir nicht. Daß Emmi aussieht wie eine junge Fee, dafür wirst Du schon sorgen.

Am nächsten Tage kam Herr Weigelt wieder heran. „Er hat zugesagt!" rief er mir schon in der Thüre entgegen. — „Ohne viele Ausflüchte?" fragte ich. — „Im Gegentheil, als er hörte, daß Fräulein Emmi mit ihm Gevatter stehen würde, acceptirte er sofort und sah so fidel aus, als hätte er einen Grand mit Vieren in der Hand." — „Das geht ja vortrefflich," dachte ich, „er scheint schon selbst zu der Ansicht gekommen zu sein, daß er reif ist." — Nun beredeten wir noch allerlei praktische Dinge in Bezug auf das Tauffest, ich versprach ihm, unsere Punschbowle mit den Gläsern hinzuschicken und was sie sonst brauchten, denn Bergfeldts ihre hat beim Umzug natürlich einen Stoß wegbekommen und ist ohne Schamröthe nicht mehr auf den Tisch zu stellen. In meiner Freude hätte ich ihm unsere ganze gute Stube geliehen, wenn es möglich gewesen wäre.

Nun richteten wir das Fremdenzimmer für den alten Herrn ein. Die Kinder meinten zwar, es würde tödtlich langweilig sein, einen Geistlichen im Hause zu haben, da dürfte man ja kein lustiges Wort reden und müsse sauer aussehen, aber ich sagte mit Beziehung: „Kinder, nach Regen folgt Sonnenschein, aus der Säure wird noch eitel Honigseim werden. Ueberdies sucht Eure Gesangbücher hervor und legt sie auf den Nähtisch, das wird einen guten Eindruck machen. Du, Emmi, bekommst ein weißes Kleid mit blaßblauer Garnirung. Mattes Blau steht Dir sehr gut. Im Winter kannst Du damit zu Ball gehen, ich sage Dir, weggeworfen ist es nicht." Das war am Freitag.

Wir hatten mithin noch Zeit genug zur Herstellung der Toilette, denn der alte Herr Weigelt traf erst am Dienstag Nachmittag ein und am Mittwoch sollte die Taufe sein.

Der alte Herr hatte natürlich erst seine Kinder besucht und dann kam er mit seinem Sohne zu uns. Mir war anfangs etwas beklommen, denn man ist doch nicht gewöhnt, mit der Geistlichkeit umzugehen, allein der alte Herr hatte so viel Herzliches und Gewinnendes, daß wir nach zehn Minuten schon so nett miteinander waren, als hätten wir uns bereits seit Jahren gekannt. Als wir zum Abendbrod gingen, bot er mir galant den Arm und das erste Glas Wein nahm er und sprach, er wünsche die Gesundheit der Familie zu trinken, von der sein Sohn und seine Schwiegertochter ihm so viel des Guten gesagt hätten, und im Namen seiner Kinder dankte er uns für die vielen Beweise der Freundschaft. Mein Karl entgegnete, so viel Lob mache seine Frau ganz verlegen, aber der alte Herr reichte mir seine Rechte mit herzlichem Händedruck und sagte, er wisse recht gut, woran er sei und habe kein Wort zu viel gesagt.

Nachdem wir gespeist hatten, beschwor ich Herrn Weigelt junior, doch um des Himmels willen noch einmal nach dem Doktor zu sehen und ihn an seine Zusage und seine Pflicht als Christenmensch zu erinnern, und deshalb verließ der uns auch bald. Der alte Herr unterhielt sich mit den Töchtern. Er fragte, ob sie auch spielten und sängen, als er das Klavier bemerkte. Ehe wir es nur dachten, saß er an dem Instrument und erzählte, wie er früher als Student den ‚Freischütz‘ gesehen habe und wie alle Welt davon begeistert gewesen sei, und sang ganz munter die Arie ‚Durch die Wälder, durch die Auen‘. Emmi sang dann auch einige Lieder, aber zu seinem Leidwesen kannte sie das ‚Kommt ein schlanker Bursch gegangen‘ nicht. „Nun,“ sagte er, „als ich noch jung war, wurde das Lied überall gesungen, mir gilt es als eine Erinnerung an die ferne Jugend.“ Da spielte er es und sang dazu, und wir Alle lauschten, wie den welken Lippen noch so frohe Töne entquollen. Ich hatte mir den Pastor ganz anders gedacht, finster und gänzlich scherzlos, aber nun ich ihn so gesellig und gemüthlich fand, reifte ein Plan in mir, der nicht fehlschlagen konnte.

Ich ließ die Töchter sich absondern und dann sagte ich ihm vertraulich: „Herr Pastor, Sie werden morgen einen

Gevatter vor sich haben, der ein recht angenehmer Mensch und mir als Schwiegersohn willkommen ist, aber das sündhafte Berliner Leben hat ihn ganz umgarnt. Reden Sie ihm doch ein bischen ins Gewissen und malen Sie ihm das Glück der Ehe recht hübsch aus. Wenn er Gevatter steht, muß er schon zuhören." — Der Pastor überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Ich will versuchen, ihn auf den rechten Weg zu führen." — „Sie thun ein gutes Werk," erwiderte ich, „Sie haben keine Ahnung davon, wie verderbt die Berliner jungen Leute sind. Auch meinem Bruder Fritz könnte eine Ermahnung nicht schaden!" — — —

Am nächsten Tage war die Taufe. Weigelts hatten Alles sehr niedlich eingerichtet, es war so freundlich bei ihnen und sauber, und ich mußte staunen, wie doch ein paar Blumentöpfe und fröhliche Gesichter eine Wohnung festlich machen, wenn sie noch so klein ist. Von den Bekannten waren selbstverständlich Bergfeldtens von A bis Z da, Herr und Frau Krause, die den kleinen Eduard mitgebracht hatten, Onkel Fritz, der Hauswirth Herr Meier mit Frau und Tochter, ein paar Freunde des Herrn Weigelt, worunter ein Herr Theophile, der Chemiker studirt und nachher allerlei Kunststücke machte. Dazu kamen wir noch Alle und Dr. Wrenzchen, so daß die Wohnung voll war wie ein Omnibus bei Regenwetter. Wegen Dr. Wrenzchen war die Taufe um 6 Uhr angesetzt und er kam auch mit dem Glockenschlage. Herr Bergfeldt hielt seinen Enkel und Dr. Wrenzchen und Emmi standen rechts und links von ihm.

Der alte Pastor fing seine Rede an. Er wies darauf hin, daß das so sanft schlummernde Kind (es schlief nämlich herrlich) eine junge Knospe sei, die sich in dem großen Garten der Menschheit entfalten solle, bei der die Gevatter die Gärtnerpflicht übernähmen, damit die Blüthe dem Herrn des Gartens gefalle. Dies führte er mit mannigfachen Vergleichen aus und wußte unser Gemüth zu bewegen, daß in uns Allen recht innige Wünsche für den jungen Erdenbürger wachgerufen wurden. Dann aber wandte er sich zu den Gevattern und sprach, wie die Pflicht, die sie übernähmen, so zu deuten wäre, daß ihr Schützling nun auch Anforderungen an sie stelle. Er wisse wohl, daß Berlin, wie dereinst Babel, der Versuchungen voll sei und namentlich Denen mit dem

Untergange drohe, die ihre Wege, unbekümmert um Andere, wandelten. Da lauerten das Spiel, der Trunk und die Sünde in gleißenden Farben und zögen den jungen Menschen in den Abgrund. — Nur ein Mittel gäbe es zur Rettung, das wäre das eigene Heim, die Sorge für Andere in Leid und Noth und Trübsal. Die Prüfungen, welche der Ehestand mit sich brächte, führten den dem Verderben Zueilenden auf den rechten Weg und zur Erkenntniß. Darum solle jeder junge Mann das Joch der Ehe auf sich nehmen, damit er aus den Schlingen böser Gesellschaft errettet werde und den Thorheiten der Welt entsage. — Mich überlief es eiskalt, denn er ging mir weiter als ich wünschte, der gute Pastor, aber er war einmal im Zuge und ließ sich nicht halten. Dr. Wrenzchen hörte sehr genau zu, aber trotzdem schien er nicht sehr erbaut. — „Welches Glück," fuhr der Pastor fort, „wenn einem jungen Manne sich ein Haus öffnet, in dem ein guter Geist waltet, wo die Töchter das Gesangbuch nicht in den Winkel werfen, aus dem sie fromme Verse lernten, wo eine Mutter waltet, die ihre schützende Hand auch über den Verlorenen ausstreckt, den sie ihren Sohn nennt." — Nun verzog Dr. Wrenzchen den einen Mundwinkel. „Das bedeutet nichts Gutes," dachte ich. „Wenn der Pastor nur aufhören wollte, er macht den Doktor noch ganz rabiat." — „Zwei Wege giebt es, meine Theuren," schloß der Pastor, „den der Zucht und Ordnung, der Entsagung und des Friedens und den der sündigen Welt mit ihren Genüssen, dessen Ende Verzweiflung und Gewissensqualen sind. Wer kann sich da lange besinnen? Nur der Verstockte, dem Bösen Verfallene, der Verruchte. Und was verlangt unser Täufling? Daß seine Gevattern ihm auf der Bahn des Guten vorangehen!"

Dann folgte die Taufhandlung und der kleine Franz wurde in das Schlafzimmer zurückgebracht.

Ich war neugierig, welche Wirkung die Rede wohl auf den Doktor ausgeübt haben würde. Der Pastor hatte es zu gut gemeint, denn für so ganz verloren, wie er ihn hinstellte, erachte ich den Doktor keineswegs, aber wenn die Pastoren auf die Sünde zu sprechen kommen, malen sie meistens reichlich schwarz.

Es wurde rasch gedeckt und wir setzten uns zu Tische. Doktor Wrenzchen führte Emmi, die allerliebst aussah, der

Pastor saß mit der Bergfeldten auf dem Sopha und Krauses nahmen ihren Eduard zwischen sich. Ich wunderte mich, daß der Junge während der Taufe so ruhig gewesen war, aber das dicke Ende kam nach, denn er hatte die Konfektschüssel entdeckt und sich gehörig daran gehalten. Auguste mußte rasch zum Konditor schicken, um den Schaden wieder gut zu machen. Da ich noch mit der Krausen etwas gespannt war, sagte ich nichts, aber ich warf Blicke, die sie wohl verstand.

Auguste hatte ein sehr gutes Essen bereitet. Es schmeckte uns Allen, und als wir schon ein bischen in Stimmung waren, ging das Toasten los. Herr Krause ließ die Eltern leben, mein Karl sehr hübsch den alten Weigelt, und der wieder die Gevattern. Onkel Fritz ließ die vier Franzen leben: den Täufling, den Vater, den Großvater und Dr. Wrenzchen, der auch Franz heißt, und meinte, wenn es so weiter ginge, würde es noch ein ganzes Kaiser Franz-Regiment in der Familie geben, worüber wir Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen und Dr. Wrenzchen stark erröthete. Der Doktor unterhielt sich zwar mit meiner Emmi, aber, wie mir schien, ein bischen reservirt und kühl. Ich war sehr unruhig darüber.

Zum Dessert kam die Punschbowle, und nun machte Herr Theophile verschiedene sehr amüsante Kunststücke. Er fraß Feuer, ohne sich zu verbrennen, und verschluckte Messer und Gabeln. „Das sind ja fast Wunder wie zu Mosis Zeiten und Aarons!“ sagte der Pastor lächelnd.

„Meinen Sie den Nietenkommissarius Aarons?“ fragte die Bergfeldten, „das ist doch ein sehr ordentlicher Mann, ich glaube nicht, daß der Feuer frißt!“ — Jedermann schwieg ob dieser grenzenlosen Bonirtheit.

Der kleine Krause war aufgestanden und zu dem Herrn gegangen, um die Kunststücke in der Nähe zu sehen, und rief mit einem Male laut: „Aeh, äh, er hat das Messer gar nicht gegessen, das liegt auf seinem Schooß. Aeh, äh!“

Herr Krause gebot Eduard Stillschweigen. Die Herren standen theilweise auf und rauchten ihren Ziehgarn, und ich setzte mich zum Doktor. „Nun, lieber Doktor,“ fragte ich, „wie hat Ihnen denn die Taufrede gefallen?“

„Sie hat mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben,“ antwortete er. „Meine gute Frau Buchholz, ich liebe die

persönliche Freiheit, ohne gerade den Sündenweg zu wandeln, und würde mich doch sehr besinnen, ehe ich mich unter Kuratel, selbst der ausgezeichnetsten Schwiegermutter stellte. Der Himmel mag wissen, wer dem alten Herrn bei seiner Rede geholfen hat, aber für das Joch der Trübsal bin ich nicht erwärmt worden! Auch kann ich nicht annehmen, daß Ihnen ein verruchter Schwiegersohn willkommen wäre."

Nun wußte ich's. Das war eine Ablehnung, und zwar in der Größe eines Waschkorbes. Warum kannte der alte Herr den Doktor auch nicht besser? Er hätte sich doch sagen können, daß delikate Angelegenheiten auch delikat behandelt werden müssen.

Ich wollte dies Thema noch ein wenig weiter verfolgen, denn Zureden hilft manchmal, als die Krausen rief: „Wo ist Eduard?" — Ja, wo war Eduard?" Im Zimmer keineswegs, denn sein Platz war leer. Im Nebenzimmer war er nicht; in der Küche auch nicht. — „Mein Gott, wo ist Eduard?" Herr Krause suchte überall, Eduard war nicht zu finden. Im Nebenzimmer war ein Fenster geöffnet, um den Tabaksrauch und die Hitze auszulassen. Sollte er aus dem Fenster gefallen sein? Herr Krause blickte hinab. Unten auf dem Trottoir lag etwas Dunkles. „Mein Kind!" schrie die Krausen, „es liegt unten zerschmettert!" Dabei fiel sie in Ohnmacht. Herr Krause und noch einige Herren eilten die Treppe hinunter, wir suchten indessen die Krausen ins Bewußtsein zurückzurufen. Ein Glück, daß wir einen Doktor bei uns hatten, denn der Pastor hatte schon die Oelflasche statt der Essigflasche ergriffen und wollte der Krausen die Schläfe einreiben. — Sie rührte sich noch nicht, als Herr Krause wiederkam. „Es ist nur das Fensterkissen, nicht unser Kind, erwache wieder, Adelheid, besinne Dich doch!" rief er. Sie kam wieder zu sich. „Wo ist Eduard?" schluchzte sie. „Ach, Ihr wollt mir nur das Schreckliche verbergen. Sagt mir die Wahrheit, die Ungewißheit tödtet mich!"

Wir wußten Alle nicht, was wir dazu sagen sollten, als plötzlich die Bergfeldten, die bisher stupide auf dem Sopha saß, laut aufkrähte und rief: „Mich hat Jemand gepiekt!" Und so war es auch. Der kleine Krause, die Kröte, hatte sich unter das Sopha verkrochen und dort eine vergessene

Tapeziernadel gefunden, mit der er der Bergfeldten ins Bein stach.

Die Bergfeldten war außer sich und wollte gleich auf der Stelle nachsehen, ob es schlimm geworden sei. Nur mit Mühe konnte ich sie davon abhalten. Wir gingen ins Schlafzimmer und da stellte sich heraus, daß kaum ein Tropfen Blut geflossen war, nur ein kleiner rother Punkt war auf dem weißen Strumpf zu sehen. Uebrigens wunderte ich mich, daß die Bergfeldten so stämmig zu Fuß ist.

Krausens waren wie närrisch über das glücklich wiedergefundene Kind. Sie küßte und hätschelte den Jungen, daß ich es nicht mehr ansehen konnte.

„Gehen Sie doch mit ihm nach der Mädchenkammer," rief ich, „die liegt nach dem Hof zu, da hört es Niemand, wenn er seine wohlverdiente Jacke voll kriegt."

„Was sagen Sie?" fuhr die Krausen wüthend auf. „Den süßen Engel schlagen? Sie sind keine Priesterin der Humanität!"

„Der Himmel bewahre mich vor solcher Humanität," erwiderte ich. „Ich sage Ihnen nur, wenn Sie den Jungen weiter so verziehen, dann ist für ihn auch schon der Kalch mitgelöscht worden, als sie das neue Gefängniß in Moabit bauten!" — „Frau Buchholz, schonen Sie das Gefühl einer Mutter!" rief Herr Krause. — „Sie sollten ihm den Puckel nur gehörig mit hölzernem Balsam einreiben," erwiderte ich. — „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!" predigte Herr Krause. „Komm, Adelheid, so etwas brauchen wir uns nicht gefallen zu lassen!"

Krausens gingen, und da die Krausen schrecklich aufgeregt war, bat Herr Krause den Doktor, sie zu begleiten. — Und der Doktor ging mit! Er konnte gehen!

Wir blieben noch ein wenig, aber es kam kein Zug mehr in die Gesellschaft. Die Punschbowle war kaum zur Hälfte leer, als wir auch aufbrachen. Wie schön hätte man mit dem Rest noch Verlobung feiern können!

Emmi war sehr niedergeschlagen. Ich glaube, sie liebt den Doktor aufrichtig.

Das arme Kind! Es ist förmlich, als verfolgte das Unglück sie.

❧ ❧

Eine Pfingsttour.

Ich war noch nicht mit der Stadtbahn gefahren, die Kinder auch nicht, und deshalb sagte ich zu meinem Karl, es könnte doch wohl nichts Reizvolleres geben, als am ersten Pfingsttage einen Ausflug mit theilweiser Benutzung der Stadtbahn zu machen. Dies käme billiger als alles Andere, sei belehrend und interessant, zumal das Getobe vom Volk erst am zweiten Feiertag stattfände.

Mein Karl war damit einverstanden. Ich schickte Betti nach Bergfeldtens, ob sie auch mitmachten, aber als Betti wiederkam, hatte sie nur halbe Antworten bekommen und sah so windschief aus den Augen, daß mir irgend etwas sengerich roch; ich wußte nur noch nicht was. Hab's aber nachher erfahren.

„Warum haben Bergfeldts nicht fest zugesagt?" fragte ich. „Sie meinten, Stadtbahn sei zu ordinär!" — „Auch wenn wir damit fahren?" entgegnete ich scharf und fragte dann weiter: „Fährt denn Dein Emil mit uns?" — Sie schwieg. — „Oder fährst Du etwa mit Bergfeldts?" Abermaliges Schweigen.

„Ich denke doch, daß der Bräutigam an solchem Tage seine Braut nicht allein läßt," bemerkte ich. — „Ich habe Emil nicht gesprochen!" erwiderte Betti. — „Dann frage ihn morgen früh." — „Vielleicht!" antwortete sie. — „Was heißt das, vielleicht?" rief ich, „habt Ihr Euch erzürnt? — Seid Ihr böse mit einander?" — „Nein," erwiderte Betti ganz leise. — „Nun, also was denn? Was giebt's? Heraus mit der Sprache!" — „Nichts," flüsterte sie, und dann brach sie in lautes Weinen aus und wollte reell ohnmächtig werden.

Ich that Alles, was man in solchen Fällen thut, ich holte Eau de Cologne, ich machte ihr das Zeug auf, es war ihr ein bischen knapp, denn sie hatte sehr zugenommen, und kajolirte mit ihr herum, bis sie wieder zu sich kam. — „Nun sag' mir doch, was ist denn passirt?" fragte ich, „Deiner Mutter kannst Du doch wohl Alles vertrauen?" — „O nein," rief sie aus. „Nein, nein, frage mich nicht, es ist zu schrecklich!"

Mir stiegen allerlei furchtbare Vermuthungen auf, aber ich lächelte, während mir das Herz zerspringen wollte.

„Es wird das Beste sein, Ihr macht bald Hochzeit," sagte ich endlich. „Nicht wahr, zum Herbst heirathet Ihr?"

Den Blick, den das Kind mir nun zuwarf, vergesse ich in meinem Leben nicht. Die Betti hat ja so hübsche Rehaugen, aber sie sah mich damit an, als wäre sie bis auf den Tod verwundet, so jammervoll und so wehleidig; es schnitt mir wie mit einem Messer in die Seele. — „Nie!" sagte sie, „nie!" — „Na nu?" rief ich. „Er wird Dich heirathen, so wahr ich Wilhelmine heiße." — „Aber ich nehme ihn nicht," entgegnete Betti. — „Nun wird's immer schöner. Und warum nicht?" — „Weil ich ihn hasse, ihn verabscheue; o — o — er —." Und nun bekam sie Zufälle, daß ich sie zu Bette bringen mußte. Was eigentlich vorgefallen war, konnte ich nicht aus ihr herauskriegen, denn sie ist von Natur etwas bockig, und was sie nicht sagen will, das sagt sie nicht. Sie schwieg auf alle Fragen, und ich blieb so klug wie zuvor.

Mit meinem Karl sprach ich nicht über meine Sorgen; ich dachte, wenn ich erst weiß, was los ist, soll er's schon erfahren. Um so eifriger betrieb ich die Vorbereitungen zu der Pfingstfahrt, zumal Betti am andern Morgen ganz so war wie gewöhnlich. Nur die Mundwinkel hingen tiefer und unter den Augen schien sie mir reichlich blau. —

Wir Damen hatten uns natürlich einfach, aber doch gefällig gekleidet. Emmi sah in ihrem neuen Cretonkleid reizend aus, daß ich wohl wünschte, Dr. Wrenzchen wäre ihr zufällig begegnet. Betti ging egal mit Emmi, und ich hatte mich in Taubengrau mit rothen Fuchsias drauf geworfen, was jetzt erste Mode ist. Mein Karl sah nobel aus wie immer.

Wir waren übereingekommen, erst zu Hause gemüthlich zu essen und den Nachmittag zur Ausfahrt zu benutzen, denn so den ganzen Tag mit neuen Kleidern unterwegs zu sein, das halte ich nicht für ökonomisch, und so kam es, daß wir denn gegen drei Uhr auf dem Bahnhof Alexanderplatz in ein ziemlich leeres Kupee stiegen und davonsausten.

„Siehst Du, mein süßer Karl," sagte ich, „am ersten Feiertage findet man schon Platz; schöner können wir es gar

nicht wünschen." — Ehe mein Karl antworten konnte, hielten wir schon auf dem Bahnhof „Börse". — „Die Leute, welche ihren Feiertag genießen wollen, fahren bereits früh aus," entgegnete mein Karl, „halb Berlin wird draußen im Freien sein."

Ich wollte ihm meine entgegengesetzte Meinung ausdrücken, da fuhren wir schon in den Bahnhof Friedrichstraße ein. Und so dampften wir aus Berlin heraus am Zoologischen Garten vorbei nach dem Stadtbahnhof Charlottenburg, und von da gingen wir zu Fuß unter dem Viadukt durch, über die Haide nach dem Halensee.

„Kinder," sprach ich, „seht doch, was Alles hier auf der Haide blüht" und wollte mir ein bescheidenes Blümchen pflücken, wie das auf Landpartien so Stil ist, aber ich kam doch zur Ansicht, daß, wenn die Natur zu dicht bei der Stadt liegt, sie nicht mehr unverfälscht bleibt, weil die Menschen überall ihre Spuren zurücklassen: ein einziges Butterbrodpapier, eine einzige Eierschale nimmt dem ganzen Tableau seinen unschuldigen Ausdruck. Es giebt eben zu viel schlechterzogene Menschen, namentlich im Freien.

Unser Ziel war das Wirthshaus am Halensee, denn aufrichtig gesagt, Bernau und Biesenthal habe ich satt, die Festverpflegung ist da zu grimmig und grüner sind die Bäume dort auch nicht, wogegen am Halensee nicht nur bestes Bier auf Eis liegt, sondern Ozonquellen ersten Ranges sein sollen. Außerdem kannten wir den Wirth persönlich, der mir schon im Winter sagte, wenn ich hinauskäme, sollte ich extra ausgesuchten Protektionsspargel bekommen. Er hatte dies zwar, wie wir erfuhren, vielen von seinen Bekannten versprochen, aber es giebt ja dicken Spargel genug auf der Welt, und das ist ein großes Glück für die Restaurateure, wie für das Publikum.

Es waren viele Leute draußen, aber wir erhielten einen netten Tisch mit entzückender Aussicht auf den See, auf dem die Gondeln nur so herumlavirten. Hin und wieder fuhr ein Bahnzug am Horizont durch die Natur, während der Vordergrund, wie die Poeten sagen, anmutig mit weißbeschürzten Kellnern und festlich geschmückter, anständiger Gesellschaft belebt wurde.

Wir bestellten gleich Spargel im Voraus, zähmten uns

ein Glas ‚Echtes‘ und promenirten dann in dem Park. Es war wirklich amüsant und ich kann wohl sagen, unsere gewählte Toilette fiel gebührend auf. Auch die Kegelbahn besuchten wir und dort fanden wir zu unserem freudigen Erstaunen gute Bekannte, nämlich Herrn Kleines, Herrn Theophile, einen Hamburger Doktor, der uns vorgestellt wurde und sich als sehr gebildet erwies, und noch einige Andere. Und wer saß, als wir kamen, an dem Anschreibepult? — Dr. Wrenzchen! — Ich begrüßte ihn herzlich, aber er kam nicht heran, sondern nickte nur ängstlich lächelnd mit dem Kopfe. Alle Anderen waren so artig, uns zu bekomplimentiren, aber er blieb sitzen, als wäre er festgenagelt, was ich natürlich sehr rücksichtslos fand. Nun luden sie meinen Karl ein, mitzukegeln, aber er lehnte ab, weil ja schon eine gerade Anzahl Spieler vorhanden sei, worauf der Doktor ihm gerne seinen Antheil einräumen wollte. „Ach,“ sagte ich, „wenn Sie doch nicht mitwerfen, lieber Doktor, dann fahren Sie uns ein bischen im Boot, ich weiß, Sie segeln gerne.“ — Er wurde ganz verlegen und machte allerlei Ausflüchte, und seine Kameraden, namentlich ein Herr King, lachten sehr verschmitzt, daß mir nichts übrig blieb, als meinen Karl, der schließlich nicht übel Lust zum Kegeln zeigte, etwas energisch unterzuhaken und fortzuziehen.

„Du siehst, daß man uns dort nicht haben will,“ sagte ich erbost. „Der Doktor setzt die einfachsten Anstandsregeln bei Seite, er steht nicht einmal auf, wo er doch die schöne Kalbskeule bei uns verzehrt hat, und Herr Kleines wollte schon Lachkrämpfe kriegen, als ich den Doktor ironisch zum Gondeln aufforderte. Die heutige Jugend ist Pöbel, das ist meine Meinung.“

Mit einem Worte, ich war sehr erzürnt. — „Tob' Dich nur aus, Mine,“ sagte mein Engels-Karl, „sonst bekommt es Dir nicht gut.“ Ach, wo giebt es einen Mann, der so zartfühlend ist, wie mein Karl? Ich wollte jedoch noch einige Bemerkungen machen, die gerade nicht von Zuckerkante waren, als mir das Wort im Munde stecken blieb, wie eine zu heiße Kartoffel. Denn vor dem Parkthor hielt eine Equipage und in der Equipage saß die Bergfeldten! Die Bergfeldten in blauer Seide, bramsig in die Kissen

zurückgelehnt, wie eine reife Katharinenpflaume, und neben ihr eine ältere magere Dame. Auf dem Rücksitze saß Herr Bergfeldt mit einem jungen Mädchen, das, der langen Nase nach zu schließen, die Tochter der Mageren vorstellte. Emil hatte auf dem Bock Platz genommen und sah so kühn in die Welt hinaus, als hätte er das große Loos gewonnen.

„Die fahren Equipage und wir Stadtbahn Dritter," rief ich, aber weiter kam ich nicht, denn die Betti war weiß wie der Tod geworden — „Betti! . . . Kind!" rief ich. „Was ist Dir? — Karl, hole den Doktor! Schleife ihn an der Kravatte von der Kegelbahn, Du siehst, er ist nothwendig!" — Mein Karl stürzte ab. — „Betti, Du erschreckst mich, was fehlt Dir, mein liebes Kind? Ich will ja Alles verzeihen." — — — — „Es ist schon vorüber," sagte Betti. „Ich weiß nun genug. Sei unbesorgt, liebe Mutter. Du siehst, ich bin wieder ganz munter." — „Wir wollen nach Hause," sagte ich. — „Nein, wir bleiben," entgegnete sie fest. „Er soll nicht sagen, daß ich um seinetwillen mich auch nur eine Minute gegrämt hätte." — „Wer?" — „Er, den ich jetzt hasse . . . Emil!" —

Mein Karl kam retour, aber ohne den Doktor. „Wenn es dunkler geworden wäre, wollte er erscheinen," sagte mein Karl. — „Er braucht sich unsertwegen nicht zu inkommodiren," erwiderte ich spitz. „Uebrigens ist er auch nicht mehr vonnöthen. Und daß ich es Dir nur kurz sage, Betti ist mit Emil auseinander, und das kann uns nur recht sein; ich hatte so wie so nie Etwas mit dieser poweren Familie im Sinn. Unsere Betti an einen so habenichtsigen Zukunfts-Referendarius wegplempern! Das fehlte gerade. Morgen schreibst Du an Bergfeldt, daß wir die Verlobung aufheben, oder besser, ich bringe es ihr bei, daß ihr die Ohren summsen wie ein Telegraphendraht."

„Und was sagst Du dazu, Betti?" fragte mein Karl, indem er ihren Arm nahm und sie an sich zog. — „Möge Emil mit der jungen Dame glücklich werden, der er seine Neigung zugewendet hat, und sie . . . mit ihm!" antwortete sie.

„Also wegen einer Anderen!" rief ich. „Wegen der langen dürren Person, die im Wagen saß? Wegen so einer Mamsell, so einem Knochenspinde. Na warte!"

Ich glaube nicht, daß man meine Stimmung hätte huld-

reich nennen können, aber doch war ich gewissermaßen froh, einmal weil ich wußte, warum Betti sich in der letzten Zeit gegrämt hatte, und zweitens, weil es nun mit Bergfeldts gründlich aus sein würde. — Wir blieben noch, um unseren Spargel zu essen, nachher kam auch Herr Kleines, der die Kinder sichtlich durch seine Erzählungen aufheiterte, aber wir gingen doch früher, als wir ursprünglich wollten. Spargel mit Aerger gegessen, liegen wie Blei im Magen und wenn sie noch so delikat sind. — — — —

Zu Hause fand mein Karl einen Brief von Herrn Bergfeldt vor. Vier Seiten lang. Drei Seiten nur Hin- und Hergeziehe und zuletzt die Bemerkung, sein Sohn müßte nach einer wohlhabenderen Partie aussehen und die biete sich ihm. Die Verlobung mit Betti sei auch nur ein unbesonnener Jugendstreich. Unsere Betti könnte ja viel bessere Partien machen, als ihren Emil. — „Das hat sie ihm diktirt!" rief ich.

Wie lange ich sehr im Zorn war, weiß ich nicht, aber es war für Bergfeldts vortheilhaft, daß sich Keiner von der ganzen Sippe sehen ließ, denn es lag etwas wie ein Unglück in der Luft. Betti war am gefaßtesten! Sie erzählte, wie sie allmälig eine Umänderung Emil's im Benehmen gegen sie bemerkt habe, wie die Bergfeldten von den schlechten Aussichten der Juristen und reichen Partien gesprochen und wie sie längst schon gefühlt, daß es aus sei. Und nun, da sie Gewißheit habe, sei sie ruhiger und zufriedener als je zuvor. — Das besänftigte mich wieder.

Als ich mit meinem Karl allein war, besprachen wir uns ernst. Auch er hielt dafür, daß die Lösung der Verlobung das Beste sei.

„Wäre es nach mir gegangen, so hätten Betti und Emil sich nie verlobt," rief ich, — „daran sind nur Onkel Fritz und Dein weiches Herz Schuld. Und dieser Doktor," fügte ich hinzu, „kann auch bleiben, wo er ist. Eine solche Unhöflichkeit ist mir noch nicht passirt. Kommt nicht zu mir, nicht einmal zu dem kranke Kinde."

„Er konnte nicht, Wilhelmine, mit dem besten Willen nicht."

„O, wenn er nur hätte wollen."

„Er konnte wirklich nicht."

„Warum nicht?"

„Er hatte die Hose beim Kegeln zerplatzt. Im Uebrigen legt er Dir und den Töchtern die devotesten Huldigungen zu Füßen."

Es freute mich, daß der Doktor durch triftige Gründe verhindert gewesen war, aber warum nimmt er sich einen Schneider, der zu eng arbeitet? Das muß anders werden. — Den nächsten Tag kam er jedoch bei uns heran, um sozusagen eine Entschuldigungsvisite von Stapel zu lassen, was ich gebührend aufnahm. Gleichzeitig gebrauchte ich die Gelegenheit, ihm zu sagen, daß meine Nerven sich in Zerrüttung befänden. Er empfahl mir, spazieren zu gehen, da er mich für ein Rezept noch nicht herunter genug schätzte.

Das that ich auch, aber das Mittel war wohl nicht richtig gewählt, denn nach und nach überkam mich eine Unruhe, die nicht weichen wollte. Im Schlafe und im Wachen sah ich nämlich Kinder vor meinen Augen, viele kleine Kinder, daß sie gar nicht zu zählen waren. Hiergegen verordnete er mir Marienbader, der ihm stets vollendete Dienste leiste. „Doktor," fragte ich, „sehen Sie denn auch zuweilen bei Tag und bei Nacht Kinder?" — „Nein," sagte er. — „Na," sagte ich darauf, „dann bleiben Sie mir nur mit Ihrem Marienbader vom Leibe!" — Hierauf empfahl er mir wieder fleißige Spaziergänge und ging einen Kunden weiter.

Als er fort war, legte ich mir die Frage vor: Was ist doch eigentlich die Medizin? — Viel ist sie nicht, denn wenn man den Aerzten nicht Alles selbst sagt, wissen sie auch nichts. Dr. Wrenzchen hätte doch sofort ahnen müssen, daß es nämlich gerade die Spaziergänge waren, denen ich mein Leiden verdankte.

Es ist ja ganz einerlei, wohin man geht: vor den Thoren und in der Stadt, überall, wo nur ein größerer Platz ist, da grimmelt und wimmelt es von Kindern. Im Thiergarten, im Friedrichshain, im Humboldtshain, auf dem Mariannenplatz bei Bethanien und ganz besonders auf dem Belle-Alliance-Platz, da sieht es aus, als käme es auf eine Hand voll Kinder mehr oder weniger gar nicht an. Von allen Sorten, von jedem Alter, von jeder Größe, von jeder Farbe sind da, die Hunderte und die Tausende. Viele werden ja noch auf dem Arm getragen, und manche liegen zu zweit und auch zu dritt im Korbwägelchen, aber die meisten sind

doch schon so weit, daß sie laufen können. Und das krabbelt und wühlt und schwankt und wankt daher, wie kleine Kähne, die man zu voll geladen hat, und das fällt und steht wieder auf, das lacht und schreit und weint und quarrt, das stößt sich und das haut sich, das ißt und trinkt und weiß nichts vom helllichten Tage.

Wenn man nun die bloßbeinige Gesellschaft sieht, die Schlafenden, welche schon müde von der Luft sind, die Spielenden, welche in den Sandhaufen buddeln und Alles um sich her im Eifer der thörichten Arbeit vergessen, die Laufenden und die sich Haschenden, die Masse von unschuldigen, kleinen Erdenwürmern, dann kann es Einem heiß überlaufen und plötzlich ist es, als wenn Jemand fragt: „Was soll aus all' diesen Kindern werden?“

Ueber die Jungens will ich mir keine Sorge weiter machen, die lernen das Ihrige, werden Soldat und müssen zusehen, wie sie durchkommen, denn als Rentiers werden doch wohl nur die wenigsten geboren. — Aber die kleinen Mädchen . . . da hapert's.

Früher, als ich jünger war, da wußten wir nicht anders, als daß wir Mädchen verheirathet würden, wenn es an der Zeit sei, und nur, wenn Eine einsah, daß sie doch wohl leer ausgehen würde, dann belernte sie sich als Gouvernante oder so etwas Aehnliches, und war dies nicht, dann gab es immer noch so viel Angehörige und verwandte Familien, daß sie sich um ihr Sterbekleid keine Sorge zu machen brauchte. Die Tanten hatte man immer gern und sie waren auch nützlich, wenn irgendwo die Familie gerade größer wurde, oder wenn Jemand krank lag oder die Frau gestorben war, und wo sie sonst überall verwendet werden konnten. — Jetzt aber werden nicht mehr Familien gegründet, als eben nothwendig sind, der Familienzusammenhang wird immer dünner, und Alleinstehende giebt es immer mehr. Daher kommt es auch, daß die jungen Mädchen heutzutage schon frühzeitig Gouvernante und dergleichen lernen, als wäre es ausgemacht, daß sie nie heirathen würden.

Früher gab es doch noch Klöster, wo sie Nonnen werden konnten (obgleich mir dies ja nie eingefallen wäre), wenn man anfing, in der Welt mit ihnen herumzustoßen;

jetzt lernen sie von Klein auf solche Herumstoßgeschäfte, wie Lehrerin, Malerin, Holzschnitzerin und so etwas. Musik ist ja derart im Preise gesunken, daß es nicht werth ist, damit anzufangen, und die Erfahrungen, welche ich in dieser Beziehung mit Emmi machte, können mich nur in meiner Abneigung bestärken. Das Klavier ist ein Hausthier, das mit seinen weißen und schwarzen Zähnen viel zu viel Zeit frißt und obendrein Geld verschlingt, statt daß es Nutzen schafft.

Betti will nun auch etwas werden, entweder Gouvernante oder Malerin, sie weiß nur noch nicht, wozu sie die meiste Neigung hat, sie will es machen, wie so viele junge Mädchen, die arbeiten, arbeiten, arbeiten, damit sie ihr Leben haben, oder damit ihr Leben irgendwo nach aussieht.

„Betti," sagte ich, „was willst Du malen oder Kinder erziehen, es giebt genug für Dich in unserm Hausstand zu thun!" — Da sagte sie blos „Hausstand?" mit einem verächtlichen Ton, und zog die Oberlippe hoch, daß ich sofort schwieg, denn in solchem Fall ist alles Reden für die Katze. Das Nasenrümpfen, das Lippenziehen über Geringes und das Hochhinauswollen taugt nicht; warum kann man nicht zufrieden sein mit dem, was man hat?

Die Zufriedenheit ist eine so herrliche Erfindung, daß man die Leute nicht begreift, die Nichts von ihr halten und ohne Ruhe dem Glück nachjagen. Aber mit dem Glück ist es, wie mit dem Bier, es sieht manchmal wunderschön aus, allein wenn man es kostet, ist es sauer, und wenn man meint, es liefe aus purer Forsche über den Rand, so ist es schlecht eingeschenkt und eitel Schaum.

Wer weiß, was das Schicksal all dem kleinen spielenden Volk einschenkt, wenn es hinaus muß in den Kampf um's Dasein, wie sie das Leben jetzt nennen, und der ja auch Mode bei den Mädchen geworden ist? Wenn ich die vielen Kinder sehe, dann denke ich auch an meine beiden: es geht mir durch und durch, und ich möchte laut aufschreien. Wenn's nicht noch einen Herrgott im Himmel gäbe ... es wäre zu gräßlich auf dieser Welt.

❦❦

Sommerfrische.

Es ist ja am Ende keine Kunst, dicke zu thun und mit einem billigen Extrazug irgendwo hinzureisen, um nachher sagen zu können: wir waren in der Schweiz oder Zoppot oder sonst in der fern entlegenen Fremde, aber bescheiden in der Nähe von Berlin zu weilen, daß Frau und Kinder sich am Luftwechsel erfreuen und der Mann Sonntags herauskommt und auch sein Vergnügen hat, ... das halte ich für keine leichte Aufgabe. Da heißt es, die Krone des Hochmuths abzulegen und das einfache Waschkleid der Tugend anzuziehen.

Deshalb entschieden wir uns dafür, nach Tegel hinauszuziehen, sowohl wegen der Wohnung und der Umgebung, die uns sehr gefiel, als auch wegen meines Karl.

Mein Mann hat trotz des Schutzzolles ja brillant zu thun, so daß ich glaube, wenn dieser fehlte, würde er in zwei Jahren bereits zu den oberen Zehntausend gehören, und darum kann er nicht auf Wochen vom Geschäft bleiben. Soll er nun ganz auf mich verzichten und seine Kinder? — Nein, er muß die dankbaren Gesichter derer sehen, für die er sich abarbeitet, wenigstens alle acht Tage einmal. Und für solche Zwecke liegt Tegel sehr angenehm.

Und dann ist von dem Dorf Tegel das Schloß Tegel mit seinem Park nicht weit entfernt, und in dem Park liegt Alexander v. Humboldt begraben, dieser außerordentliche Gelehrte, der ja auch den Globus erfunden hat, der jetzt zu den beliebtesten Zimmerzierden gehört, obwohl seine blaue Farbe nicht immer mit den Möbelstoffen harmonirt. — Hat man einen solchen historischen Hintergrund in unmittelbarer Nähe, so fühlt man auf den Spaziergängen das Walten des Genius und ist glücklich in dem Bewußtsein, ebenfalls zu den Gebildeten zu gehören.

Emmi ist beim Vater in der Stadt geblieben, um ihm die Wirthschaft zu führen; ich und Betti sind hier draußen. Betti mußte aus den alten Verhältnissen herausgerissen werden, die sie überall an den treulosen Emil erinnern. Das Kind war so still und schweigsam geworden, daß es mir durch die Seele schnitt, wenn ich es heimlich beobachtete, und sagen durfte man nichts, denn dann gab es gleich

schroffe Antworten und Thürenzuschlagen. Dies Alles, dachte ich, sollte sich in Tegel ändern. Wir wohnen hier allerliebst. Dieselben großen Linden und Ulmen, welche das Dach der kleinen Kirche beschatten, halten die Sonnenstrahlen von den Fenstern unseres Vorderzimmers ab, und wenn wir vor der Thüre sitzen, haben wir den alten Kirchhof mit seinen Denkmälern, Trauereschen und blühenden Gesträuchen vor uns. Der Anblick ist zwar ein ernster, aber wer ein reinliches Contobuch im Himmel hat, der wird durch ihn erbaut und gehoben. Ich glaube nicht, daß die Krausen ihn ertragen könnte. Doch von den schrecklichen Ereignissen später.

Nach hinten liegen zwei kleine Zimmerchen mit Aussicht auf den Garten und auch die Küche; die andere Hälfte des Häuschens ist ebenso gebaut, und dort wohnen die Hausleute, die zum Umgang für uns zu niedrig stehen, da sie, obgleich in Tegel geboren, von Humboldt und seiner Bedeutung auch nicht die geringste Ahnung haben.

Ueberhaupt hatten wir uns vorgenommen, mit der dortigen Einwohnerschaft nicht kordial zu werden, und daran thaten wir gut, denn man wird doch nur mißverstanden. Aus Rache dafür nennen sie uns die Gespensterfamilie. Das hat nun folgende Bewandtniß.

Es giebt in und um Tegel nämlich erschreckend viele Mücken, die der See ausbrütet. Als Betti und ich den ersten Abendspaziergang an den Gestaden des Sees machten, kamen wir Beide schön zugerichtet wieder heim. Bei mir hatten diese Geißeln des Menschengeschlechts es namentlich auf den Hals abgesehen, so daß ich aussah, als hätte ich einen Kropf, und wenn ich auch nicht leugne, daß mein Hals ein bischen fett ist, so findet mein Karl ihn doch immer sehr schön, und ich habe nicht nöthig, mir ihn ruiniren zu lassen. Für den nächsten Spaziergang rieben wir uns deshalb mit Lorbeeröl ein, das gut gegen Mückenstiche sein soll, aber das Zeug riecht so niederträchtig, daß es den Genuß an der balsamischen Natur vollkommen verkümmert. Ich schrieb daher an Emmi, sie sollte uns die beiden Mousselinballröcke mit herausbringen, und daraus haben wir zwei egyptische Schleiergewänder hergestellt, die den Oberkörper und die Arme schützen. Wenn wir am Waldrande sitzen und im Anblicke der Natur schwelgen, schmücken wir die

Gewänder mit Feldblumen und verzieren die Sonnenschirme mit großen Blättern. Dies poetische Treiben halten die Tegeler nun für Verrücktheit, und wegen der weißen Schleier nennen sie uns die Gespensterfamilie. Ihnen zum Aerger gehen wir mit unserm Kostüm und den geschmückten Schirmen unentwegt durch das Dorf, um zu zeigen, daß wir über lächerliche Vorurtheile hoch erhaben sind. —

So waren ich und Betti ganz allein auf uns angewiesen. Das wäre ja auch recht schön gewesen, wenn Betti ihr verschlossenes Wesen nur ein wenig abgelegt hätte. Es kamen aber Stunden, in denen sie kein Wort redete, auf Fragen keine Antwort gab, und wenn ich in sie drang, sagte: „Mama, Du weißt ja doch Alles besser, was nützt Dir meine Weisheit?"

Neulich kam sie mit einem weißen Kaninchen an, das sie von den Dorfknaben, die es hetzten und peinigten, für einige Nickel gekauft hatte. „Kind," rief ich, „was soll das schaudervolle Geschöpf?" — „Ich will ein Wesen haben, das ich liebe," antwortete sie. — „Liebst Du mich denn nicht, Betti?" — „O gewiß, so meine ich es nicht, aber das Kaninchen wird mich zerstreuen. Es ist so hübsch und hat so klare rothe Augen." — Wohin nun aber mit dem Thiere? Da der unterste Kommodenkasten leer war, thaten wir es da hinein, und ich mußte mich zufrieden geben, weil Betti sich wirklich an dem kleinen Vieh erfreute. Wir nahmen es auf unseren Spaziergängen mit ins Freie. Aber die Kommode und das Zimmer rochen sehr strenge nach dem Stallhasen, so viel wir auch lüfteten.

Unser Leben regelte sich gar bald. Morgens wurde erst im See gebadet und Betti schwamm bald ausgezeichnet. Dann frühstückten wir und Betti besorgte das Kaninchen, während ich die Wohnung in Ordnung brachte. Dann kam die Frau, welche die groben Arbeiten verrichtete, ich kochte und wir aßen zu Mittag. Dann nahmen wir ein paar Augen voll Schlaf und rüsteten uns darauf zum Spaziergang.

Natürlich waren wir auch mit Lektüre versehen; Onkel Fritz hatte den Kosmos von Humboldt besorgen müssen. Er sagte, als er ihn brachte: „Wilhelmine, er wird Dir zu hoch sein." Aber da kam er schön an. Ich erwiderte ihm:

„Ich habe leider oft genug erfahren, daß Du die Fähigkeiten der Frauen unterschätzest, weil Du ein Freigeist bist; deshalb ist jedoch noch lange nicht gesagt, daß ich nicht verstehe, was Du nicht zu begreifen vermagst!"

Hierauf lächelte er malitiös und sagte: „Glück mit dem Kosmos. Schicke ihn nur bald zurück, damit er wieder in die Bibliothek kommt."

Es war nun erst recht meine Pflicht, den Kosmos zu lesen. Wir nahmen ihn und das Kaninchen, das wir Muck genannt hatten, mit in den Wald, und Betti las mir aus dem Buche von den Gebirgen in Mexiko vor und den Gesteinsschichtungen, die obendrauf liegen. Das erste Mal schlief ich leider ein, weil es sehr heiß war, das zweite Mal hatten wir Bohnen zu Mittag gehabt, wodurch wir beide müde wurden. Das dritte Mal las Betti sehr schlecht, weil Muck immer davonhüpfte und sie ihn wieder greifen mußte. Wir werden dessenungeachtet den Kosmos im Winter mit Ruhe lesen, denn es wäre doch lächerlich, wenn man ein gedrucktes Buch nicht verstehen sollte. Das sind Prätensionen von Onkel Fritz.

Als nun eine ausdauernde Regenzeit kam, wurde es ziemlich triste, zumal Betti meistens verstimmt war. Ohne Muck wäre es nicht auszuhalten gewesen. Betti nähte ihm eine blaue Jacke, und wir amüsirten uns, wenn er darin umherhopste.

An den Sonnabend-Abenden kamen mein Karl und Emmi heraus. Das waren dann wahre Festtage. Sie brachten stets allerlei Genußreiches mit, und wenn die Sonne schien, gingen wir in den Wald und delektirten uns an den guten Sachen. Aber wie kurz so ein Sonntag ist, davon macht man sich kaum einen Begriff. Wenn mein Karl am Abend wieder in die Pferdebahn stieg, war mir, als sei er erst eben angekommen, und wenn ich und Betti dann nachher noch vor der Thür saßen, den Kirchhof vor uns, war mir mitunter, als müßte einmal eine Zeit kommen, wo er mich umschlungen hielte und ich fest, ganz fest an seinem Herzen ruhte, ungetrennt für alle Ewigkeit. Mein lieber, lieber Karl! —

Wir sollten aber nicht ohne Umgang bleiben, nämlich Krauses zogen ebenfalls nach Tegel. Ich hatte mich freilich

mit der Krausen auf der Taufe bei Weigelts wegen des kleinen Eduard ein bischen überworfen, aber wir trafen uns eines Morgens auf dem schmalen Badesteg, so daß ich sie nicht schneiden konnte. Sie begrüßte mich sehr artig, und ich war auch froh, endlich Jemand zu haben, mit dem ich mich einmal aussprechen konnte, weshalb ich sie auf den Nachmittag einlud.

Sie kam auch, aber allein. Eduard war mit ihrem Manne auf die Schmetterlingsjagd an den See gegangen.

Anfangs wollte das Gespräch nicht recht in den Zug kommen. Sie fand den Kaffee jedoch sehr schön und bald gab ein Wort das andere, und so erfuhr ich denn zu meiner Freude, daß sie den Umgang mit Bergfeldtens auch aufgegeben.

Sie sagte, man könne mit der Familie nicht mehr verkehren. Er sei wieder gänzlich verschuldet und Emil habe sich nur mit dem reichen Mädchen verlobt, um aus dem Dalles herauszukommen. Er trüge jetzt immer helle Anzüge, aber ob die Braut sie bezahle, wisse man nicht, die Verhältnisse seien nicht klar. Daß Bergfeldts nicht im Stande wären, ihn Aufwand machen zu lassen, das wisse ja Jedermann.

„Ja," sagte ich, „kümmerlich geht es nur her bei ihnen."

„Sagen wir ärmlich," meinte die Krausen. „Mir ist es schon öfter aufgefallen, daß ihre meisten Kaffeetassen keine Henkel haben, und als ich zuletzt da war, hatte sie Theelöffel, wie man sie in der „Neuen Welt" bekommt!"

„Dem Manne werden die Augen erst aufgehen, wenn sie gefaßt wird," entgegnete ich. „Man kann schließlich nur froh sein, daß man nicht mit Leuten zu thun hat, die ohne Zweifel einmal in dem grünen Wagen fahren müssen. Zwei Jahre kriegt sie mindestens."

Es war ein Glück, daß Betti Muck gerade im Garten grasen ließ, denn sobald sie nur den Namen Bergfeldt hört, läßt sie den Kopf hängen. Aber sie soll gelegentlich doch erfahren, wie die Welt über jene Familie denkt.

Um vier Uhr wollte Herr Krause mit dem kleinen Eduard wieder zurück sein, und wir gingen nach dem See, um ihn zu empfangen. Das Dampfschiff kam gerade von Saatwinkel an, und viele Leute stiegen aus, so daß es recht

belebt an der Landungsbrücke war. Auch Equipagen hielten unten. Herr Krause und Eduard waren schon da mit ihren Schmetterlingsnetzen. Wir begrüßten uns und sprachen über dies und das, als wir plötzlich einen lauten Schrei hörten. Die Krausen hatte ihn ausgestoßen. „Eduard!" rief sie. Eduard stand aber ganz ruhig auf der Brücke und sah in das Wasser hinab.

Was war geschehen? Leute eilten herbei. Ein Knabe, hieß es, sei in den See gefallen. Die Fischer machten ein Boot los, aber ehe sie damit fertig wurden, sprang Jemand rasch wie der Blitz in das Wasser hinab und tauchte unter. Es war ein ängstlicher Augenblick. „Da ist er," riefen die Leute. — „Hat er den Knaben?" — „Nein, er taucht wieder unter." — Und abermals verschwand der Mann, welcher hinabgesprungen war. Dann aber kam er wieder empor. ... er hatte den Knaben, den er in das mittlerweile herbeigeeilte Boot legte.

Am Ufer stand eine junge Frau; sie wollte sich in den See nachstürzen denn es war ihr Knabe, der nun in dem Boote lag. Man mußte sie mit Gewalt zurückhalten. Als das Boot landete und man den Knaben brachte, als sie ihn bleich und leblos vor sich liegen sah, brach sie zusammen. Dann trugen sie den Knaben in das Badehaus.

Mir war als sei mit einem Male die ganze Schönheit der Natur plötzlich verschwunden, als der Tod so plötzlich und unerwartet in die sonnenbeleuchtete Welt trat, um ein junges Leben abzurufen in sein fernes, trauriges Land.

Ich sah nicht mehr den blauen See mit seinen Ufern und dem klaren Himmel, ich sah nur das Badehaus, das den ertrunkenen Knaben barg, und blickte unverwandt auf die Leute, welche vor der geschlossenen Thür standen, als wenn ich von denen erfahren könnte, ob Hoffnung vorhanden sei, das entflohene Leben zurückzurufen. Die Eltern des Kindes waren in dem Badehause. Die Equipage hielt in einiger Entfernung, der Kutscher stand neben den Pferden und sah unverwandt auf das Bretterhaus im Wasser. Ob der Kleine wohl je wieder auf den Pferden reiten würde? Ob er ihm wohl je wieder sagen würde: „Johann, wir fahren spazieren, ich sitze bei Dir auf dem Bock und Du giebst mir dann die Zügel?"

Es war ein heißer Sommernachmittag, und doch kam es mir vor, als wenn von Zeit zu Zeit ein kalter Hauch über den See herüberwehte, der mich frösteln machte. Und es war so still, trotz der vielen Leute.

Da flüsterte Betti mir zu: „Mama, Mama! ich habe eben etwas Furchtbares gesehen."

„Was hast Du gesehen?" fragte ich leise.

„Wenn der Knabe lebt, will ich Dir es sagen," entgegnete sie kaum hörbar. „Vielleicht habe ich mich getäuscht. Aber die Krausen sah es auch."

„Wo sind Krauses?"

Wir sahen uns überall nach ihnen um. Krauses waren verschwunden.

Ich wollte Betti weiter fragen, als die Thür des Badehauses sich öffnete. Die Leute schritten vom Steg herab an das Ufer. — „Lebt er?" — „Er lebt!" — Dann kam der Vater, der den Knaben trug, den man in ein Plaid und in weiche Tücher gehüllt hatte. Die Mutter folgte von der Badefrau unterstützt. Sie nahmen Platz in dem Wagen; der Kutscher stieg auf den Bock und sah in den Wagen hinein. Dann verklärte sich sein Gesicht, und fort ging's in raschem Trabe.

Die Leute zerstreuten sich. Nur eine Gruppe junger Männer blieb noch stehen, als warteten sie auf Jemand. Der Erwartete trat aus dem Badehause. Er war durch und durch naß. Das war der junge Mann, der den Knaben gerettet hatte.

Die jungen Leute eilten auf ihn zu und streckten ihm ihre Hände entgegen, und dann, so schien es, hielten sie eine Berathung. Ich ging auf sie zu. „Meine Herren," sagte ich, „ich wohne in der Nähe. Ueberlassen Sie es mir, für Ihren wackeren Freund zu sorgen, denn in den nassen Kleidern kann er nicht bleiben!" — Sie machten Einwendungen, aber sie kannten mich schlecht: — ich ließ nicht locker.

Sie gingen mit uns. Vor dem Hause nahmen sie Abschied und sagten, daß sie gegen Abend wieder vorsprechen und sich bis dahin im Schloßrestaurant aufhalten würden. Einer von ihnen trat auf den Retter des Knaben zu und legte ihm seine Rechte auf die Schulter. Dann blickte er

ihn fest und innig an und sagte: „Gehab' Dich wohl, Felix!" Die Beiden mußten gute Freunde sein, und das gefiel mir gut. — Die jungen Leute schlugen den Weg zum Schloß ein und wir traten in das Haus.

Der junge Mann sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, ich heiße Felix Schmidt."

„Und ich bin die Buchholzen. Nun kommen Sie nur in das Schlafzimmer. Hier ist ein Hausrock von meinem Mann und hier Hose und Weste und hier ein Nachthemd und Strümpfe. Die Morgenschuhe stehen in der Ecke. Kleiden Sie sich nur um. — Wollen Sie Kaffee oder trinken Sie lieber einen Grog?"

„Ein Grog würde nicht schaden — —"

„Sollen Sie haben. Aber jetzt nur rasch aus dem nassen Zeuge!"

Ich ging in die Küche und machte ein gehöriges Feuer an. Nach einer Weile öffnete sich die Thür, die vom Schlafzimmer in die Küche führt, und Herr Felix Schmidt stand auf der Schwelle.

„Ich mache Ihnen zu viel Mühe," sagte er verlegen.

„Nichts da!" rief ich und nahm ihn beim Arm. „Nun kommen Sie nur mit in's Wohnzimmer."

Dort setzte ich ihn in den großen Lehnstuhl, und wie er so da saß, sah ich mir ihn an. Aeußerlich war es freilich mein Karl, und doch war er es wieder nicht. Mein Karl ist dunkel, der junge Mann ist blond, mein Karl trägt einen Backenbart, er dagegen einen braunen Schnurrbart, der ihm gar gut zu Gesicht steht. Aber doch sind sie sich ähnlich, denn so jugendfrisch und blühend sah mein Karl auch aus, als wir uns kennen lernten und ich noch nicht wußte, wie lieb ich ihn einst haben würde.

Mittlerweile mußte das Wasser kochen. Die Frau von der anderen Seite des Hauses erwartete mich in der Küche und fragte, ob sie mir behilflich sein könnte. Es that mir leid, daß ich sie immer links hatte liegen lassen, ich schämte mich jetzt sogar ein wenig vor ihr, aber ich nahm ihr Anerbieten gerne an.

Wir holten nun das nasse Zeug, wringten es aus und hingen es im Garten in den Sonnenschein auf die Leine. Die Stiefel stülpten wir über zwei Pfähle. Sie waren voll

Wasser gewesen, denn auf dem Fußboden stand ein großer Pfuhl. Die Frau holte einen Scheuerlappen und wischte ihn auf.

Es war ein Glück, daß mein Karl eine Flasche von dem guten Meuckow'schen Cognac mit herausgenommen hatte, denn nun konnte ich einen deliciösen Grog brauen. Und das that ich auch. Und für uns machte ich einen kräftigen Kaffee auf den Schreck, obgleich wir schon einmal getrunken hatten. Auch die Frau bekam eine Tasse.

Drinnen im Zimmer saßen Herr Felix Schmidt und Betti, als ich mit dem Grog kam. Die beiden unterhielten sich ganz lebhaft. — Ich sagte ihm, daß er heute eine Familie vor großem Leid bewahrt habe. Er meinte, das hätten Andere an seiner Stelle auch gethan. Er habe gerade gesehen, wie der Knabe in das Wasser gefallen wäre, und sei am nächsten bei der Hand gewesen.

Betti fragte, ob er gesehen habe, wie der Knabe zu dem Fall gekommen sei?

Herr Felix Schmidt schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Es stand noch ein zweiter Knabe auf der Landungsbrücke."

„Ganz recht," antwortete Betti.

„Kennen Sie den Knaben?"

„O ja," rief ich. „Es ist ein kompleter Taugenichts."

„Ich würde ihn nicht ohne Aufsicht lassen," sagte Herr Schmidt.

„Wie so?" fragte ich.

„Er könnte auch leicht einmal hinabfallen," erwiderte Herr Schmidt kurz.

„O nein!" lachte ich. „Unkraut verdirbt nicht."

Herr Schmidt hatte den ersten Grog aus, und ich ging, ihm den zweiten zu mischen. Die Sonne war mittlerweile herumgegangen, und die Frau und ich mußten ihr mit dem nassen Zeuge nachrücken. Es trocknete aber schon recht gut. Die Wäsche konnte bald geplättet werden, und ich legte deshalb Bolzen ins Feuer. — Da kam Betti und sagte, Herrn Schmidt's Cigarren seien sämmtlich naß geworden; er möchte gern rauchen.

„Woher weißt Du das?"

„Ich habe ihn danach gefragt."

„Wie kamst Du darauf?“

„Du weißt doch, Emil konnte keine Viertelstunde ohne Cigarre sein.“

„Papa's Cigarren stehen auf dem Kleiderspinde. Nimm auch den Grog mit hinein und diese Stullen, er wird Hunger haben.“

Ich hätte laut lobsingen mögen. Zum ersten Male nach langer Zeit sprach Betti den Namen wieder aus, der ihr sonst Kummer verursachte, sobald er nur angedeutet wurde. Nun war er ihr gleichgiltig geworden. Endlich!

Die Bolzen waren roth, und ich machte mich an das Plätten. Die Wäsche konnte ja nicht so gut werden, als wenn sie neugestärkt worden wäre, aber ich konnte doch meine ganze Kunst an ihr zeigen. Es war gediegene Wäsche und hübsch gezeichnet. Der junge Mann war ordentlich, das konnte man sehen. Auch die weiße Weste bügelte ich; mein Karl trägt im Sommer stets weiße Westen, und er sagt immer, daß Niemand sie ihm so zu Dank macht, wie ich. Dann kam Betti wieder und brachte Herrn Schmidt's Uhr, die voll Wasser sei und nicht gehen wolle. — „Wird ihm die Zeit denn schon lang?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiderte sie „wir sprachen nur davon, wie die Stunden rasch vergehen, und da sah er nach der Uhr.“ — Ich hing die Uhr über dem Feuerheerd auf, eine werthvolle, goldene Uhr, kein Spindenschlüssel, wie ihn Bergfeldt's Emil früher an der Kette trug. Bergfeldtens waren überhaupt eine Verirrung.

Die Frau hatte ich zum Schlächter geschickt; sie kam wieder und brachte Carbonaden, und setzte sich dann hin und schälte Kartoffeln. Das Zeug wurde nach und nach trocken. Wo ich konnte, half ich mit dem Plätteisen. Es war mir fast, als mühte ich mich für meinen Herzens-Karl, für den zu arbeiten mir ja die größte Freude auf der Welt ist. Dann legte ich das Zeug ordentlich bei einander auf mein Bett und stellte die Stiefel daneben, welche die Frau blank gemacht hatte, so gut es gehen wollte.

„So, Herr Schmidt,“ sagte ich, „es ist Alles wieder in der schönsten Konfusion — (man will doch auch einmal einen kleinen Witz machen) — die Maskerade kann nun ein Ende nehmen.“

Er war erstaunt, wie Alles so rasch in Ordnung gekommen, aber was verstehen Männer auch von heißen Plättbolzen?

Betti und ich deckten nun den Tisch im Vorderzimmer. Wir legten sieben Couverts: für Herrn Schmidt, seine vier Freunde und uns Beide. Wein hatten wir im Hause, und mit Gläsern und Tellern half die Frau aus. Sie benahm sich wirklich scharmant und ich beschloß, von nun an mehr Umgang mit ihr zu pflegen.

Als Herr Felix seine Toilette beendigt hatte und in das Zimmer trat, sah er aus, wie aus dem Ei gepellt. Wirklich ein stattlicher, hübscher junger Mann. Nur sein Shlips war fort, und von meinem Karl war keiner vorhanden. Betti aber wußte zu helfen. Sie nahm meine Scheere, schnitt einen Streifen von dem Geisterkostüm und fertigte einen wohlgelungenen weißen Shlips daraus, den sie ihm aber selbst umbinden mußte. Anders wollte er ihn nicht annehmen.

Als nun die Freunde kamen, waren die Kartoffeln gar und Coteletts sind ja bald gebraten. Es schmeckte ihnen trefflich, und wir Alle waren guter Dinge. Der Freund des Herrn Felix erhob sein Glas und sagte, er wolle in ihrer Aller Namen dem gastfreien Hause den Dank abstatten für die Sorgfalt, die ihrem Kameraden gewidmet worden sei, und dann stießen Sie an auf das Blühen und das Gedeihen des Hauses Buchholz. — Ich toastete dagegen und sagte, ich bedauerte nur, daß mein Karl nicht zugegen sei und daß ich hoffte, sie Alle wiederzusehen. Das versprachen sie auch. Es war ein reizender Abend. Es mußte aber doch einmal geschieden sein, und Herrn Felix schien es schwer zu werden, wieder nach Berlin zurückzukehren. Aber auch er folgte den Andern, die schon weit vorauf waren.

Wir räumten ab und setzten uns noch ein wenig vor die Thür. Es war wundersam draußen, denn in den hellen Nächten schläft die Natur nicht, sondern drusselt nur ein bischen, weil der Morgen ja doch gleich wieder kommt. Die Bäume und Sträucher dufteten in die Nacht hinein und in der Hecke sangen die Heuschrecken.

„Mama," sagte Betti, „das Kaninchen muß morgen fort, es ist unerträglich. Es verpestet die ganze Wohnung."

„Gottlob," sagte ich.

Nach einer Pause flüsterte Betti mir zu: „Mama, ich muß es Dir sagen, der Knabe ist nicht ins Wasser gefallen .... der kleine Krause hat ihn von hinten hineingestoßen."

„Betti!" rief ich entsetzt.

„Ich sah es und die Krausen sah es auch, sie wurde todtenbleich, und Herr Felix hat es auch gesehen."

„Sagte er das?"

„Nein, aber ich weiß, daß er es gesehen hat, ich las es in seinen Augen."

Ich schlang meinen Arm um Betti, und sie schmiegte sich an mich, wie sie seit langer Zeit nicht gethan. Wir schwiegen, jede hing ihren Gedanken nach, und erst als es spät gewoiden war, als der Himmel im Osten sich zu lichten begann, begaben wir uns in das Haus.

❦ ❦

Erntefest.

Ich muß einmal wieder mit Ihnen reden und das aus schierem Vergnügen. Sie haben oft den Regenschirm des Trostes theilnehmend über mir gehalten, wenn die Wolken der Trübsal auf mich und die Meinen herabhagelten, und nun sollen Sie auch der erste sein, dem ich einen erfreulichen Familien-Wetterbericht sende.

Also die Aussichten sind folgende: Betti's Depression wegen Bergfeldtens Emil im Abnehmen begriffen, Dr. Wrenzchens Minimum wegen Emmi scheint in ein Maximum überzugehen, mein Karl und ich konstant heiter, Onkel Fritz unbestimmt. Sie sollen nach und nach erfahren, wie das Alles gekommen ist. —

Muck ward also an die Luft gesetzt, die Kommodenschublade tüchtig ausgeseift und der Kosmos wieder zurückgeschickt, weil wir keine Zeit zum Lesen hatten und es uns auch ziemlich einerlei war, wie hoch die Berge in Mexiko sind. Dagegen machten wir Entdeckungsreisen in den Tegler Wald, wo wir wundervolle Stellen fanden. Einen Platz nannten wir Wilhelminens-Ruhe, einen anderen Betti's Wald-

saal, weil die Bäume dort im Kreise stehen und ordentlich eine große Halle bilden; die Wiese vor dem Wald hieß mit einer Anlehnung an Humboldt Mucks Savanne und eine Anhöhe im Walde, von der man den See überblicken kann, nannten wir meinem Manne zu Ehren Karlshöhe. Ich nahm mir vor, hier einmal ein kleines Picknick zu arrangiren.

Weil wir nicht recht wußten, wo wir nun mit dem Kaninchen hin sollten, schenkten wir es dem kleinen Krause, unter der Bedingung, daß er es nicht markelte. Herr Krause versprach, auf das Thier zu achten, und da er Mitglied des Thierschutzvereins ist, so waren wir beruhigt.

Als Eduard kam, um Muck abzuholen, begleitete ich ihn über den Kirchhof. „Hier liegen die Menschen begraben," sagte ich, „was meinst Du wohl, wenn sie den kleinen Knaben auch hierher gebracht hätten, der damals ins Wasser fiel?" Er antwortete nicht, sondern machte sich mit dem Kaninchen zu schaffen. „Wenn er nun ertrunken wäre?" fragte ich weiter. — „Er hätte ja nur schwimmen können," antwortete die gefühllose Kreatur. — „So? meinst Du? Aber nicht wahr, Du hast ihn nur aus Versehen angetippt?" — „Er fiel ganz von alleine!" entgegnete er patzig. — „Eduard, wenn ich Dir das nun nicht glaube?" — „Mama sagt, der fremde Junge hätte Streit mit mir angefangen." — „Der schwache zarte Knabe? Eduard, das kann ich mir nicht denken." — „Es ist aber doch wahr. Mama hat es gesehen." — „Dann wird es wohl so gewesen sein," erwiderte ich, „jetzt gehe nur und sorge gut für Muck." — Weg rannte er wie der Wind. Ich konnte mich gar nicht fassen über die Nichtswürdigkeit des Jungen. Was soll aus ihm werden? Wohin kann solche Erziehung führen? Ich fürchte, die Mutter wird noch einmal blutige Thränen über ihn vergießen, wenn es zu spät ist. — Zu spät! das furchtbarste Wort, wenn die eigene Schuld es dem Menschen zuschreit. Dagegen hilft kein Ohrenzuhalten. —

Wenn die Luft und das Baden Betti nicht so enorm gut bekommen wären, hätte ich Tegel je eher je lieber verlassen, denn ich hatte Bange, gelegentlich einmal mit der Krausen zusammenzugerathen, aber da die Ernte bald gethan war und das Erntefest vor der Thür stand, zog ich es vor zu bleiben, weil mir diese Gelegenheit sehr geeignet erschien, einige Gäste

bei uns in der Sommerwohnung zu sehen. Ich überlegte den Fall mit Betti.

„Wie wäre es, wenn wir Herrn Felix Schmidt und seine Freunde heraus bäten?“ fragte ich ganz wie von ungefähr. — „Ich würde es nicht für taktvoll halten, sie direkt einzuladen,“ antwortete Betti. — „Aber sie versprachen doch, wieder bei uns vorzusehen, als sie an jenem Abend Abschied von uns nahmen.“ — „Wenn sie zufällig herauskämen, würde ich mich sehr freuen,“ sagte Betti, „aber wenn Du sie extra einladest, dann gehe ich für meine Person nach Berlin.“ — „Was willst Du in der Stadt? Papa und Emmi kommen ja heraus und Onkel Fritz dito.“ — „Aber ich gehe.“ — „Betti, Du bist unvernünftig.“ — Betti hatte schon wieder eine Antwort bereit, aber ehe sie den Mund aufthun konnte, hatte ich das Zimmer verlassen und die Thür mit einem gehörigen Baller hinter mir zugeworfen. Wäre ich ihr nicht zuvorgekommen, so hätte sie mit der Thür geknallt. Nun konnte sie auch einmal erfahren, wie abscheulich sich solches Thun ausnimmt. Nichts erzieht eindringlicher als Beispiele!

Am Nachmittag fuhr ich zur Stadt und zwar allein, weil Betti launisch war, und unterwegs gab ich mich allerlei Gedanken hin. In meinen Augen war Herr Felix wie geschaffen für meine Betti. Daß er sein Herz auf dem rechten Fleck hat, das hatte er bewiesen, und daß er ordentlich und reell ist, das hatte ich an seiner Wäsche und seinem Zeug gesehen. Er ist Kaufmann. Mein Karl hat auch klein angefangen ... warum könnten die Beiden nicht auch ihr Nest bauen, vorne mit einem Laden und einem Berliner Zimmer daran und oben die Wohnung?

Aber wie ihn heraus nach Tegel bringen?

Ich leugne nicht, daß es eine Vorsehung giebt. „Wenn ich Herrn Felix zufällig begegnen sollte,“ so dachte ich, „dann ist dies Zusammentreffen ein Wink des Himmels.“ Und da es doch wohl erlaubt ist, den Fügungen des Schicksals ein wenig nachzuhelfen, nahm ich mir vor, durch die Königstraße zu gehen und zu versuchen, ob ich ihn dort nicht zufällig in seinem Geschäft anträfe. Er war aber nicht da, als ich dort ankam, dagegen traf ich ihn in unserem Hause in eifrigen Verhandlungen mit meinem Karl, und zwar über

einen Posten wollener Socken, den sein Prinzipal von meinem Mann kaufen wollte. „Dies ist die Stimme des Himmels,“ sagte ich mir, und wartete so lange, bis das Geschäft abgeschlossen war und der junge Mann gehen wollte. Ich begrüßte ihn und sagte so obenhin: „Am Sonntag ist Erntefest in Tegel.“ — „Es ist meine Absicht hinauszukommen, wenn das Wetter gut ist und es nicht regnet,“ antwortete er und wurde roth. — „Sie fürchten doch die Nässe nicht?“ erwiderte ich lustig und er verabschiedete sich. — „Wird das Wetter am Sonntag schön,“ kalkulirte ich, „dann habe ich ein drittes Zeichen, und es soll mir nicht einfallen, mich gegen die Vorsehung aufzulehnen.“

Mein Karl, der früher schon erfreut war, von mir zu hören, wie trefflich sich der junge Mann benommen hatte, nannte ihn jetzt auch noch einsichtsvoll, denn ihm sei es gelungen, seinen Prinzipal zu bewegen, mit uns Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, von denen mein Karl sich guten Fortgang versprach. — „Karl,“ sagte ich, „siehst Du, wie Wohlthun Zinsen trägt? Hätte ich mich seiner nicht angenommen, wer weiß, ob Du die Socken so glatt durch ihn los geworden wärst? Und die Betti scheint sich für ihn zu interessiren.“ — — — Nun brauste mein Karl auf. „Für einen Posten Strümpfe ist mir meine Tochter nicht feil!“ rief er. „Hast Du noch nicht genug an Deinen Heirathsstiftereien?“ — „Karl,“ sagte ich mit stiller Würde, „was im Himmel beschlossen ist, kommt auf Erden zur Ausführung. Der junge Mann arbeitet in Deiner Branche. Wir haben nur die beiden Töchter, ... wie schön würde es später einmal heißen: Buchholz und Sohn, Wollenwaaren und Phantasieartikel en gros!“ Mein Karl überlegte eine Zeitlang. „Wenn Du mir gelobst, Deine Hände ganz aus dem Spiel zu lassen, will ich Deinen Wünschen nicht entgegen sein,“ sagte er dann.

„Das verspreche ich Dir,“ sagte ich, „aber auf Sonntag habe ich ihn schon halb und halb eingeladen.“ — „Siehst Du wohl,“ rief mein Karl, „Du bist unverbesserlich; allein das sage ich Dir: ich werde meine Augen offen halten.“

Ich packte nun Sachen ein, deren wir für unsere Gäste bedurften, und dann ging ich zu Onkel Fritz und befahl ihm, ebenfalls mit einigen Freunden anzutreten, damit ich Betti

einen Grund für die Teller, Bestecke und das Löffel- und Gabelwerk angeben konnte.

Am Sonntag war das herrlichste Wetter.

Mein Mann kam schon am Sonnabend heraus. Am folgenden Nachmittag kamen Onkel Fritz und Herr Kleines. Emmi sollte Polizeilieutenants Mila mitbringen.

Wir warteten eine ganze Weile auf Emmi, aber vergebens, und auch Herr Felix ließ sich nicht sehen, so daß uns nichts übrig blieb, als ohne sie ins Dorf zu gehen, um die geschmückten Erntewagen vorbeipassiren zu lassen und die Ernteleute mit ihren Geräthen. Der Zug war sehr hübsch arrangirt, jedoch machte er mir kein Vergnügen, denn ich hatte Sorgen, weil Emmi ausblieb und Herr Felix mit seinen Freunden. — Endlich kam Emmi, aber allein. — „Wo ist Mila?" fragte ich. — „Sie hatte nichts anzuziehen!" — „Unsinn! Warum kommst Du so spät?" — „Ich ... ich sah erst, wie in der Französischen Straße die Pferdebahngeleise gelegt werden." — „Emmi, was hast Du in der Französischen Straße zu thun; was geht Dich die Pferdebahn an?" — „O, Mama, die ist so interessant!" — „Das war sonst doch nicht?" — „Wenn Alles nur ordentlich erklärt wird, ist sie entzückend." — „Wer erklärt Dir Pferdebahnen? Heraus mit der Sprache!" — „Dr. Wrenzchen!" antwortete sie schüchtern. — „Was ist das?" — „Die neue Linie geht jetzt auch an seiner Wohnung vorbei." — „Woher weißt Du das?" — „Ich traf ihn neulich in der Pferdebahn." — „Wen? — „Dr. Wrenzchen; ganz zufällig." — „Und heute auch ganz zufällig?" — „Nein, er holte mich ab." — „Um die Pferdebahngeleise zu besehen?" — „Ja. Und dann fuhren wir bis zum Hallischen Thor und wieder zurück." — „Lud er Dich zu der Tour ein?" — „Ja, aber bezahlt habe ich selber, er bezahlt nie für mich, wenn wir auf der Pferdebahn fahren." — „Also Ihr gebt Euch Rendezvous? Weißt Du nicht, wie empörend er sich gegen mich benommen hat?" — „Mama, Du hast ihn verkannt, er ist so gut." — „Wir sprechen weiter über Dein Betragen," sagte ich, „wie kannst Du einem Manne, der Dir in aller Form einen Korb gegeben hat, irgend welche Annäherung gestatten und noch dazu in Pferdebahnen? Es wird besser sein, ich nehme Dich zu mir heraus nach Tegel."

Nun werde Jemand klug aus diesem Doktor. Ich setze ihm den schönsten Kalbsbraten vor und er läßt sich nichts merken, kaum aber habe ich den Rücken gewandt, so schlängelt er sich an mein unschuldiges Kind heran. Gottlob, in der Pferdebahn sind sie unter Aufsicht.

Die Herren waren vorangegangen und ich und die Töchter folgten ihnen nach dem Schloßrestaurant, wo das Fest schon in vollem Gange war, und dort fanden wir denn auch Herrn Felix mit seinem Freunde Max. Wir begrüßten uns, nahmen einen Tisch in Beschlag und ließen uns häuslich nieder.

Onkel Fritz forderte die jungen Leute auf, ein Tänzchen zu machen. Herr Felix engagirte Betti und Herr Kleines machte Emmi sein Kompliment, aber sie erklärte, nicht tanzen zu wollen, worauf er mit hängender Unterlippe verschwand. „Emmi, wie kannst Du so unartig sein?" fragte ich. — „O, Mama," sagte sie, „den kennst Du lange nicht. Neulich in der Friedrichstraße, beim Bahnhofe, bot er mir Abends seine Begleitung an und war so ungezogen und so zudringlich, daß ich ihn gar nicht los werden konnte. Wenn Doktor Wrenzchen nicht gekommen wäre ... ich weiß nicht, was ich hätte beginnen sollen!" — „Was redest Du zusammen? Wie kamst Du in die Friedrichstraße?" — „Ich war mit der Stadtbahn gefahren." — „Und woher kam der Doktor?" — „Der kaufte mir ein halbes Viertel von den rothen französischen Fruchtbonbons." — „Und Herr Kleines?" — „Der redete mich an, als ich vor dem Laden auf den Doktor wartete." — „Emmi, das war mehr als leichtfertig!" — „O nein, als er Herrn Kleines gehörig abgewiesen hatte und ich vor Aufregung an Händen und Füßen zitterte, da sagte der Doktor ......" — „Was sagte er?" — „Es sei doch gemüthlicher auf der Pferdebahn!" — „Das war Alles?" — „Ja." — „Hat Herr Kleines Dich denn nicht erkannt?" — „Ich glaube kaum, ich war ziemlich dicht verschleiert." — „Emmi, sind das Fahrten, die sich für Dich schicken? — Damit Du nicht wieder in ähnliche Verlegenheiten geräthst, verbiete ich Dir jeden Umgang mit dem Doktor, und mit Herrn Kleines werde ich reden."

Ich suchte nun Herrn Kleines auf und stellte ihn. Anfangs leugnete er, aber ich redete ihm scharf ins Ge-

wissen, bis er sich damit entschuldigte, daß er die Dame nicht gekannt habe. — „Um so schlimmer," sagte ich, „daß Sie ein solcher Trottoir-Wüstling sind, der wildfremden Töchtern anständiger Familien nachstellt." — „Ueberdies," sagte er, „empfahl ich mich sofort, als ich vom Doktor hörte, die Dame, welche unter seinem Schutze stände, sei seine Braut. War diese Dame Ihr Fräulein Tochter, so kann man ja gratuliren!" — „Ist das wahr?" fragte ich. — Nun spielte er den Beleidigten. Wie ich einen Zweifel in seine Worte setzen könnte? — „Gut," erwiderte ich, „ich will Ihren jugendlichen Leichtsinn verzeihen, wenn Sie mir geloben, sich zu bessern und den Mund zu halten." Das versprach er, und da es kühl wurde und er vorgab, an Husten zu leiden, hielt er es für nützlich, wieder in die Stadt zu fahren. Ich wußte ja auch genug.

Wir Andern waren noch lange sehr vergnügt. Betti blühte auf wie eine Rose und Onkel Fritz tanzte wie toll mit den Bauermädchen. Herr Max, der Freund von Felix, war ziemlich still, und als ich ihn fragte, warum er so ernst sei, da sagte er, daß er sich an dem Glück seines Freundes freue. Ich entgegnete kein Wort hierauf, aber innerlich posaunte ich förmlich den Düppler Siegesmarsch vor lauter Frohlocken. Die beiden Freunde mußten sich ausgesprochen haben, und worüber, das brauchte mir Niemand erst klar zu machen. So helle bin ich längst. Als wir später zum Abendbrod nach unserer kleinen bescheidenen Sommerwohnung gingen, sagte mein Karl unterwegs: „Wilhelmine, ich glaube, die Firma ‚Buchholz und Sohn' würde sich gut ausnehmen. Er ist ein prächtiger Mensch — aber thu' mir die einzige Liebe und treibe nicht nach." — „Karl," stimmte ich zu, „wie Du meinst. Ich sehe auch ein, daß gut Ding Weile haben will. Uebrigens bleibt Emmi jetzt bei mir in Tegel; wenn der Doktor es aufrichtig meint, weiß er ja, wo sie zu finden ist."

„Was ist mit dem Doktor, Wilhelmine?"

„Paß auf, ich werde doch noch seine Schwiegermutter, und dann rechne ich mit ihm ab. Er hat zu viel auf dem Kerbholz!"

Wir waren noch fidel zusammen, bis die Herren wieder

in die Stadt zurück mußten. — In der Nacht träumte mir, der Doktor und Emmi führen auf der Pferdebahn davon und ich lief hinterdrein und konnte sie nicht einholen. Hoffentlich bedeutet der Traum nichts Böses.

Geheimnisse.

Wenn es kalt wird, ziehe ich die Stadt doch dem Lande vor. Als die Blätter draußen auch anfingen modefarben auszusehen, siedelten wir wieder nach Berlin über. Krauses gingen viel früher als wir, weil seine Ferien um waren, und ich war froh, daß sie sich trollten. Am vorletzten Tag haben sie, wie ich von den Leuten erfuhr, bei denen sie gewohnt hatten, Muck in die Pfanne gekriegt und mit saurer Sauce verzehrt. Ich begreife nicht, wie man solche Arglist fertig bringt. Ein so reizendes Wesen, wie Muck war! Nun die Menschen sind ja nicht alle gleich in ihren feineren Empfindungen.

Im nächsten Sommer gehen wir wieder nach Tegel, vielleicht gehe ich allein. Dann besuche ich die alten lieben Plätze im Walde, setze mich auf der Karlshöhe ins Gras, und denke an die Vergangenheit und an die Zukunft, plaudere in Gedanken mit den Töchtern, die wohl schwerlich bei mir sein werden, weil .... nun weil sie nicht da sind.

Mittlerweile waren die weihnachtlichen Zeiten wieder gekommen, wo Eins Geheimnisse vor dem Andern hat, Jung vor Alt und Alt vor Jung, die so eifrig behütet werden, als gäb' es das größte Unglück von der Welt, wenn sie verrathen würden. Und doch sind sie lauter Liebe.

Aber mitunter hat diese Liebe doch auch einen etwas bittern Beigeschmack, und da das Bittere überhaupt nicht mein Fall ist, so danke ich für den Freudenkelch, in dem man mir Wermuth kredenzt.

Wenn die Kinder klein sind, so ist es nicht schwer, ohne daß sie es merken, hinter ihre kleinen Geheimnisse zu kommen, man muß sich sogar in Acht nehmen, daß man sie ihnen nicht abstößt, wie die Blätter einer Rose, die schon zu lange am Stengel gesessen hat. Wachsen die Kinder heran,

dann lernen sie schon besser auf sich achten und wissen zu schweigen, wenn auch ihr ganzes Wesen zum Verräther an dem wird, was sie mit dem kleinen Herzen nicht fest genug umschließen können. Sind sie aber allmälig groß geworden, und lieben sie noch etwas Anderes, als ihren Herrgott und ihre Eltern, dann sind sie verschlossen wie der Berg, in dem der verwunschene Prinz sitzt. Wollen die Mütter jedoch wissen, wie der Prinz mit Tauf- und Familiennamen heißt, dann müssen sie schon den Zufall abwarten und die Spur wie ein Kriminalbeamter verfolgen. Man war doch auch einmal jung, und weiß recht gut, wie es hergeht! —

Meine beiden Töchter hatten sich rechtzeitig mit den nöthigen Stickmaterialien zur Weihnachtszeit versorgt und da heutzutage nicht blos die Wischtücher und Topflappen, sondern sogar die Scheuerwische mit neu-altdeutschen Mustern verziert werden, so widersetzte ich mich der Stickerei auch nicht. Sie ist einmal Mode, und immer noch besser, als das zeitraubende Romanlesen, denn was geht es Jemand an, ob sich Zweie kriegen oder sich nicht kriegen, die man doch nicht kennt?

Die Kinder waren sehr thätig; namentlich die Emmi. Fragte ich einmal wie verloren: „Nun, Emmi, Du wirst uns diese Weihnachten wohl ganz außerordentlich überraschen?" dann wurde sie verlegen und sagte: „Mache Dich nur nicht auf zu viel gefaßt, Mama, Du weißt ja: Wenig aber von Herzen!" Da sie aber die halben Nächte aufsaß, konnte ich mich nicht beruhigen und legte mich daher, wie es Pflicht jeder Mutter ist, aufs Spioniren. — So genau ich auch aufpaßte . . . sie war zu schlau, und obgleich ich mit jedem Tage fester davon überzeugt wurde, daß sie ein Geheimniß vor mir hegte, das nicht in gestickten Taschentüchern oder dergleichen bestand, gelang es mir doch nicht, einen Anhaltspunkt zu gewinnen. — Wenn ich Betti danach fragte, so bekam ich die Antwort: „Mir sagt sie auch nicht, was sie vorhat," und mit meinem Karl wollte ich darüber nicht sprechen, denn der war in der letzten Zeit stets so guter Laune, daß ich sie ihm mit Familienquengeleien nicht verderben wollte. Hätte ich aber doch nur gesprochen, obgleich sich noch Alles zum Besten gewendet hat. Jedenfalls hätte ich einen Leib voll Aerger weniger gehabt.

Eines Abends, Emmi und Betti saßen in ihrem Zimmer und arbeiteten an den Weihnachtssachen, und ich gab meinen Gedanken Audienz — klingelte es. Ich wie ein Schießhund hinaus, denn ich hatte mir fest vorgenommen, auch nicht die kleinste Kleinigkeit unkontrollirt ins Haus zu lassen, und öffne. — „Is et hier richtig bei Buchholzens?“ fragte Jemand, der wie ein Handwerkerlehrling aussah. — „Ja wohl,“ antwortete ich, „hier ist es bei Buchholzens.“ — „Jut,“ antwortete er, „ick habe mit die Fräulein Emmi zu sprechen.“ Mit einem Male fiel es mir wie Schuppen von den Augen. „Hier ist der Schlüssel zu dem Geheimniß,“ rief es in meinem Innern, und ohne mich lange zu besinnen, sagte ich: „Das ist ja sehr schön, das Fräulein Emmi bin ich.“ — „Da sind Se wohl uf's Lager liejen jeblieben?“ fragte das freche Geschöpf. „Na, vielleicht helfen de Hosendreejer noch!“ Bei diesen Worten holte er ein Packet heraus, in dem zwei halbfertige Hosenträger waren, die er sich wie zur Probe über die Schultern schlug. „Der Meester läßt jrüßen und so'n langen Leib, wo die zu paßten, hätte doch wohl keen Mensch, wenn er nich als Riese jeboren wäre. Oder aber, es wollte Eener die Hosendreejer jleich als Steeje jebrauchen.“

„Ja wohl, mein Sohn, sie sind zu lang,“ erwiderte ich, so ruhig ich konnte. „Ich werde noch einmal nachmessen. Spreche in einer halben Stunde wieder vor. Hier ist ein Groschen!“ — „Behalten Sie den man so lange, bis ick retourkomme und Sie mir die anderen dazujehörigen Nickel ooch jeben. Adje! —“

Der unverschämte Patron ging. — Ich besah mir die Hosenträger. Sie waren mit feinster Seide gestickt, lauter Rosenknospen und Vergißmeinnicht; eine wahnsinnig mühevolle Arbeit, aber mindestens um einen halben Meter zu lang. Für wen aber hatte das Kind sich so abrabazzt? — Dies mußte ich erfahren! — Ich also die Treppe hinauf nach dem Zimmer der Töchter. Ich klopfte an, damit sie Zeit haben sollten, ihre Weihnachtsgeheimnisse zu verbergen, und trat darauf ein, als wüßte ich von gar nichts: „Emmi,“ sagte ich, „es war eben ein junger Bursche da, der brachte diese Hosenträger. Sie sind ja viel zu lang!“ — Emmi blickte mich ganz geisterhaft an

und rief: „Ach, nun ist Alles verloren!" — „Was ist verloren?" rief ich erschreckt. — „Und wir hatten uns Alle so sehr darauf gefreut." — „Aber Kind — —?"

„Da siehst Du wieder, was darnach kommt, wenn Du Dich in Alles hineinmischest, Mama," sagte Betti vorwurfsvoll. — „Wieso?" — „Nun, was hilft jetzt noch das Heimlichthun? Du giebst ja doch nicht eher Frieden, als bis Du Alles haarklein weißt. Emmi ist mit dem Doktor Wrenzchen verlobt, und Papa hat es zugegeben, und Dr. Wrenzchens Eltern sind damit einverstanden, und Dir wollten wir das Brautpaar zum Weihnachten als Ueberraschung aufbauen. Die Hosenträger sind natürlich für den Doktor, der immer so furchtbar kurz in den Hosenbeinen ist, und um dem Uebel abzuhelfen, sind sie wohl zu lang gerathen. So, nun weißt Du Alles; die dummen Dinger (sie deutete auf die Rosen- und Vergißmeinnicht-Riemen) hätten Dich ja doch bald auf die richtige Spur gebracht.

Ich mußte mich setzen. Emmi verlobt mit dem Doktor! Hinter meinem Rücken! Ohne mein Wissen! — Mir war zu Muthe wie einem König, dem man seine Herrschaft nimmt. Meine Autorität in der Familie war untergraben. Und von wem? Von einem Fremdling. Von diesem Doktor, der mir schon so oft entgegen gewesen war und nun heimtückisch meinen Karl für sich gewonnen hatte. Dies war zuviel. Wäre ich mit dem Kopf in vollem Laufe gegen eine Wand gerannt, ich hätte nicht verbiesterter dasitzen können, als jetzt.

Mein erstes Gefühl war, in eine laute Lache auszubrechen, aber ich hielt an mich, denn von mir hing jetzt das Glück meines Kindes ab; mit dem Doktor konnte ich die betreffenden Hühner ja noch so oft und so lange pflücken, bis einer von uns auf der Bahre liegen würde. Ich faßte mich daher, erhob mich und ging bewegt auf Emmi zu und umarmte und küßte sie. „Meinen Segen hast Du," sagte ich. „Wäre der Doktor hier ... ich würde ihn gleich mitsegnen." — „Ist gut, Mama!" sagte Betti lächelnd und verschwand.

Ich war nun allein mit Emmi, und das Kind schüttete jetzt sein ganzes Herz in meinen Mutterbusen aus: immer

bunt durcheinander, bald ganz Lustiges, bald Verständiges, aber Alles, was es sprach, hatte Zusammenhang, denn Jegliches bezog sich auf den Doktor. — Sie wäre ihm stets gut gewesen und er ihr auch, nur mit Gewalt hätte er nicht glücklich gemacht werden wollen. „Und dann trafen wir uns auf der Pferdebahn, und als ein Herr mich Abends einmal verfolgte, nahm er mich in seinen Schutz. Es war Herr Kleines, das Ekel. Der Doktor sagte, um ihn los zu werden, ich sei seine Braut; es war aber nur Scherz. Und eines Tages — wir fuhren wieder einmal zufällig in der Pferdebahn — da sah er mich an und streckte mir seine Hand entgegen und ich gab ihm die meine. Da waren wir einig." — „Ohne ein Wort zu sagen?" — „Ohne ein Wort. Aber da war es Ernst. Und wie ich die Pferdebahnen rasend gern leiden kann, das glaubst Du gar nicht, Mama. Dem Doktor sind sie auch sein Liebstes!" Mit einem Kusse schloß ich der kleinen Schwätzerin den Mund. Sie war aber auch zum Küssen, wie sie so dastand mit leuchtenden Augen und gerötheten Wangen, so jung, so jung, so lebensfroh und durchglüht vom Morgenroth der ersten Liebe. Ich muß sagen, ich gönnte sie dem Doktor eigentlich nicht, aber sie lieben sich, und ich war machtlos.

Betti kam wieder und sagte, sie hätte zum Doktor geschickt, damit er seinen Theil vom Segen abbekäme, aber er wäre bis neun Uhr auf der Praxis und nach Neune könnte er nicht ausgehen, weil seine Treppen gemalt würden. — „Kann er denn nicht die Hintertreppe hinabsteigen?" — „Es ist keine zweite Treppe in dem Hause, Mama!" sagte Emmi, „so gemüthlich es sonst ist." — „Du warst schon bei ihm im Hause?" — „Gewiß, mit Papa und den alten Wrenzchens... ach, sind das prächtige, liebe Leute —."

„Ohne mich?" fuhr ich entrüstet auf.

„Ja, Mama. Du wolltest ihn doch immer so gern zum Schwiegersohn haben, und da dachten wir, ihn Dir zu Weihnachten zu bescheeren," sagte Emmi. — „Wer kam auf den niedlichen Gedanken?" fragte ich. — „Natürlich der Doktor. O, Mama, er ist so klug und gescheut," rief Emmi. — „Und wenn Du wüßtest, wie liebevoll er sein kann — —."

„Emmi!“ rief ich schmerzlich, „ist Deine Mutter Dir gar nichts mehr und dieser Doktor, der wie ein Wolf in die Hürden bricht, Alles? Ist das der Dank dafür, daß ich Dich geboren und groß gezogen habe, daß ich Dich hütete wie meinen Augapfel, daß Ihr nun Alle miteinander mich kalt stellt wegen dieses Doktors? Vielleicht ist es sein Glück, daß die Farbe auf den Treppen erst morgen früh trocken ist, wer weiß, wenn er hier wäre, ob ich . . .“

Emmi legte leise ihre Arme auf meine Schulter. „Hat die Großmutter auch so gescholten, als Du Papa's Braut wurdest?“ fragte sie und sah mich glückselig lächelnd an. — „Nein . . . nein . . . Kind . . . ich schelte ja auch nicht. Nur, daß Ihr mich an Eurem Glücke nicht schon längst habt theilnehmen lassen . . . das verdrießt mich!“

„Und wir glaubten, wir würden Dir eine Weihnachtsfreude bereiten, wie nie zuvor. Es geschah ja nur aus Liebe, daß wir schwiegen!“

Das Kind hatte Recht und ich gab mich denn auch bald zufrieden. Als der Bursche kam, händigte ich ihm die Hosenträger wieder ein und gab ihm das Maß von meinem Karl mit, der ist einen Kopf länger als der Doktor, so daß sie wohl passen werden, wenn er sie hochschnallt. — Mein Karl kam erst spät aus seinem Bezirksverein nach Hause. Allzu liebenswürdig war ich freilich nicht gegen ihn, denn er sollte empfinden, daß man eine Frau nicht ungestraft hintenansetzt, einerlei, ob Weihnachtsüberraschungen beabsichtigt werden oder nicht, die ja nun doch dahin sind.

Ich ließ ihn am andern Morgen mit Seelenruhe die Zeit verschlafen. — Warum ist er auch so? — —

Der heilige Abend rückte immer näher heran. Die Pfefferkuchen kamen, die Tannenbäume und mit ihnen der ganze Weihnachtszauber. Auch in den Zeitungen und Journalen erschienen die kleinen Festgeschichten, die ich jedoch konsequent überschlage. Warum? — Weil sie alle so schrecklich traurig sind. Eins ist ja meistens krank, entweder die Mutter oder der Vater oder das Kind, und das Gesunde hat dann in seiner grenzenlosen Betrübniß irgendwo draußen eine gute Begegnung und zum Schluß wird ein Tannenbaum angezündet und die Noth ist aus. Wenn so viele wohlhabende Fremde in der Welt herum liefen, wie um die Weihnachts-

zeit in den Novellen, dann müßte man doch auch einmal aus Bekanntenkreisen von einem solchen glückspendenden Weihnachtsonkel hören, aber da das nie der Fall ist, glaube ich, daß die Erzählungsschreiber diese Art von Wohlthätern nur als Kühlsalbe gebrauchen, um den künstlichen Schmerz zu lindern, den sie dem zartfühlenden Leser mit dem armen kranken Menschen versetzt haben. Wer es weiß, wieviel Elend in der Welt ist, der braucht nicht noch nachgemachtes dazu, der versteht es zu finden und lernt das Helfen gar bald. Deshalb bin ich gegen die erdichtete Weihnachtstrübsal.

Ich kenne Leute, die es durchaus nicht reichlich haben und denen ein Spendir-Fremder sehr zu paß käme, aber sie behelfen sich auch ohne ihn und sind trotzdem zufrieden. Das habe ich so recht an Weigelts gesehen, die ich am Heiligabend besuchte.

In unserem Hause war diesmal die Bescheerung spät angesetzt, weil der Doktor vor zehn Uhr nicht zu uns kommen konnte. Da dachte ich denn, du gehst vorher nach Weigelts und hilfst der jungen Frau, die das Mädchen wieder abgeschafft hat, um zu sparen und sich allein im Hausstand plagt. Um sieben war ich bei ihr auf der vierten Etage, und sie freute sich sehr, als ich kam.

Der Mann hatte gesagt, daß er vom Bureau aus auf den Weihnachtsmarkt gehen würde, und war noch nicht da. So konnten wir Beiden Manches ganz unter uns besprechen, und da Auguste mir Alles vertraut, wußte ich bald, wie es bei Weigelts zugeht. Aus den Schulden sind sie immer noch nicht, die erste auf Borg genommene Einrichtung war zu theuer und seit der Junge da ist, kann sie mit Handarbeit nur wenig dazu verdienen. Wenn ein Weihnachtsonkel aus Amerika käme und sie von dem Möbelhändler befreite, wären sie schön heraus, aber die giebt es leider nur auf dem Papier.

Trotzdem aber war Auguste keineswegs verzagt. Im Gegentheil, sie war vergnügt, wie noch nie, denn zum ersten Mal baute sie ihrem Jungen auf, der erste Baum stand für den kleinen Kerl geschmückt da und harrte auf den Augenblick, in dem zwei helle Kinderaugen seinen Lichterglanz trinken sollten. Der Stammhalter, wie sie ihn nennen, lag in seinem Bettchen und schlief.

„Ich bin fertig mit Allem," sagte Auguste, „nur mein Mann fehlt noch." — „Ich wundre mich, daß Du ganz allein zu Stande kommst," entgegnete ich, „Deine Wohnung ist in Ordnung, zum Abendessen steht Alles vorbereitet, die Bescheerung hast Du aufgebaut ... wie wurde Dir das möglich?" — „Ganz einfach," erwiderte sie fröhlich, „ich habe ein Zauberwort; seitdem ich das kenne, geht mir Alles rasch von den Händen." — „Und wie heißt das Wort?" fragte ich neugierig. — „Dalli, dalli!" antwortete sie lachend. „Es ist ja eigentlich polnisch," fügte sie hinzu, „aber es sagt sich so leicht, viel bequemer als flink, flink, und klingt dabei lustig. Wenn ich eine Arbeit anfange, dann rufe ich mir leise ‚dalli, dalli' zu; kaufe ich auf dem Markte ein, heißt es: ‚dalli, dalli', sonst erwacht der Junge, ehe Du nach Hause kommst. Wasche ich mein Geschirr in der Küche auf, scheure ich die Wohnung, immer geht's, ‚dalli, dalli', und so kommt es, daß ich ganz allein zur rechten Zeit mit meinem Hausstand in Ordnung bin."

Das gefiel mir gar wohl, und da wirklich Alles sauber war, mußte ich gestehen, daß Auguste nicht nur dalli, sondern auch gründlich bei ihren Arbeiten ist.

Als nun der Mann kam, wurde er gleich mit dem Bescheid in das Schlafzimmer gewiesen, den Jungen aufzunehmen und munter zu machen, und als er dann von drinnen rief: „Wir sind präsentabel," brannten auch schon die Lichter an dem Bäumchen. — Er trat mit dem Jungen auf dem Arme ein und blieb an der Thür stehen. Der Kleine streckte dem Lichte die Händchen entgegen und sah mit großen Augen das Wunder an. Dann aber rief er: „Da, da!" und Auguste eilte auf ihn zu und küßte ihn und küßte ihren Mann, und der hielt sie fest umschlungen. Der Freudenlaut aus dem lallenden Munde hatte sie glückselig gemacht. Es war Weihnacht in dem Stübchen auf der vierten Etage. — Dann kamen die Ueberraschungen. Sie beschenkte ihren Mann, und er hatte Mancherlei für sie. Jeder hatte sich gewünscht, was er bekam, und ganz außer sich war Auguste über einen messingenen Mörser, den sie bis jetzt sehr entbehrt hatte; nur fand sie ihn viel zu kostbar.

Auch die Kleinigkeiten, welche ich mitgebracht hatte, machten ihnen Vergnügen. Ich blieb, bis Auguste das Abendbrod bereitet hatte, und amüsirte mich an dem Jungen.

„Er wird groß und stark!" sagte Herr Weigelt, und der Junge kreischte vor Lust, während er seinem Vater die Haare zerzauste. Nachher ging ich, so viel Auguste mich auch zu bleiben bat. „Kinder," sagte ich, „am liebsten seid Ihr heute doch ganz unter Euch!" — —

Als ich auf die Straße trat, rannte die Menschheit mehr als gewöhnlich. Jeder wollte nach Hause und gar viele trugen Packete, etliche ein Tannenbäumchen, das sie noch billig erstanden hatten, manche aber gingen langsam, als wenn sie Etwas suchten. Vielleicht die Weihnachtsfreude? Waren sie einsam in der großen Stadt und verlassen? Wer weiß es ... ich kannte sie nicht. Aber Alle gingen sie an dem Hause vorbei, wo der Weihnachtsjubel so hell und rein eingekehrt war, wie ich möchte, daß er Jedem beschèert würde. Und was war es, genau besehen? — Ein kleiner Krabauter und ein messingener Mörser.

Bei uns sah es noch nicht weihnachtlich aus, als ich nach Hause kam, denn es wurde auf den Doktor gewartet. Aufgebaut hatten mein Karl und ich schon am Nachmittage. Emmi war sehr unruhig, das sind Bräute ja auch meistens, wenn ihr Abgott in Sicht ist. Dann trat Onkel Fritz an; nun wußte ich Bescheid, denn die offizielle Verlobungsfeier hatte ich immer noch hinausgeschoben, und mit Onkel Fritz verabredet, den Doktor an Heiligabend heimlich ins Haus zu schmuggeln. Wenn er aufgebaut werden sollte, so wollte ich es besorgen, das war mein Amt. Ich ging unbemerkt in das Bescheerungszimmer, in das Onkel Fritz den Doktor eingelassen hatte. Da stand er wie ein Einbrecher in der Nacht. Ich begrüßte ihn und er sagte mir guten Abend, aber er schien nicht recht zu wissen, womit er sich entschuldigen sollte. „Helfen Sie mir, den Baum anzünden," munterte ich ihn auf, und gab ihm die Ständsticker. — Er benahm sich so anstellig dabei, daß ich scherzend sagte: „Sie sind zum Familienvater wie geboren." Dann mußte er sich in einen blumenbekränzten Lehnstuhl vor den Tisch hinsetzen, auf dem der Baum stand, und als ich ihn mir darauf ansah, machte er sich ganz prachtvoll, beinahe so reputirlich, wie ein Kirchenrath.

Nun öffnete ich die Thür und überrascht blickten sie Alle auf den brennenden Baum und den Doktor. Das

hatten sie nicht erwartet. Emmi rief jedoch gleich: „Da ist er!“ und flog auf ihn zu, und wir freuten uns über die beiden Menschenkinder, die sich die Hände gereicht hatten und über die der Christbaum sein strahlendes Licht ergoß. In ihren Augen erglänzte aber noch ein Helleres, Leuchtenderes als der Kerzenschein! Und das war die Liebe. Mein Karl ging auf ihn zu und bot ihm die Rechte, in welche der Doktor einschlug. „Der erste Weihnachtsabend in unserer Familie, die nun auch die ihrige ist, lieber Doktor,“ sagte mein Karl, „möge seine milde Feier das Band noch fester knüpfen, das uns vereint. Gemeinsam in Freude, gemeinsam in Leid. Wir gehören zu einander!“

Ich wurde ganz gerührt, als mein Karl so sprach, aber ich ließ nichts merken und sagte: „Nun laßt uns doch sehen, was der Weihnachtsmann gebracht hat.“ Das war denn Vielerlei. Der Doktor war sehr glücklich über seinen Aufbau, an dem mich jedoch eine heimlich von Onkel Fritz hingelegte Gabe empörte, nämlich ein eleganter Skatblock mit der Devise: ‚Wer giebt denn?‘ Mir hatte Onkel Fritz ein Theaterstück bescheert, das den Titel: ‚Rezept gegen Schwiegermütter‘ trug und das ich gleich bei Seite that. Emmi bekam von ihm eine kleine Pferdebahn, worüber sie sich jedoch keineswegs erzürnt stellte. Der Doktor hatte sich sehr angegriffen und überraschte Emmi mit einer prachtvollen Kette nebst Medaillon, in dem sich sein Portrait befand, so daß ich ihm wegen seiner Verschwendung Vorwürfe machen mußte. Er meinte aber, die Sachen behielten ja ihren Werth.

„Du kannst Dir keinen solideren Schwiegersohn wünschen,“ sagte Onkel Fritz mir im Vertrauen, „denn er mauert beim Skat.“ — „Das ist mir unverständlich,“ entgegnete ich, „aber ich weiß leider, daß er verschwendet, besonders an seinen Geburtstagen.“ — „Wer hat das gesagt?“ — „Du selbst.“ — Fritz lachte laut auf. — „Die einzigen Unkosten, die er macht, ist, daß er sich zur Feier des Tages die Haare schneiden läßt; wir erzählen aber überall von seiner vermeintlichen Ueppigkeit, damit er geuzt wird.“ — „Und ich auch?“ fragte ich. — „Du auch!“ lachte er. — Ich lachte aber nicht mit. „Fritz, das darf nicht wieder vorkommen,“ sagte ich, „allein schon Emmi's wegen nicht. Bedenke, wenn sie die Achtung vor ihrem Zukünftigen verlöre, denn nichts setzt den Menschen mehr

herab als Utzereien." — „Werde nur nicht sentimental, Wilhelmine, sondern thue, was Deines Amtes ist und rühre einen Ordentlichen an ... ohne Punsch ist keine Verlobung rechtskräftig!" — —

Wir punschten so zu sagen mit Andacht. Onkel Fritz ließ aber das Necken doch nicht, denn er sah öfters nach der Uhr und rief jedesmal dem Doktor zu: „Wenn Du noch einen Lachs fangen willst, wird es die höchste Eisenbahn!" Der Doktor aber meinte, er könnte ja nicht fort, seine Braut hielte ihn fest an der Hand. — Wie hübsch es klang, als er meine Tochter seine Braut nannte! Es ist ja auch der größte Erfolg, den eine Mutter haben kann, wenn alle Sorgen, alle Liebe, alle Erziehung und die vielen Unkosten schließlich mit dem Brautkranze gekrönt werden. Liebt der Doktor Emmi von ganzem Herzen, so wird er gewiß den Karten entsagen und selbst das solideste Mauern aufgeben. Ich werde nicht aufhören, an seiner Besserung zu arbeiten.

Mein Karl hielt mir am andern Morgen vor, ich hätte einen kleinen Zacken gehabt. „Karl," entgegnete ich ohne jede Spur von Unmuth, „es war nicht einmal ein Spitz; nur die Freude, ... die pure Freude!"

❦ ❦

Emmi's Trousseau.

Früher, als ich noch jung war, begnügten sich die Bräute mit der Ausstattung: jetzt muß es aber ja ein Trousseau sein. Im Grunde genommen ist ein Trousseau allerdings nichts Anderes als das, was man sonst Aussteuer nannte, nur mit dem Unterschiede, daß der Trousseau firlefanziger ist und lange nicht so gediegen, wie das, was wir früher mitbekamen: mehr Spitzen und Kanten und altdeutsche Muster ... nur keine Haltbarkeit. Ich sagte mir jedoch: „Wilhelmine, du richtest die Aussteuer nach alter solider Weise ein. Der Doktor ist wohlgenährt und wiegt sein Theil, der kann keine gebrechlichen Möbel gebrauchen, und wenn die Betttücher nicht von erster Güte sind, müssen sie

in ein paar Jahren hin sein. Der Chlorkalk frißt den modernen Fummel ja gleich kurz und klein.

Einige Tage nach der Verlobung theilten mir die jungen Leute mit, daß sie gesonnen seien, die Hochzeit nicht auf die lange Bank zu schieben. „Hat das denn solche Eile?" fragte ich. „Der Brautstand ist so sehr lieblich," bemerkte ich dem Doktor, „daß es unrecht ist, ihn abzukürzen. Giebt er den jungen Leuten nicht Muße, sich recht von Herzen kennen zu lernen? Giebt er dem Bräutigam nicht Gelegenheit, sich aufmerksam gegen seine Braut zu erweisen, und sind nicht so viele Vorbereitungen zu treffen, damit der neue Hausstand sich ausnimmt, als wäre er direkt für den Laden gearbeitet?" Der Doktor meinte jedoch, er für seine Person sei gegen jedes Gezerre und die Praxis ließe ihm keine Zeit zu überflüssigem Courschneiden.

„Lieber Schwiegersohn," sagte ich darauf, „sich angenehm bei seinen Nebenmenschen machen, ist nie überflüssig, zumal wenn dieselben in nähere verwandtschaftliche Verhältnisse zu einander treten. Ich für mein Theil beanspruche auch weiter keine Rücksichten, als die, welche eine Schwiegermutter verlangen kann und muß, der das Glück ihrer Tochter auf der Seele liegt." — Hierauf entgegnete der Doktor, daß er mich sehr schätze und mir gerne in allen billigen Dingen zustimme, daß jedoch im Uebrigen sein Wille den Ausschlag gäbe. Auch ihm läge daran, Emmi glücklich zu machen, aber nicht nach den Vorschriften Anderer und nicht auf Kosten seiner persönlichen Freiheit. — Mit den ‚Anderen' meinte er natürlich nur mich. Ich bezwang mich und sagte: „Gut denn, ganz wie Sie wollen, aber übereilt wird die Aussteuer nicht. Dafür bin ich die Mutter."

Die Eile war mir sehr verhaßt, aber geht heutzutage nicht Alles im Galopp? Sonst wußte man, wenn die Crocus und Maiblumen blühen, ist Frühjahr; jetzt werden die armen Dinger gejagt und gequält, daß sie schon um Weihnachten im Gange sind. Sonst brach der Flieder erst auf, wenn die Nachtigallen gekommen waren; jetzt steht er schon im Januar blühend hinter den Fenstern der Blumenläden. Aber wie sieht er auch aus! Wie dürftig und gelb sind seine Blätter, wie miesepeterig sind seine Zweige, wie bettlägerig seine Blüthen.

Und ganz so verhält es sich mit dem kurzen Brautstand. Sonst, wenn die Aussteuer angeschafft wurde, hatte man Zeit, Alles gründlich und vorsorglich zu überlegen. Jedes Stück, das genäht wurde, bekam sein Recht und wurde Einem lieb und vertraut, weil mancher Gedanke mit hineingenäht wurde, manche Hoffnung und viel Freude, wie sie nur einmal im Menschenherzen wohnt, nämlich während des Brautstandes. Ich weiß das noch recht gut von meiner eigenen Jugend her. Ach, wie war die Zeit schön!

Nun geht es, als wenn Jemand mit der Peitsche dahinter stände. Die Nähmaschine muß Alles zusammenrasseln, aber hat die Gefühl? Akkurat macht sie ihre Arbeit, das ist wahr, aber Liebe kann sie nicht in den Stoff hineinnähen, den sie mit Höllengeschwindigkeit durchprickelt. Denn Liebe will Zeit haben. Es mag daher ganz passend sein, die heutige Aussteuer Trousseau zu nennen.

Ich machte mich mit den Töchtern daran, so viel wie nur irgend möglich nach alter Manier herzustellen. Eine, die nicht weiß, wie viel Arbeit und Mühe ein Stück Leinenzeug kostet, geht nachher gewissenlos mit den guten Sachen um, und ehe man sich's versieht, sind die feinen Servietten Wischtücher.

Der Doktor wohnt sehr nett, aber es ist ein altes Haus, in dem er sich angesiedelt hat, und die Zimmer reichen nicht aus. Er braucht ein Wartezimmer und ein Sprechzimmer schon allein für sein Geschäft. Wo bleibt da die gute Stube? Hierüber mußte es ja zu Kämpfen kommen. Er meinte, wenn er nicht gerade Sprechstunde habe, könnte seine Frau sich in dem Sprech- und Studirzimmer es so bequem machen, wie sie wollte. Das wäre eine Zumuthung, warf ich ihm ein, es sei nothwendig, die obere Etage zuzunehmen. Hierauf sagte er, daß er durchaus keine Lust verspüre, sich für den Hauswirth abzuschinden. Die Etage liefe nicht weg, die könnte man später auch noch haben. — „Aber wo bleibt die gute Stube?“ rief ich entsetzt. — „Was sollen wir mit einem Aufbewahrungsraum für Möbel?“ fragte er. „Die guten Stuben, die alle Jubeljahre einmal gebraucht werden, sind für den Mittelstand ein dummer Luxus. Die Familie murkst in den Hinterzimmern herum, um nach vorn heraus ein Möbelmagazin zu haben, das

nur des Scheuern und Reinmachens wegen da ist. Den Unsinn mache ich nicht mit." — „Wenn Sie die Welt auf den Kopf stellen wollen, so muß ich mich wohl fügen," antwortete ich spitz, aber ich begehrte nicht weiter auf, weil das Standesamt noch sein Wort nicht gesprochen hatte. Im Stillen gelobte ich mir, meinen Willen schon durchzusetzen, wenn der Doktor nur erst dingfest gemacht worden sei. Verlobungen sind heutzutage ja von einer Unsicherheit, daß man erst aufathmen kann, wenn Standesamt und Kirche ihre Schuldigkeit gethan haben. Ich bin für Beide, denn doppelt hält besser.

Auch von einem Umzug wollte er nichts wissen. „Meine Kundschaft weiß, wo sie mich findet," sagte er. „Glauben Sie mir, es ist in Berlin schwer für einen jungen Arzt, sich Praxis zu verschaffen, denn es fehlt nicht viel an fünfzehnhundert Aerzten." — „Dies ist ja erschreckend!" rief ich. „Und Alle wollen existiren. Kann es denn so viel Ungesundheit geben, daß Alle genug davon haben? Berlin ist doch eigentlich haarsträubend." — Als ich diese Konkurrenz erfahren hatte, fiel es mir nicht ein, weiter mit dem Wohnungswechsel auf ihn einzudringen. Man muß ja Gott danken, wenn er Leute krank werden läßt, und es wäre geradezu sündhaft, wenn der Himmel mal ein Einsehen mit den Doktoren hat und für Leidende sorgt, den Patienten den Weg zu ihnen zu erschweren. — Neu hergerichtet muß die Wohnung jedoch werden, so propper sie auch ist, denn wenn ein Junggeselle auch noch so nett horstet, ist es doch etwas Anderes, wenn eine Frau in das Haus kommt. „Das Ameublement besorgen wir, lieber Doktor," sagte ich, „einfach, aber gediegen, oder sind Sie für das modern Stilvolle?" Er meinte, die stilvollen Möbel wären wohl mehr zum Ansehen, als zum Daraufsitzen, aber das Eßzimmer möchte er gern modern haben, wenn er sonst auch die Bequemlichkeit der Alterthümelei vorzöge. Was die Betten anbelangte, so wäre er für reelle Tischlerarbeit und gegen alle neueren Surrogate. „Seien Sie nur unbesorgt," erwiderte ich, „die Betten sollen eine Wohnung für sich werden. Ich lasse sie eigens anfertigen, auf die gekaufte Waare ist ja kein Verlaß. In Biesenthal bin ich auf einer Landpartie mit Uebernachtung sogar einmal mit einer nagelneuen Bettstelle niedergebrochen." Er bedauerte mich nachträglich und hoffte von einer so erfahrenen Frau das Beste in Betreff der

häuslichen Einrichtung, zumal er von Küchergeräth gar keine Ahnung hätte.

„Wo aber stellen wir das Büffet hin?“ fragte ich ihn, als wir seine Wohnung auf die neue Einrichtung hin musterten, „ich denke, wenn wir das eine Büchergestell auf den Boden schaffen, so gewinnen wir einen passenden Platz dafür.“ — „Wie kann ich mich von den Büchern trennen?“ rief er. Ich nahm eine von den alten Scharteken, um ihm zu zeigen, wie viel Raum sie wegnehmen, und schlug sie dabei auf. „Doktor!“ rief ich, nachdem ich mich von meinem Entsetzen erholt hatte, „wozu gebrauchen Sie Bücher, in denen Menschen mit abgezogener Haut abgebildet sind? So viel ich weiß, zieht kein Doktor den Leuten das Fell ab und Ihr Examen haben Sie lange gemacht. Was sollen daher so gräßliche Bücher in dem Zimmer, worin Emmi sich während Ihrer Abwesenheit aufhält? Bedenken Sie, wenn das Kind zufällig diesen Band in die Hände bekäme, es könnte den Tod davon haben, Die Doktorbücher müssen auf den Boden.“ — An solche Bücher würde Emmi sich schon gewöhnen. — „Nie,“ sagte ich. Er wurde ärgerlich und entgegnete heftig: „Das muß ich besser wissen. Die Bücher gebrauche ich und sie bleiben hier unten.“ — „Wie Sie wollen,“ sagte ich und nahm Hut und Shawl. „Da habe ich eine nette Schlange an meinen Busen gelegt,“ sagte ich zu mir selbst. „Aber nur Geduld, mein Herr Doktor. Keine gute Stube und so abscheuliche Bücher in dem Zimmer, das wäre ja zu allerliebst!“ —

Und zu Hause saß Emmi glückstrahlend und nähte an ihrem Trousseau. — „Wenn Du wüßtest, was Dich erwartet, Du armes Kind,“ seufzte ich in mich hinein, „aber sei unbesorgt, Du hast eine Mutter, die ihr Junges wie eine aufgebrachte Löwin in Schutz nehmen wird. Sobald die Zeit nur erst da ist, dann weiß ich, wohin die Bücher kommen!

Ich half Emmi, denn es gab noch viel zu schaffen. „Mama,“ sagte sie, „solches Vergnügen habe ich noch nie an einer Arbeit gehabt, als wie an dem himmlischen Trousseau.“

Der letzte Kaffee.

Als ich noch klein war, hatten wir in der Schule auch vom Moloch, aber ich konnte mich natürlich in meiner sechs- bis siebenjährigen Unschuld nicht in die Gefühle der Mütter hineinversetzen, die gezwungen waren, ihre lieben, kleinen, herzigen Engel einem mit Coaks geheizten eisernen Unthier auf die glühenden Arme zu legen, so viel Mühe der Herr Lehrer sich auch gab, uns den Abscheu vor falschen Nebengöttern beizubringen. Jetzt aber, da der Tag immer näher rückt, an dem ich als willenlose Brautmutter meine süße Emmi dem Doktor überliefern muß, fange ich allmälig an zu begreifen, was sich mit dem Moloch that. Freilich versprechen die Bräutigame ja stets, ihre Zukünftige auf den Händen zu tragen; aber was sind das für Hände? — Molochsklauen!

Die Zustände werden mit jedem Tage opferhafter. Nicht allein die Vorbereitungen deuten mit schrecklicher Unabwendbarkeit auf jenen Moment der Trennung, an den Alles mahnt: die Aussteuer, das Herumgelaufe in den Geschäften, die Einrichtung von der Wohnung des Doktors, und vor allen Dingen das Brautkleid, sondern auch die Abschiednehmerei von den harmlosen Freuden eines sanft dahinfließenden Mädchendaseins erwecken den wehmüthigen Gedanken: es wird anders, wer aber weiß, wie es wird?

Neulich hatten wir den letzten Leseabend bei Polizeilieutenants. Diese Abende waren stets sehr hübsch und namentlich geistig bildend, denn wenn wir Alle um einen großen Tisch herum saßen und ein klassisches Stück mit vertheilten Rollen lasen, so empfanden wir stets die Größe unserer Dichterheroen und zwar viel besser, als wenn man sie auf der Bühne sieht, da doch, wie einstimmig aus den Kritiken hervorgeht, die Schauspieler nicht gehörig vom Geist der Klassizität durchdrungen sind. Natürlich waren die Herren total ausgeschlossen, weil sofort andere Interessen mitspielen, sobald bunte Reihe gemacht wird, und das Ganze nachher auf ein improvisirtes Tanzvergnügen ausläuft. Ohne Herren dagegen spürt man nur das Walten des Genius und die Bildung strömt unverfälscht in die jugendlichen Ge-

müther. Wir älteren Damen übernahmen aus Vorsicht die Liebhaberrollen, und Alle waren der Meinung, daß ich die Luise Millerin in ‚Kabale und Liebe‘ ganz vortrefflich gelesen hätte. Die Polizeilieutenanten hatte den Ferdinand inne, und die Lady Milfort überschlugen wir, weil Schiller bei dieser Person doch zu wenig Rücksicht auf Lesekränzchen genommen hat. Waren wir mit dem Klassischen durch, dann wurde ein bischen nett gegessen, und man verabschiedete sich mit dem Bewußtsein, einen in jeder Beziehung genußreichen Abend verbracht zu haben. Wir haben allerdings ausgemacht, daß das Essen nur sehr einfach sein sollte, da doch das Geistige die Hauptsache und das Materielle die Nebensache ist, aber weil die Leseabende bei den verschiedenen Familien herumgingen, wollte die Eine es immer noch besser geben als die Andere, und so wurde denn zum Schluß der Saison, wenn die Letzten daran waren, mitunter ein wenig zu reichlich aufgetischt. Wir hatten bei der Polizeilieutenanten sogar zwei süße Speisen.

„Sie handeln gegen die ursprüngliche Verabredung, meine Liebe,“ sagte ich deshalb zur Polizeilieutenanten, als ich sah, wie sie sich angestrengt hatte. — „Es ist der letzte Leseabend, den Ihre Emmi mitmacht,“ antwortete sie, „da wollte ich ihr doch zeigen, wie lieb wir sie haben; sie ißt Chokoladenpudding mit Crême ja so gern.“ — „Siehst Du, Emmi,“ rief ich, „wie charmant die Frau Polizeilieutenanten es mit Dir meint. Hast Du Dich auch schon bei ihr bedankt, daß sie eigens um Deinetwillen den vorzüglichen Pudding bereitet hat?“ — Emmi wurde ganz gerührt und entgegnete, die Frau Polizeilieutenanten wäre immer so außerordentlich freundlich gegen sie gewesen, sie wüßte gar nicht, wie sie das wieder gut machen sollte. — „Behalten Sie uns nur in liebevollem Andenken,“ sagte diese, „die neuen Verhältnisse werden Sie nur zu leicht von Ihren alten Freunden trennen.“ — Wie recht die Frau hatte! Nun standen zwei der jungen Damen auf und holten einen in Seidenpapier eingewickelten Gegenstand aus der anderen Stube, den sie mit großer Feierlichkeit auf den Tisch stellten. Die ältere von den Beiden — es war Amanda Kulecke, für die Onkel Fritz einmal eine Zeitlang schwärmte — hielt darauf eine kleine Anrede, in der sie sagte, daß nun Spiel und Tanz

für Emmi bald vorbei sein werde. Doch wie auch die Zukunft sich gestalten möge, was sie auch an dunklen und heiteren Loosen in ihrem Füllhorn verberge, das Reich des Idealen sei ihr geöffnet, dieses Reich habe Schiller aufgeschlossen, der an den Leseabenden so ganz der ihrige geworden sei. Zum Andenken an die dem Höheren geweiht gewesenen Stunden widmeten die Freundinnen der scheidenden Freundin ein kleines Zeichen der Erinnerung. Hierbei nahm sie das Seidenpapier von dem Gegenstand herunter. Es war eine niedliche Büste von Schiller'n, mit Grünspan in den Haaren, auf einem schwarzen Postamente, an dem sich ein Thermometer befindet, so daß dieses Geschenk auch praktisch auf dem Schreibtische zu verwerthen ist. Dann deklamirte sie noch die Verse: ‚Es prüfe, was sich ewig bindet,' und stürzte zum Schluß Emmi mit einem Kuß in die Arme. Nun kamen die Anderen auch alle und küßten Emmi und weinten dabei, und die war auch ganz aufgelöst.

Solche Scenen kamen in der letzten Zeit alle Augenblicke vor, nicht allein in dem Lesekränzchen, sondern auch im ‚Holbeinklub', wo die jungen Mädchen sich in altdeutschen Stickmustern üben, in den ‚Sonnabenden für englische Konversation' und den vielen kleinen Unternehmungen, in welche die heutige Jugend sich einläßt, um irgend eine Sache zu fördern, von der wir zu unserer Zeit keine Ahnung hatten.

Dazu kamen nun die Besuche bei Bekannten, die stets mit einiger Wehmuth endigten, und deshalb macht das Kind immer mehr den Eindruck eines Opfers, das seinen Gespielinnen Lebewohl sagt und vor seinem traurigen Ende noch einmal geliebkost und bedauert wird. Das giebt den besten Nerven einen Schubs.

Selbstverständlich mußten wir uns revanchiren, denn wir essen nicht bei anderen Leuten herum, ohne uns etwas dagegen merken zu lassen, und deshalb sagte ich: „Emmi, lade Deine sämmtlichen Freundinnen zu einem splendiden Kaffee ein; es ist der letzte, den ich Dir zu Ehren gebe." Sie fragte, ob der Doktor auch gebeten würde. „Das wäre noch schöner!" rief ich. „Man kann doch nicht einem einzelnen Herrn Zutritt zu einem Damen-Kaffee gestatten." — Wenn der Doktor nicht käme, verzichtete sie überhaupt. Es wäre

zu reizend, wenn sie ihn ihren Freundinnen mal so recht zeigen könnte, und es ginge ja ganz gut, wenn später die Brüder und deren Freunde kämen, um ihre Schwestern abzuholen. „Aber wenn einige nun keine Brüder haben, wie die Kulecke?" — „Dann veranlassen wir Onkel Fritz, Herrn Kleines mitzubringen, der begleitet die Kulecke bis nach der Bülowstraße." — „Du weißt doch, wie Herr Kleines ist." — „Amanda Kulecke wird ihn schon zurechtweisen, wenn er Redensarten wagt, denn sie ist unbändig gescheut und sagt Jedem unverfroren ihre Meinung."

„Das ist wahr, wenn sie nicht ein gar zu rechthaberisches Wesen hätte, wäre Onkel Fritz vielleicht bei ihr 'reingeschliddert und Du könntest sie jetzt Tante nennen."

Was half es, ich mußte nachgeben. Der letzte Kaffee sollte keinen Schatten auf die paar Tage werfen, die das Kind noch im Elternhause zu verleben hatte. Nein, das konnte ich nicht über das Herz bringen.

Zu meiner Zeit war es Sitte, daß kurz vor dem Hochzeitstage die Freundinnen der Braut zu ihr kamen und am Brautkleide nähen halfen. Jede machte ein paar Stiche an dem Besatz oder was sonst noch daran übrig gelassen war, damit man doch die Liebe sehen konnte, und ich finde diesen Gebrauch sehr hübsch, denn es knüpft sich dann an dieses Festgewand der Gedanke, es sei von Freundinnenhand bereitet, und der letzte Liebesdienst der anderen Gespielinnen, aus deren Kreis die Eine scheidet, so sehr auch die alte gute Sitte an die Vorbereitungen zu einem Opfer schmerzlich erinnert. Als ich meinem Karl gegenüber diese meine Ansicht aussprach, machte er mir Vorwürfe und meinte, ich wühlte viel zu viel in meinen Gefühlen, ich sollte nur dafür sorgen, daß die kleine Festlichkeit recht lustig ausfiele. Aber ein Vater ist nie eine Mutter und was weiß der überhaupt vom Moloch? —

Ich muß gestehen, daß, als am Nachmittage die jungen Mädchen alle versammelt waren, der Anblick der Gesellschaft ein überaus anmuthiger war. In der Mitte des Zimmer, dem Fenster zugewandt, hatten sie einen Halbkreis aus Stühlen gebildet, auf denen Diejenigen saßen, welche gerade an dem Brautkeid nähten, das weißschimmernd wie eine zarte Wolke zwischen ihnen ausgebreitet lag. Die

Anderen hatten Platz genommen, wie sich die Gelegenheit fand, und machten allerlei Handarbeit und plauderten nach Herzenslust, ich immer mitten dazwischen mit der Kaffeekanne und dem Kuchenteller. Wie ist es doch köstlich, so die heranblühende Jugend in lieblicher Eintracht bei einander zu sehen: es wird einem so zu Muthe, als wenn man im Frühjahr in den eben belaubten Wald geht und die Sonne auf die zarten grünen Blätter scheint, unter denen die kleinen Vögel zwitschern und singen. Ich vergaß ganz, daß ich schon in ein höheres Register gekommen war, und neckte mich mit den jungen Mädchen und scherzte und lachte mit ihnen, als wenn ich dazu gehörte. Und wie zärtlich waren sie gegen Emmi. Eine hielt sie meistens um die Taille gefaßt, manchmal auch zweie, und küßten sie und blickten ihr so freundlich in die Augen, als wären sie Schwestern. „Ganz wie die Turteltauben," dachte ich bei mir, „und in eine so reizende Taubenschaar schießen die Habichte hernieder und stören den Frieden." — Der Doktor hatte allerdings eine schöne Nußtorte für die „Arbeiterinnen am Brautkleid" geschickt, aber mir verklebt man nicht die Augen mit Torten, ich sehe tiefer, ich merke sehr wohl, daß er ein Egoist ist, denn sonst würde er mir nicht in so vielen Dingen entgegen sein, die ich für des Kindes Wohlergehen unabweisbar halte. Nicht einmal die Hochzeitsreise will er machen, weil er seine Patienten nicht verlassen kann, wie er sagt. — Flausen.

Als das Kleid fertig war, wurde Anprobe gehalten. Nein, wie die Emmi entzückend aussah, als sie befangen und doch strahlend und in freudiger Erregung in das Zimmer trat, das war über alle Begriffe und kann höchstens gemalt werden. Sie wagten sich Alle nicht dicht an sie heran, sondern betrachteten sie mit stummer Bewunderung aus einiger Entfernung. Nur Betti schloß sie in ihre Arme und legte das Haupt traurig an ihre Wange.

Ob sie an Bergfeldt's Emil dachte? Ich mochte nicht danach fragen, aber wäre mir in diesem Augenblick irgend Jemand von dieser Familie in den Wurf gekommen, dann hätte es sicher ein Erlebniß gegeben.

Betti ist stark von Charakter. „Ist nicht mein Schwesterchen süß?" fragte sie die andern jungen Mädchen. Nun fing man an, das Kleid zu loben und geradezu überirdisch zu finden.

Es war aber nicht das Kleid, das den überirdischen Eindruck machte, sondern Emmi, die es anhatte. Sie war so schön, wie alle die Anderen zusammengenommen, und eigentlich noch ein bischen hübscher.

Als es dämmerte, trat der Doktor an. Emmi, die das Brautkleid längst wieder abgelegt hatte, war selig, als sie Arm in Arm mit ihm bald nach dieser Gruppe von Freundinnen zog, bald nach jener, und ich muß sagen, daß der Doktor die Prüfung sehr wohl bestand, der er von so viel kritischen Mädchenaugen unterworfen wurde: man sah es ihnen Allen an, daß sie Nichts an ihm auszusetzen hatten. Nur die Kulecke sagte ganz laut, ein Doktor wäre nicht nach ihrem Geschmack, denn wenn die Patienten riefen, müßte er davon, und das wäre nur halber Kram.

Ich antwortete ihr darauf, es sei ein sehr edler Beruf, den Leidenden zu helfen, und immer besser, als Gift unter die Leute zu bringen. Da hatte sie es. Kuleckes haben nämlich eine Schnapsfabrik.

Nachher stellten sich Onkel Fritz, Herr Kleines und eine Reihe von jungen Leuten ein, die in einem brüderlichen oder vetterlichen Verhältnisse zu den Damen stehen. Bis zum Abendbrod wurden Gesellschaftsspiele gespielt, wobei der Doktor die meisten Pfänder bekam, weil er immer mit Emmi tuschelte und deshalb schlecht aufpaßte. Wie haben wir uns amüsirt, als er zu ganz wunderlichen Pfandeinlösungen verdonnert wurde, und wie schwitzte er, wenn er in den Brunnen fallen mußte und so lange auf den Knien lag, bis Emmi ihn erlöste. Es war zu spaßhaft. Herr Kleines, der stets Touren mit Küssen vorschlug, ward zuletzt gar nicht mehr gefragt. Er scheint wirklich manchmal nicht zu wissen, wo er sich befindet, so unterhaltend er auch sonst sein kann.

Nach dem Abendbrod ging der Tanz an. Onkel Fritz hatte Knallbonbons mit Papierkostümen besorgt und wußte es so einzurichten, daß der Doktor einen Hut in der Form eines großen Pantoffels bekam, worüber selbst mein Karl höchlichst vergnügt war. Der Doktor lachte auch und meinte, das sei nur äußerlich. Ich fürchte aber, er wird sich wenig gefallen lassen und wenn er das Kind unglücklich gemacht hat, ebenfalls sagen: das ist nur äußerlich. — Als Herrn

Kleines nachher beim Abschiednehmen der Auftrag ward, mit Fräulein Kulecke nach der Bülowstraße zu zoddeln, die doch eine gehörige Ecke von der Landsbergerstraße abliegt, sah er sehr bekümmert aus, aber die Kulecke sagte: „Kommen Sie nur, ich sorge schon dafür, daß Ihnen Niemand was thut.“ Sie ist ja auch mindestens zwei Kopf größer, als Herr Kleines.

Als Alle gegangen waren und die Töchter sich zur Ruhe begeben hatten, blieben ich und mein Karl und Onkel Fritz noch ein wenig sitzen. Mein Karl sagte, der Doktor gefalle ihm von Tag zu Tag mehr, und ganz besonders habe er sich heute über sein harmloses Benehmen in dem Kreise der jungen Mädchen gefreut. — „Der und harmlos!“ rief ich. — „Ich begreife nicht, woher Deine Antipathie gegen den Doktor kommt,“ entgegnete Onkel Fritz, „früher suchtest Du ihn doch auf alle mögliche Weise dingfest zu machen.“ — „Weil ich ihn nicht genau kannte,“ erwiderte ich, „laßt den Moloch nur erst geheizt sein.“ — „Ich verstehe Dich nicht, Wilhelmine, Du bist thöricht,“ sagte mein Karl. — „Ich thöricht? O nein. Euch ist es am Ende gleichgiltig, wenn ich geopfert werde und das Kind dazu. Erst wenn ich unter der Erde liege, wird Euch einleuchten, was Ihr an mir gehabt habt. Dann werdet Ihr sehen, wie sich der Doktor die Augen äußerlich mit Zwiebeln reibt und innerlich frohlockt. Und damit gute Nacht. Ihr werdet früh genug erfahren, wie es kommen wird.“

Auf dem Bock.

Sie mögen wohl recht haben, wenn Sie mir erklären, daß, wenn ich aus dem Leben der Hauptstadt schreiben will, ich mich mehr um die Hauptstadt, als um meine Familienangelegenheiten kümmern möchte, da es gleichgiltig sei, was sich in der Landsbergerstraße, und zumal in den vier Pfählen von Buchholzens, zutrage, aber ich habe auch recht, wenn ich behauptete, daß Manches geschrieben wird, was einem zartbesaiteten Damenherzen unverständlich ist, wie z. B. der Börsenbericht. Wir Damen kennen nur Eine Hausse und

Baisse: in der Jugendzeit den Wechsel zwischen glühender Liebe und abkühlendem Schmollen, in den vernünftigeren Jahren: Erzürnen und Wiedervertragen. Was wäre das Leben auch ohne dies bischen Abwechslung? Eine Uhr ohne Perpendikel.

Damit wollte ich jedoch nur andeuten, daß eben Alles seine Berechtigung hat, Unangenehmes und Verletzendes natürlich ausgenommen. Denn wenn Jemand einen Subskriptionsball beschreibt, so schildert er das Liebliche, die dunklen Augen, die entzückenden Reize, wie die Robe gerafft ist und wie sie aussieht, ob salmfarben oder goldigbräunlich, die Coiffüre und die Parure, aber die Augenbrauenschwärze zu Hause, das seifige Waschwasser in der Schüssel, die ausgekämmten Haare, die Schulden bei Gerson und die Schelte, welche die Zofe beim Ankleiden gekriegt hat, davon schweigt er.

So weit ich es vermag, will ich daher versuchen, Ihre Wünsche zu erfüllen und mich an die Hauptstadt halten und zwar nicht als Gattin und Mutter, sondern als Schriftstellerin, die vor nichts zurückbebt. Auf diese Weise wird es Ihnen erklärlich sein, wie ich auf den Bock kam.

Als ich Ihren Brief erhalten hatte, war ich zuerst wie aus den Wolken gesunken und sagte dann zu meinem Manne: „Karl, die Literatur hat doch so ihren Haken, denn was in aller Welt soll ich aus der Hauptstadt darstellen? Die Stadtbahn? Die neue Mauer vom botanischen Garten? Das elektrische Licht in der Leipzigerstraße? Das ist zwar Alles noch ziemlich neu und aktuell, wie sie immer sagen, aber was weiß ich von diesen Dingen?" — Mein Karl half mir sinnen. Nach einer Pause fragte er: „Was meinst Du zu der Granitschale vor dem Museum?" — „Karl, die Schale ist ja schon so lange her." — „Oder zum Denkmal vom alten Fritzen?" — „Das will ich mir überlegen." — Ich sann und sann den ganzen Tag. Ich ging unter die Linden und sah mir das Denkmal genau durch das Opernglas an, aber nachher mußte ich meinem Karl doch gestehen, daß es mit dem alten Fritzen nichts sei, und ich nicht wüßte, was ich über ihn schreiben sollte. „Du glaubst nicht, wie furchtbar schwer die Hauptstadt ist," sagte ich, „mein Gehirn thut so weh, als hätte es sich übermüde gelaufen!" — „Warum quälst Du Dich ab, Wilhelmine?" fragte mein

Karl zärtlich, „Du hast ja nicht nöthig, über die Hauptstadt zu schreiben.“ — „Meinst Du?“ rief ich. „Was sollte wohl der Herr Redakteur von mir denken? Soll es wieder einmal heißen, die Damen haben wohl Talent, aber keine Fähigkeiten? O nein, ich weiß, was ich mir und meinem Geschlechte schuldig bin: Morgen gehe ich wieder auf die Suche.“

Am Abend kam Onkel Fritz. „Was ist denn hier los?“ fragte er, als er mich und meinen Karl etwas einsilbig vorfand. — „Sie will schreiben und hat keinen Stoff,“ sagte mein Karl.

„Das ist ja vortrefflich!“ rief Onkel Fritz.

„Was ist vortrefflich?“ herrschte ich ihn an. „Was willst Du damit sagen? Willst Du Deine leibliche Schwester beleidigen? Ich bitte Dich, was ist vortrefflich?“ — „Komm' doch nur zu Dir, Wilhelm,“ lachte Onkel Fritz (er nennt mich oft noch Wilhelm von der Kinderzeit her, als wir beide Soldat spielten), „ich meine nämlich, wenn Du nichts zu schreiben hast, könnten wir morgen zusammen auf den Bock gehen, dann hast Du ja Zeit. Das, meinte ich, sei vortrefflich.“ — „Und Du glaubst, ich soll diese lahme Entschuldigung gelten lassen?“ — „Wilhelmine,“ fiel mein Karl ein, „der Bock ist am Ende hauptstädtisch, wenn er auch am äußersten Ende von Berlin liegt.“ — „Auf den Bock gehe ich nicht.“ — „Krauses kommen auch!“ sagte Onkel Fritz. — „Er oder sie?“ — „Beide, sie haben Hausbesuch, dem sie Berlin zeigen wollen!“ — „Hausbesuch? Männlich oder weiblich?“ — „Weiblich.“ — „Jung oder alt?“ — „Natürlich jung, Wilhelmine!“ — Aha, dachte ich, hier liegen Fußangeln, wenn Onkel Fritz Dich Wilhelm nennt und mit auf seine Fahrten mitnimmt, so ist etwas Tieferes verborgen. Laut sagte ich darauf obenhin: „Ach ja, mein süßer Karl, Du hast vielleicht nicht unrecht, der Bock könnte doch Etwas für meine Feder sein, und wenn die Krausen mit ist, kann ich es wohl wagen, hinzugehen.“

Wir verabredeten, daß Onkel Fritz uns am nächsten Abend gegen Fünfen abholen sollte, und dann gingen wir zur rechten Zeit schlafen. Ich fand die Ruhe sehr schwer, denn der Hausbesuch bei Krauses lag wie ein Nachtmarder auf mir. Was kann bei Krauses zu Besuch kommen? Onkel Fritz ist im Stande, sich wegzuwerfen. — —

Am andern Abend turnten wir nach dem Bock. Onkel Fritz nahm sehr gentiler Weise die Entrées für uns Dreie, und wir traten ein in das Lokal. Ein Glück, daß ich nicht nervös bin! Denken Sie sich zwei große Hallen, die wie ein Winkelmaß aufeinanderpassen, und uns Drei dort stehen, wo die beiden Enden zusammenstoßen und die Ecke bilden, so daß wir links die eine und rechts die andere Halle vor uns haben. Diese Hallen sind blitzblau von Tabaksqualm, oben voll von Gaskronen, unten voll von Menschen, also oben hell, in der Mitte graublau und unten schwarz. Aus jeder Halle dringt nun ein Getöse auf den ahnungslosen Ankömmling ein, daß er nicht weiß, ob er bleiben oder sofort wieder fliehen soll, und zwar so viel Lärm, als zwei Musikchöre und eine tobende Menschheit zusammen vollführen können. Welche singen, welche klopfen mit den Seideln, welche schlagen mit den Spazierstöcken auf den Tisch, welche schreien, aber still ist Keiner. Dies muß man sich von Tausenden von Menschen vorstellen. Es ist, als wäre die Hölle losgelassen. O du Grundgütiger, dachte ich, wärst du hier nur erst wieder weg.

Nun hieß es Krauses suchen. Onkel Fritz fand sie gleich heraus, obschon er sonst nicht groß um die Krausen giebt, und wir schlängelten uns an ihren Tisch heran. Ehe ich aber zur Stelle kam, brüllte mich irgend ein Pachulke fürchterlich mit den Worten an: „Wo ist Nauke?“ und ließ dicht vor meinem Gesicht eine Puppe auf und nieder tanzen, die sie Nauke nennen und dort von den Hausirknaben kaufen. Dies empörte mich, aber ich durfte nichts sagen, sondern mußte freundlich lächeln, weil auf dem Bock nichts übel genommen wird, sondern Alles Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit ist. O, was habe ich Alles gesehen!

Zum Glück schwieg die Musik in unserer Halle gerade, als wir Platz nahmen, während der Mordspektakel in der anderen noch fortdauerte, und so konnten wir uns denn begrüßen. Der Hausbesuch war richtig da und wurde mir als ein Fräulein Erika Lünne aus Lingen an der Ems vorgestellt. Mein erstes Urtheil war: Nicht übel; mein zweites: ein bischen viel Provinz, aber sauber, sehr sauber. Jedoch hat sie was? Soviel ich weiß, sind die Lünnes mit ihr, der Krausen, verwandt, und was die Krausen einbrachte, das war nicht

viel, und darauf würde ich doch sehen, daß sie einigermaßen so viel hätte, wie Onkel Fritz, denn wovon sie in Lingen brillant leben, damit können sie in Berlin noch keine großen Sprünge machen.

Was mich jedoch verdroß, das war die Katzenfreundlichkeit, mit der die Krausen Onkel Fritz unter die Nase ging. Ich merkte ja gleich, worauf das abzielte, und daß sie die Sache schon für ausgemacht hielt. Hätte sie sonst wohl immer gefragt: „Nun, Erika, wie gefällt Dir Berlin? Du würdest doch gewiß gerne in der Hauptstadt bleiben, wenn Dich Jemand hier fesselte?" Und was hatte sie dabei mit Onkel Fritz anzustoßen?

Ich wollte ihr gerade bemerken, daß Onkel Fritz ohne meine Einwilligung nicht wählen würde, als die Musik den Bockwalzer zu spielen anfing. Da habe ich denn zum ersten Male erlebt, was eigentlich Radau ist. Geschrieen und gekrieschen haben die Menschen, geklopft, getrampelt und gegröhlt, aber immer mit der Musik im Takt. Einige tanzten auch, oder thaten so, wobei die Damen bunte Papierkappen aufhatten und die Herren kapute Hüte.

Fräulein Erika sagte kein Wort, sondern sah erschreckt auf das Gewoge und trank auch nicht von dem Biere, das vor ihr stand. Onkel Fritz blickte von Zeit zu Zeit verstohlen auf sie, obgleich er sonst that, als kümmerte er sich gar nicht viel um ihre Gegenwart. Aber man muß ihn kennen!

Als er später meinem Karl vorschlug, einmal nachzusehen, ob sie Bekannte finden würden, bemerkte ich, wie sie ihm mit den Augen folgte und wie sie mit einem Male ganz verstört aussehend wurde. Ich wandte mich um und sah nun, wie einige von den Damen mit den Papiermützen nicht nur Onkel Fritz sehr kameradschaftlich festzuhalten suchten, sondern auch mit meinem Karl intim zu werden anfingen. Ich sprang auf und drängte mich hin, aber als ich kam, ließen die Damen ihre Puppen vor mir tanzen und riefen höhnend: „Wo ist Nauke?"

„Karl, wir gehen!" — „Karl bleibt hier!" johlten die Damen, „Karl ist zu nett!" — Ich entriß Einer den Nauke, denn ich war so aufgebracht, daß ich nicht mehr wußte, was ich that, aber nun ward der Lärm erst groß. Was geschah, weiß ich nicht genau mehr; mir ist nur noch erinnerlich, daß

mein Karl meine Partei nahm, und daß dann die ganze Menschheit in ein langsames Schieben gerieth und wir uns schließlich im Kühlen befanden. Ein Glück, daß mein Karl einen älteren Cylinder aufgesetzt hatte, um den neuen wäre es zu schade gewesen.

„Wo ist Fritz?" schrie ich vor Wuth, „er hat uns auf den Leim gelockt!" — Onkel Fritz kam. Statt sich zu entschuldigen, machte er mir Vorwürfe: „Wer auf den Bock gehe, müsse die Gebräuche mitmachen." — „Wenn Eine meinen Karl anrührt, hat sie es mit mir zu thun!" rief ich. — Ich wäre kindisch. — „So? Gut denn. Lieber will ich kindisch sein, als mich an den Ton gewöhnen, der dort herrscht. Deine Zukünftige soll wohl Bildung auf dem Bock lernen? Gratulire!"

Nie habe ich Onkel Fritz so böse blickend gesehen, als jetzt, da ich so gesprochen, aber er blieb ruhig. „Ich glaubte, Du würdest Dich der Fremden annehmen, da Krauses so unvernünftig waren, mit ihr nach dem Bock zu gehen. Du wußtest, daß ich das wünschte. Statt dessen benimmst Du Dich unverständig wie immer." — „Was gehen mich Deine Liebschaften an?" rief ich erbost, „aber das sage ich Dir, über meine Schwelle kommt mir die Bockmamsell nicht." — Ich merkte, wie Onkel Fritz die Hände ballte und vor Wuth knirschte, jedoch er sagte nichts, sondern drehte sich kurz um und ging in das Lokal zurück. Auch mein Karl schwieg, als wir nach Hause strebten.

Mir war, als sei ich irgendwo aus einer Bodenluke gefallen, so rasch war Alles vor sich gegangen. Und dennoch glaubte ich, während mein Karl und ich dem Ausgange zuschwebten, ich hätte Herrn Felix, der damals in Tegel den kleinen Knaben aus dem See zog, gesehen und neben ihm eine Dame mit einer rothen Papiermütze auf dem Kopfe.

War es nur Einbildung oder war es Herr Felix wirklich gewesen?

Ich fragte meinen Karl, ob er ihn auch gesehen? Er sagte: „Laß junge Leute ihre Wege gehen. Was kümmerst Du Dich darum?" —

„Also er war es?"

„Beschwören kann und mag's ich nicht."

❦ ❦

Hochzeit.

Warum kamen Sie nicht zur Hochzeit von meiner Jüngsten mit dem Doktor Wrenzchen? Vielleicht gerade ein Preßprozesselchen, oder waren Sie schon eingeladen? Oder sind Sie nicht für Hochzeiten? Es war schade, daß Sie nicht da waren, denn ich bin überzeugt, Sie hätten sich amüsirt, wenn ich für meinen Theil auch nicht viel Vergnügen gehabt habe, denn eine Brautmutter amüsirt sich überhaupt nie. Sie lächelt wohl, sie sieht ungemein glücklich in dem neuen Bordeaux-Seidenkleide mit echten Kanten aus, sie sagt auch, daß sie sehr heiter ist, aber innerlich, da wachsen ihr Dornen und Disteln.

Wie viel Mühe hat man, ehe Alles so weit ist. Erst die neue Einrichtung für die jungen Leute. So etwas hat ja durchaus keine Schwierigkeiten, wenn er danach ist und eine sorgsame Schwiegermutter walten läßt, die doch nur sein Bestes will. Aber wenn er eigensinnig ist und stets mitredet, sich gegen das Nothwendigste sträubt, weil er meint, ein Eßtisch für vierundzwanzig Personen sei Luxus und für ein Damenschreibbüreau sei kein Platz, so hat man bei jedem Stück seinen Aerger. Ich gebe ihm ja recht, daß seine jetzige Wohnung ein bischen stark mit den neuen Möbeln belastet wird, aber er muß doch an eine standesgemäße Etage für später denken, und das thut er mir zum Trotze nicht. Und keine gute Stube! Unerhört!

Das größte Zimmer hat als Schlafstube eingerichtet werden müssen, weil das hygienisch sei. Auch so eine unvernünftige Neuerung. Wir sind doch auch groß geworden ohne Hygiene.

Nun, ich fügte mich, aber ich konnte doch nicht unterlassen zu sagen: „Lieber Doktor, ich will nur wünschen, daß Sie mit ihren neumodischen Ansichten glücklich werden. Was meine Tochter anbetrifft, so weiß die, daß ihr das altmodische Elternhaus zu jeder Zeit offen steht, und sollte es Abends nach Elfen sein."

Hierauf murmelte er etwas mir Unverständliches. Ich glaube, es war sein Glück, daß er nur murmelte, denn Geduld ist ein Faß mit sehr dünnem Boden. Ferner hatte ich gehofft,

daß er sich doch noch zu einer Hochzeitsreise entschließen werde, aber, als ich ihm sogar zu verstehen gab, daß selbst Köchinnen, wenn sie Hochzeit machten, mindestens nach Bernau oder Biesenthal gingen, ließ er sich auf nichts ein, sondern erklärte, seine Praxis verböte ihm das Reisen, da er einen schwerkranken Patienten habe, den er nicht verlassen könne, und den durchzubringen sein Stolz sei. Auch hierin mußte ich mich fügen, wenn auch mit einiger Schroffheit.

Dann kamen die Einladungen zur Hochzeit. Wen sollte man nehmen und wen nicht? Er hat seine Bekanntschaft und wir haben die unsere. Wenn mein Karl nicht so vernünftig gewesen wäre und gesagt hätte: „Lieber ein paar Einladungen mehr, als Leute vor den Kopf stoßen," ich glaube, wir säßen noch zu Gericht über Diesen und Jenen, und so gingen denn seine elf medizinischen Freunde durch. Man braucht ja auch Tänzer.

Natürlich waren Krauses ebenfalls gebeten. Sie, die Krausen, kam am nächsten Tage heran und fragte, ob sie ihren kleinen Eduard nicht mitbringen könnte, das Kind hätte noch nie eine Hochzeit mitgemacht und freute sich so sehr darauf. Ich antwortete: „Meine Liebe, wir haben nur auf Erwachsene gerechnet, und wegen des einen Jungen können wir doch keinen Musikantentisch etabliren."

Dies nahm sie allerdings krumm, aber seitdem ich aus Tegel weiß, wie niederträchtig die Kröte ist — den Muck hat er auch heimlich so gequält, daß sie ihn braten mußten, um ihm ein angenehmeres Dasein zu verschaffen —, mag ich den Schlingel nicht mehr leiden und ließ sie ungestört den Mund schief ziehen. Dagegen gestattete ich ihr, den Hausbesuch mitzunehmen, das Fräulein Erika aus Lingen an der Ems, obwohl ich recht gut merkte, daß es auf Onkel Fritz abgesehen ist. Ich redete daher sehr ernst mit Onkel Fritz und sagte: „Es ist unmöglich, daß wir mit Krauses in ein verwandtschaftliches Verhältniß treten, denn wir bekommen einen Doktor in die Familie, und deshalb merke Dir: ‚Diese Haideblume blüht nicht für Dich.'" — Onkel Fritz entgegnete: „Habe nur keine Angst, Wilhelmine. Sobald einmal eine Prinzessin durch Berlin reist, mache ich der einen Antrag, die wird Dir hoffentlich gut genug sein!" — Die Antwort war ausreichend für mich, denn wenn er patzig

wird, beabsichtigt er stets das Gegentheil von dem zu thun, was ich für richtig halte.

Es war mir daher sehr lieb, daß der Doktor auf jeglichen Polterabend verzichtete, denn die Krausen hätte diese Gelegenheit benutzt, die mit allen Reizen ausgestattete Haideblume Onkel Fritz unter die Augen zu führen. Vielleicht hätte er gar mit ihr zusammen gepoltert, sie meinetwegen als Ems-Nixe und er als Spree-Wassermann, und Herr Kleines wäre gewissenlos genug gewesen, ihnen das Gedicht dazu zu verfertigen. Zum Glück ward nichts daraus.

War es ein Wunder, daß ich unter all' diesen Sorgen sichtlich litt, so daß mein Karl sagte, er wünschte, die Hochzeit wäre nur erst vorüber, damit ich wieder in meine alte Verfassung käme? —

Der Hochzeitsmorgen brach denn auch richtig an: für viele, viele Menschen ein ganz gewöhnlicher Werkeltag, für mich ein Angsttag und für das Kind ein Festtag. Emmi war ganz Glück. Als sie mir guten Morgen bot und mich dabei so innig umarmte und küßte und wieder küßte und aus ihren Augen ein so seliges Vertrauen leuchtete, als sei die Zukunft ein heller lichter Tag und der Weg, den sie mit dem Doktor gehen sollte, ein sanfter Pfad, von dem kleine emsige Engel alles Ungemach hinweggeharkt hätten, da überkam mich auch der Gedanke, es könnte nichts anders als gut werden. Was aber sind Hoffnungen? Streuzucker für den Rhabarber des menschlichen Lebens.

Um ein Uhr kam der Doktor mit seinem Freunde, dem Doktor Paber, als Trauzeugen und holte Emmi nach dem Standesamte ab. Mein Karl und Onkel Fritz waren die anderen Zeugen und begleiteten sie. Ich für meine Person schloß mich nicht an, da ich Wichtiges zu thun hatte.

Sollte das Kind so ohne alle Poesie in das neue Leben treten? Nein, es mußte ein Ersatz für die ausfallende Hochzeitsreise geschaffen werden und der bestand darin, daß wir heimlich des Doktors Wohnung mit Blumen dekorirten. Diesen glücklichen Gedanken hatte Auguste Weigelt gehabt, und die Gute war mir nun behilflich, während das Kind von dem herzlosen Staate dem Doktor gerichtlich zugesprochen wurde, das Haus zu schmücken. Die Treppe faßten wir mit Guirlanden ein und ebenso die Thüren.

Das Wohnzimmer verwandelten wir in einen Blumengarten und das Schlafzimmer in eine Art von Palmenhaus. Es sah wundervoll aus, so daß Auguste meinte, noch nie etwas Entzückenderes gesehen zu haben. Die Ueberzüge waren ja auch wie frisch gefallener Schnee und leuchteten ordentlich durch die grünen Büsche, die pyramidenförmig vor den Betten aufgebaut waren. „Wenn die Ampel brennt, muß das Ganze einen Effekt machen, wie tausend und eine Nacht," sagte ich.

„Geradezu märchenhaft!" bestätigte Auguste, „wenn die Töpfe nur nicht so dumpfig nach dem Gewächshause röchen."

„Weißt Du was, Auguste," rief ich, „lauf rasch in einen Parfümerieladen und hole Orangenblüthenessenz, damit besprengen wir die Gewächse, und die Beiden glauben dann, sie wären in Nizza, wenn sie hier so hereintreten. Ich weiß von Italien her, wie sinnumschmeichelnd gerade Orangenduft ist."

Dies gefiel Augusten sehr; ich gab ihr eine Mark und sie rannte davon.

Während sie fort war, überzeugte ich mich noch einmal gründlich, daß es in dem Hause an nichts fehlte. Man konnte es für einen Puppenschrank halten, so allerliebst war Alles. Selbst für einen neuen Stiefelknecht war gesorgt; den hatte Onkel Fritz gestiftet.

Auguste hatte sich geeilt, und wir übertünchten den Modergeruch rasch mit der Essenz und gingen ab, denn wir hatten zu Hause ein kleines Frühstück, da die Trauung erst um vier Uhr sein sollte, und das Hochzeitsmahl im Englischen Hause um Fünfen.

Als wir ankamen, waren die Herren schon wieder retour und hatten Hunger. Herr Doktor Paber sagte mir einige liebenswürdige Worte und gratulirte, was ich ihm um so höher aufnahm, als Onkel Fritz Emmi fortwährend Frau Doktorin titulirte und die ganze Angelegenheit sehr auf die leichte Schulter nahm. Emmi benahm sich keine Idee anders als sonst, wenn der Doktor zu Besuch kam, und doch war sie nun schon verheirathet. Doktor Wrenzchen verhielt sich ziemlich still und das gefiel mir. Einmal mußte

er doch einsehen, welche Verantwortung er auf sich lud, als er anderer Leute Tochter zur Frau begehrte.

Das Frühstück verlief jedoch recht gemüthlich. Herr Dr. Paber brachte einen erquickenden Toast aus, wir stießen auf das Wohl des jungen Paares an und unterhielten uns, bis es Zeit war, an die Toilette zu gehen.

Zwischendurch wurden allerlei Hochzeitsgeschenke gebracht, manches Nützliche uud auch manches Unbrauchbare, wie z. B. zwei Champagnerkühler, da Doktor Wrenzchen doch sehr gegen den selbstgekauften Sekt ist, von den elf Doktoren zwei sehr schöne silberne Armleuchter und von Herrn Kleines ein Bassin mit Goldfischen, die Emmi jedoch nicht ausstehen kann. Onkel Fritz rieth ihr, die Fische grün zu kochen und den Napf zum Aufbewahren von Backpflaumen zu benutzen. Von der Polizeilieutenanten kam ein prachtvolles Brautbouquet aus Myrthen und Orangenblüthen, gerade als das Paar in die Brautkutsche stieg.

Wie reizend sahen die Beiden in dem feinen Wagen aus! Emmi in dem weißen Kleide mit dem duftigen Schleier und dem grünen Kranze auf den goldblonden Haaren war so lieblich, wie eine Braut an ihrem Ehrentage nur sein kann, und der Doktor, so glatt und nagelneu von Kopf bis zu Fuß, nahm sich so weihevoll aus, wie ein frisch eingebundenes Gesangbuch. Man konnte wirklich nichts an ihnen tadeln; es saß Alles.

Dazu die Brautjungfern mit ihren Bouquets und die vielen anderen Damen in eleganter Toilette und die Herren im Ballanzuge... es war eine stille Pracht. So prunkhaft hatte ich mir das Ganze doch nicht vorgestellt. Die sämmtliche Landsbergerstraße guckte aus dem Fenster, als wir nach der Kirche fuhren.

Wie nun die Beiden vor dem Altar standen, wurde mir sehr weich. Eine Mutter denkt doch auch an die Zukunft. Würde der Doktor auch wohl immer so gut zu ihr sein, wie mein Karl zu mir? Und was dann, wenn sie uneins würden und das Glück davonzöge? Was dann? Was dann?

Derselbe Pastor, der Emmi konfirmirt hatte, traute sie nun auch. Die Liebe hörte nimmer auf, sprach er, die wäre wie die Sonne, welche hell und klar aufgeht und unbeirrt

ihre Bahn wandelt. Und wenn auch Wolken sie bisweilen verdunkelten, so bräche sie doch wieder siegreich hervor, bis sie am Abend in mildem Feuer sanft verglühe. So sei die Menschenliebe. Und noch herrlicher sei die Gottesliebe, die nie vergehe, nie erlösche, wenn wir in Sorge und Erdenkummer auch vermeinten, sie wäre verschwunden. Aber wenn wir fest an sie glauben, so verläßt uns die tröstende Hoffnung nicht, und Ungemach und Leid müssen der ewigen Liebe weichen. — Dann ging er auf den Beruf des Arztes ein, der ihn oft von der Gattin Seite riefe, daß sie darob nicht unmuthig werde, sondern seine Wege segne, die ihn zu Kranken und Leidenden führen. Und ihm sagte er, daß Liebe nur mit Liebe vergolten werden könne, er solle sie lieb und werth halten, die ihm von ganzem Herzen vertraute und Vater und Mutter verließe, um ihm zu folgen.

Als die Ringe gewechselt wurden und der Pastor ihre Hände vereinigte, brach die Sonne seitlich durch das Fenster und beleuchtete das Paar mit goldigem Scheine. Die Klänge der Orgel brausten durch den weiten Kirchenraum, wie Festjubel über Glück und Freude. Auch ich war einigermaßen getröstet und dachte: „Der liebe Gott wird es schon gut machen; im Uebrigen siehst du nach dem Rechten, Wilhelmine."

Und nun ging das Gratuliren los. Es wurde viel geküßt und handgeschüttelt; Sonnenschein und Orgelklang dazu.

Als wir abfahren wollten, kam Emmi und flüsterte eilig: „Mama, sei so gut, nimm mein Bouquet und gieb mir das Deine." — — „Warum das, Emmi?" — „Siehst Du denn nicht, daß Orangenblüthen darin sind? — „Ja ... aber." — „Du weißt doch, Mama, daß Franz sie nicht riechen kann, sie machen ihm Kopfschmerzen!"

Ich stand noch wie versteinert, als die Brautkutsche schon längst davon gefahren war. „Herr im Himmelsthrone," dachte ich, „und wir haben den ganzen Palmengarten mit Orangenblütheneſſenz besprengt. — Auguste," rief ich, „Auguste, wir müssen lüften!" — — —

Wie ich eigentlich ins Englische Haus gekommen bin, das weiß ich nicht mehr; ich riß immer in Gedanken die Fenster in des Doktors Wohnung auf, zu Höherem konnte

sich mein Geist nicht aufschwingen. Und dann saßen wir endlich bei Tisch und aßen und tranken. Es schmeckte ihnen Allen gut, und da es ziemlich warm war, spülten sie auch ordentlich nach, wie sich das auf einer fidelen Hochzeit gehört. Ich allein konnte mich der allgemeinen Fröhlichkeit nicht anschließen und vermochte von den Gerichten immer nur ein wenig zu kosten, blos um zu wissen, was die Leute gekocht hatten. Sattessen indessen war nicht.

Ich hatte ja einen vortrefflichen Platz. Der alte Herr Wrenzchen führte mich zu Tisch und mein Karl des Doktors Mutter. Sie ist so sanft und gut und hält große Stücke auf ihn. Manches erzählte sie mir von seiner Jugend, wie er so rasch durch das Gymnasium gekommen sei und immer die besten Zeugnisse nach Hause gebracht habe, wie er nachher auf der Universität so solide und fleißig gewesen und dabei doch lustig und unverfroren. Das hörte ich sehr gerne, aber im Stillen mußte ich mir sagen: was nützen die besten Schulzeugnisse und die tugendhafteste Studenten-Solidität in der Ehe? Da kommt es manchmal ganz anders.

Emmi und der Doktor machten sich reizend schön nebeneinander hinter den großen Bouquets, die ihnen zu Ehren auf die Tafel gestellt waren, aber so oft ich hinsah, gab mir das Blumenwerk jedesmal einen Stich durch das Herz, weil es mich an die Orangenblüthenessenz erinnerte. Auguste, die gute, hatte mir zwar die Versicherung gegeben, daß alle Fenster sperrangelweit aufständen und der Geruch schon fast gänzlich abgezogen wäre, aber meine innere Unruhe wollte doch nicht weichen. Ich hatte schon die Idee, die ganzen Grünigkeiten wieder vom Gärtner abholen zu lassen, aber das ging nicht: was würde die Nachbarschaft davon gedacht haben? Außerdem waren sie für acht Tage gemiethet und im Voraus bezahlt.

Sonst sah die Tafel wirklich entzückend aus. Allein blos die elf Doktoren, denen man die höhere Bildung schon von ferne anmerkte, dazwischen immer abwechselnd eine junge oder doch wenigstens eine jüngere Dame, dann der Polizeilieutenant in der Sonntagsuniform, was unermeßlich schmückte, und alle die Anderen. Herr Weigelt hatte allerdings einen Frack von etwas sehr merkwürdigem Schnitt an, und seinen weißen Shlips hatte Auguste ein bischen gar

zu blau gekriegt, weil sie die kleinen Sachen in der Waschschüssel wäscht, aber er war so herzlich vergnügt und lächelte immer so gut beiwege vor sich hin, daß es auf sein Aeußeres gar nicht ankam. Er hatts ja auch nicht so dazu, wie Andere.

Onkel Fritz dagegen war von Kopf bis zu Fuß elegant: den Frack nach der neuesten Mode und die Lackstiefel zum ersten Male an. Wegen meiner oder wegen des jungen Paares hätte er sich ganz gewiß nicht in Unkosten gestürzt, aber um in den Augen seiner Tischnachbarin etwas vorzustellen, mußte er sich natürlich nobel machen. Und sie, die Erika, that bereits, als wären die Verlobungskarten schon heimlich gedruckt. Wenn Jemand an das Glas klopfte, um eine Rede zu halten, überfiel mich jedesmal die tödtliche Angst: „Jetzt wird das freudige Ereigniß publik gemacht!" und der Bissen im Munde ward mir zu Galle.

Und eine andere Verlobung, die ich so gerne gesehen hätte, kam nicht zu Stande. Ausdrücklich hatte ich Herrn Felix durch ein längeres Schreiben eingeladen, aber trotzdem lehnte er ab. Was soll das heißen? Ist es ihm peinlich, daß wir ihn neulich auf dem Bock in nicht gerade der besten Gesellschaft trafen? Warum soll ein junger Mann den Bock nicht einmal besuchen? Wir waren ja auch da! Als ich Betti Herrn Felix' Absage mittheilte, sprach sie zwar kein Wort, aber sie ward blaß, ganz blaß, wie eine Sterbende, daß ich fürchterlich erschrak. Gleich darauf war sie jedoch wieder ruhig und versuchte zu lächeln. Dann ging sie auf ihr Zimmer und kramte in ihren Schubladen, und als sie wieder herunterkam, that sie, als sei Alles beim Alten. Was kann da blos passirt sein? Er wird mich doch nicht verachten, weil ich das Lokal damals ohne meinen Willen verließ?

Ich hatte ihr Herrn Kleines als Tischnachbarn gegeben und sie schien sich auch ganz gut mit ihm zu unterhalten. Später erzählte sie mir, sie hätte nur die Hälfte von seinen Witzen verstanden, einige davon wären ihr unfaßbar gewesen und die anderen hätte er mit dem Essen hinuntergeschluckt. Es giebt ja Leute, die gleichzeitig den Mund voll haben und erzählen.

Sehr schöne Toaste wurden ausgebracht: ernste und

heitere und solche, die gar keine wurden, weil die Redner immer anderswo hinkamen, als worauf sie hinauswollten. Dr. Paber sprach im Namen seiner Kollegen und wünschte, daß der Doktor über sein neues Glück die alten Freunde, namentlich ihre gemüthlichen, wissenschaftlichen Abende nicht vergessen möchte. — Und der Doktor antwortete. Er versprach, die alte Freundschaft von dem Gymnasium und von der Universität her stets hoch zu halten; seine Frau werde gewiß damit einverstanden sein, daß er im Verein mit Kollegen die Wissenschaft pflege. — Und das verkündete er kaltblütig vor allen Hochzeitsgästen. Die Wissenschaft kenne ich doch: — Skat heißt sie. Aber das sind die Folgen vom Gymnasium und der Universität. Machen die guten Zeugnisse Emmi glücklich, wenn er ins Wirthshaus geht und sie allein zu Hause sitzen muß? Niemals.

Zwischendurch wurden Tafellieder gesungen, die eigens zu diesem Zwecke verfertigt waren. Dem Gebildeten macht ja das Dichten auch durchaus keine Schwierigkeiten, wenn er nur die Zeit dazu hat. Ein Lied jedoch, das Herr Kleines auf die Brautjungfern zu verfassen sich unterfangen hatte, war geradezu unglaublich. Die jungen Damen, welche mit meinen Töchtern verkehren, sind sammt und sonders aus wohlerzogenen Familien und denen hatte er zugemuthet, zu singen:

Schönheit ist gemacht zu lieben,
Ernste Stirne ziemt ihr nicht;
Ihren Hang zu sanften Trieben,
Sollen Mädchen nie verschieben,
Wenn die Jugend Rosen bricht.

Zum Glück ließ sich das Gereimsel nach keiner Melodie singen, und als daher mein Karl aufstand und verkündete: wir wollten lieber aufhören, da das Lied zu schwer sei, fiel mir ein reeller Mühlstein vom Herzen. Nach Tisch habe ich aber Herrn Kleines meine Meinung gesagt und ihm erklärt, er könne für die öffentlichen Blätter so viel dichten, wie er wollte, für Familien wäre jedoch seine Poesie ungeeignet.

Ich war froh, als das Tafeln ein Ende hatte, und Onkel Fritzens Verlobung nicht mehr in Szene gesetzt werden konnte. Während abgeräumt wurde, tranken wir im Nebensaal Kaffee, und dann ging der Ball an.

Dr. Wrenzchen und Emmi eröffneten ihn, dann folgten die elf Doktoren mit den Brautjungfern und einigen jüngeren Damen, was Onkel Fritz als Festordner so arrangirt hatte, weil er, wie er sagte, gerne einmal ein Dutzend tanzende Doktoren hinter einander sehen wollte. Es war auch einzig.

Wir Aelteren nahmen natürlich auch Theil an dem Reigen. Mein Karl und ich tanzten in Erinnerung an unseren eigenen Hochzeitstag einen Wehmuthswalzer. „Karl," sagte ich, „wir sind beide ein bischen kompleter als damals." — „Aber noch ebenso glücklich," antwortete er. — Ich schwieg. Konnte ich ihn an all' meinem Kummer betheiligen? Nein, das wäre grausam gewesen. Ueberdies ist das Weib ja zum Leiden und Dulden geboren.

Man mußte jedoch den elf Doktoren lassen, daß sie das Fest entschieden verherrlichten. Je weiter die Zeit rückte, um so mehr packten sie den gewohnten Ernst ihres Berufes ein und gaben sich dem Vergnügen hin, als wären sie wieder fröhliche Studenten. Und wie wußten sie die Damen zu unterhalten! Nun, ein Studirter versteht ja auch mehr als vom Wetter und vom Theater, und gute Tänzer waren sie Alle. Ich habe mit jedem einen Pflichttanz durchgemacht.

Als es schon ziemlich in die Nacht hineinging, wollte der Doktor aufbrechen. „Emmi amüsirt sich so prächtig," sagte ich und bat ihn, noch zu bleiben, wenigstens den Kotillon über. Jede Minute Lüftung war ja ein Gewinn. Er gab auch nach.

Nun war aber das Malheur mit Herrn Weigelt. Er kann ja Nichts vertragen, das ist wahr, aber warum mußte er auch noch tanzen und das immer mit den niedlichsten jungen Damen? Da kam es denn, daß er mit Polizeilieutenants Mila nicht schlecht hinschlug, worüber dieser ihn zur Rede stellte. Das wollte er sich nicht gefallen lassen, sondern erging sich in Redensarten und tanzte ruhig weiter. Als er nachher aber zärtlich gegen die Erika werden wollte, griff Onkel Fritz ihn und brachte ihn nach dem Herrenzimmer, wo es gediegenen Rothwein, Bowle und Hofbräu gab. Was sie da mit dem Unglückswurm aufgestellt haben, weiß ich nicht: genug, er befand sich in einem kläglichen Zustande, als Auguste mich angsterfüllt heranholte. Da saß er ganz

zerklüftet und nannte sich einen Rabenvater, der sein Kind zu Hause ließe und Orgien feierte. Sie sollten ihn nur gleich begraben, und ob Auguste ihm verzeihen könnte? Gottlob waren ja elf Doktoren da. Der eine rieth Eis an, der andere schwarzen Kaffee, der dritte Hofbräu, der vierte Salmiakgeist, der fünfte verschrieb schon Etwas. Aber Herr Weigelt ließ Keinen an sich kommen. In ihrer Verzweiflung schleppte Auguste meinen Schwiegersohn herbei, und zu dem hatte er Vertrauen; aber sobald der Doktor wieder gehen wollte, wimmerte er und bat ihn, zu bleiben, und hielt ihn fest. Und es war mittlerweile die höchste Zeit, daß das junge Paar verschwand, denn einzelne Gäste machten sich schon auf den Heimweg. Was war da zu thun?

Aber wozu ist mein Schwiegersohn Arzt, und wozu waren noch elf andere da? „Hat keiner von den Kollegen eine Morphiumspritze bei sich?" fragte er. Zum Glück kam ein halbes Dutzend zum Vorschein. Da wurde Herr Weigelt denn gepiekt, und nach zehn Minuten hatten sie ihn so total betäubt, daß er, von mehreren Doktoren begleitet, wie ein hilfloses Packet per Droschke nach Hause transportirt werden konnte. Es muß ein schrecklicher Anblick sein, wenn sie Jemand so gebracht bringen.

Als das junge Paar das Fest verließ, graute der Morgen schon; sie waren so ziemlich die Letzten. — Mein Karl meinte, es sei eine lustige Hochzeit gewesen, als er sich auf die rechte Seite legte. Lustig? O ja, für andere Leute, nur nicht für mich. Ich sah noch die Sonne aufgehen, ehe ich in eine Art von Betäubung fiel, die jedoch nicht lange dauerte, denn die Sorge jagte mich frühzeitig wieder auf. — — —

Am andern Morgen, um gegen Neune, machte ich mich auf den Weg nach Emmi. Es war mir unmöglich, länger im Hause zu bleiben, denn ich hatte das Gefühl, als sei irgend etwas Gräßliches passirt. Und so war es denn ja auch. — Meine Ahnungen haben mich noch nie betrogen.

Als ich klingelte, und die Magd mir öffnete, merkte ich gleich, daß nicht Alles richtig sei, denn als ich fragte: „Ist die Herrschaft schon zu sprechen?" erhielt ich ein langgedehntes „O ja!" zur Antwort, „Frau Doktorin sind oben." — Also allein. Ich hinauf. Der Schreck, als ich das

Kind sah. Du meine Güte! Auf dem neuen Sopha saß sie noch im Ballkleid und weinte, daß einem das Herz brechen konnte. „Kind, Emmi!“ rief ich, „was ist Dir?“ — „Ach, Mama, ich bin das unglücklichste Geschöpf der Welt!“ — „Nanu? Hat er Dich gar geschlagen?“ — „Wer?“ — „Wer anders, als Dein Mann, dieser Heuchler!“ — „Mama, kein Wort über Franz, er ist die Güte selbst. Du beleidigst mich, wenn Du ihn beleidigst.“ — Das sagte sie ganz energisch und hörte auf zu weinen. — „Aber Kind, was ist denn los?“ — „Du bist schuld, Du allein,“ rief sie. — „Da hört's doch auf!“ rief ich. „Ich? Schuld? Woran denn? Ist das der Dank dafür, daß ich Eurer Haus so poetisch schmückte?“ — „Du hast gewiß nichts Böses gewollt,“ entgegnete Emmi vorwurfsvoll, „aber warum hast Du Alles mit Orangenblüthen begossen?“ — „Wieso denn? Was sagte er?“ — „Als wir ankamen, freute er sich sehr über die Blumen auf der Treppe, dann faßte er mich an der Hand und führte mich ins Wohnzimmer. „Dies ist unser Heim,“ sagte er, „mein liebes kleines Weib. Mit uns ist das Glück über die Schwelle getreten; daß wir es halten, dafür wollen wir sorgen!“ — Er zog mich an sich und küßte mich. „Wo kommen nur die vermaledeiten Orangen her?“ fragte er mit einem Male. — Wir suchten aber wir entdeckten keine. Da zuletzt fand er denn heraus, daß die Palmen im Schlafzimmer so strenge dufteten.“ — „Schalt er?“ — „Nein, er sagte nur, Deine Mutter hat es freilich gut gemeint, aber die Gewächse müssen hinaus.“ — „Da rieft Ihr das Mädchen?“ — „Bewahre, was sollte die? Wir hätten uns ja vor ihr genirt. Ich faßte mit an, und wir schleppten die Töpfe auf den Korridor. Das war sehr scherzhaft, und wir lachten viel dabei. Als wir damit fertig waren, und er sagte, es sei nett, eine Frau zu haben, die sich vor der Arbeit nicht scheute, da — — —“ — „Na und da?“ — „Da klingelte es, und er mußte fort zu seinem Patienten, der so schwer krank ist.“ — „Nun daran bin ich doch nicht schuld?“ — „Ich komme so bald als möglich wieder,“ sagte er. — „Ich warte,“ rief ich ihm nach. „Und ich wartete, und er kam nicht. Ich ging auf und ab. — Er kam nicht. Ich sah aus dem Fenster seiner Arbeitsstube. Er kam nicht. Ich setzte mich nieder. Er kam immer noch

nicht. Ich fing an zu weinen, aber ich hielt an mich und dachte an die schönen Worte, die der Pastor über Franzen's Beruf gesagt hatte. Ich nahm mir auch vor, eine richtige Doktorin zu werden, aber es wurde mir übermenschlich schwer. Um auf andere Gedanken zu kommen, nahm ich ein Buch, nur um drin zu blättern." — „Eins von seinen Büchern?" — „Das große da. Als ich es aufschlug, erblickte ich einen zerfetzten Menschen. Ich schrie laut auf." — „Und ich sagte ihm doch, er sollte die alten ekelhaften Bücher nach dem Boden schaffen!" — „Nun fing ich an, mich zu graulen. So ganz allein bei den Büchern, o, wie war mir zu Muthe." — „Du armes Kind. Dies ist schauderhaft." — „Um halb sieben schickte er nach seinen Instrumenten und ließ sagen, er müßte operiren, wenn es so weit sei. Und nun ist er noch nicht wieder zurück!" — Sie brach von Neuem in Thränen aus.

Nach längerer Zeit gelang es mir jedoch, sie zu beruhigen. Ich half ihr Morgentoilette machen und überredete sie, sich ein wenig niederzulegen. Das that sie denn, und da Jugend ihren Schlaf haben will, schlummerte sie bald ein.

Als sie schlief, schlich ich mich hinaus und untersuchte den Klingelzug von der Nachtglocke. Es war ein ganz gewöhnlicher Draht. „Was willst Du den Doktor noch erst abwarten?" sagte ich. „Es giebt ja doch nur eine Szene wegen der verabsäumten Hochzeitsreise und der abscheulichen Bücher. Geh' lieber deiner Wege, Wilhelmine!"

Ehe ich aber ging, holte ich eine Scheere aus Emmi's Nähtisch und knipste den Draht unten an der Hausthür mitten durch.

„So," sagte ich, „nun laß sie läuten!"

Nach der Hochzeit.

Man mag es machen, wie man will, seinen Aerger und seine Nackenschläge bekommt man doch, die werden einem förmlich angeboren.

Daß die Polizeilieutenanten es in einer Gesellschaft für sehr dickthuerisch gehalten hat, daß wir die Hochzeit im Englischen Hause gaben, will ich ihr gerne verzeihen, denn unter uns gesagt: sie stammt aus kleinlichen Verhältnissen, aber daß sie gesagt hat, in der Bowle wäre mehr Selterwasser als Champagner gewesen, das ist eine Verleumdung. Es war Alles vom ersten Ende, denn wenn ich etwas gebe, dann gebe ich es gut. Ich kann ihr jeden Tag die Rechnungen zeigen. Außerdem möchte ich wissen, ob wir die elf Doktoren so vergnügt mit Selterwasser gekriegt hätten?

Aber das ist das Wenigste; den größten Aerger hat mir die Krausen bereitet, und noch größeren Onkel Fritz.

Ich hatte der Krausen abgeschlagen, ihren kleinen Eduard mitzubringen, da Hochzeiten keineswegs für Kinder sind. Aber um ihr zu zeigen, daß ich durchaus nicht so sei, bat ich sie, den kleinen Eduard am folgenden Tage zu uns zu schicken, da sollte er denn Kuchen haben und allerlei gute Sachen, die vom Frühstück übrig geblieben waren.

Hätte sie Takt besessen, so würde sie gesagt haben: „Ich danke Ihnen sehr für die Freundlichkeit, aber einen Tag nach der Hochzeit kann ich Ihnen den Jungen doch wohl nicht zumuthen.“ — Aber Gott bewahre!

Also Eduard trat an. Da Betti nicht die geringste Lust hatte, sich mit ihm zu beschäftigen, so mußte ich mich mit ihm abgeben, und da Knaben in seinem Alter schluckgierig sind wie die jungen Wölfe, sorgte ich denn dafür, daß er Etwas zu präpeln bekam.

Er ließ sich auch gut schmecken, was ihm vorgesetzt wurde, Chokolade und Torte und einen ganzen Teller voll kleinem Gebäck, von dem wir noch öfters hätten gut haben können. Als er damit fertig war, fragte ich: „Soll Tante Dir noch eine schöne große Stulle schneiden!“ — „Nein,“ sagte er, „Stullen mag ich nicht.“ — „Soll Tante Dir noch

eine Tasse Chokolade einschenken?" — „Du bist ja gar nicht meine Tante," lachte er. — „Du hast mich doch sonst immer Tante genannt." — „Ja, als ich noch klein war," entgegnete er. „Mama hat mir verboten, zu All und Jeder Tante zu sagen; das thun nur ganz gräßlich kleine dumme Kinder. Aber ......" — Er schwieg plötzlich. Halt, dachte ich, hier sitzt es, und fragte lächelnd weiter: „Nun, aber?" — „Du könntest ja meine Tante werden, wenn Hochzeit wird. Dann komme ich auch mit." — „Hochzeit? Mit wem denn?" Er lachte. „Nun, Eduardchen, sag' doch. Mit wem?" — „Aeh, wie Du dumm bist; das weißt Du nicht einmal?" — „So sag' doch: ich verrathe nichts." — „Aeh, wie Du neugierig bist. Nun kriegst Dn es gar nicht zu wissen." — Und dabei grinste die Kröte mich so infam an, daß es mir in den Fingern kribbelte — aber, ‚Gewehr in Ruh' beherrschte ich mich, denn nun wollte ich auf den Grund sehen, ob sie Onkel Fritz wirklich verkuppelt hatten, einen so hübschen gebildeten Mann in den besten Jahren, der die ausgezeichnetsten Partien machen kann? Ich danke. — „Eduardchen," fragte ich, „magst Du gern Himbeergelee?" — „Du giebst mir ja doch keins." — „Gewiß." — „Aber ich sage doch nichts." Wäre ich meinen natürlichen Empfindungen gefolgt, so hätte ich den Jungen jetzt an die freie Atmosphäre gesetzt, und das wäre auch wohl das einzig Richtige gewesen, aber in meiner Verblendung stand ich jedoch auf und holte das Himbeereingemachte. Es war so wie so überjährig.

„Sag' einmal," fing ich darauf so ganz verloren an, „Onkel Fritz kommt wohl oft bei Euch zu Besuch? — „Neulich war er erst da." — „Blieb er lange?" — „Das weiß ich nicht." — „Ihr freut Euch wohl sehr, wenn er kommt?" — „Ach nein, er ist immer so unangenehm gegen mich." — „Das muß er nicht. Aber Papa freut sich wohl über seinen Besuch?" — „Papa freut sich, wenn Mama es haben will." — „Und Tante Erika, was sagt die dazu?" — „Die muß immer ihr bestes Kleid anziehen." — „Du hast Tante Erika wohl sehr lieb?" — „O ja, wenn ich mit zur Hochzeit komme." — „Dafür will ich schon sorgen, daß Du mitkommst." — „Das glaub' ich nicht, sonst hätte ich diesmal mitdürfen. Mama hat aber gesagt, Du wolltest nicht." — „Ihr sprecht wohl schon viel von der Hochzeit?" — „Das weiß ich

nicht." — Nun hatte er sein Gelee von dem Teller bereits abgeleckt.

„Das weißt Du recht gut. Aber sage Deiner Mama nur: erstens dächte Onkel Fritz gar nicht daran, sich zu verheirathen, und zweitens thäte sie unrecht, von Hochzeiten zu quatschen, die nie sein werden. Onkel Fritz ist liebenswürdig gegen jede Dame, ohne daß gleich von Heirathen die Rede ist. Und nun glaube ich, bist Du satt und kannst nach Hause gehen."

Ich war ordentlich erleichtert, als die Range das Haus verlassen hatte. Nicht einmal bedanken that er sich; aber das kann man bei einer Erziehung auch nicht verlangen, wo der Vater eine Null ist und die Mutter sich Alles von dem Jungen gefallen läßt.

Es dauerte keine halbe Stunde, als die Krausen angetrabt kam. Allein schon wie sie an der Klingel riß: man hätte glauben können, Berlin sollte untergehen.

Sie käme nur auf einen Augenblick, sagte sie. Aber sie müßte sich aussprechen. „Bitte," sagte ich, „nehmen Sie Platz." — Und nun ging es los. Sie hätte immer große Stücke auf mich gehalten, aber das fände sie nicht hübsch, daß ich die Kinder anderer Leute einlüde, um sie auszufragen, wie es in anderer Leute Familien herginge. Was in ihrem Hause passirte, das könnte Jedermann wissen, aber durch ihren Knaben ließe sie sich keine guten Rathschläge geben. Ich ließ sie ausreden, denn gegen an konnte ich doch nicht; ihr gingen ja die Sprechwerkzeuge wie eine Zahnbürste im Munde. „Meine beste Frau Krausen," sagte ich dann, „es fällt Niemand ein, anderen Leuten Vorschriften zu machen, aber sie können es mir nicht verdenken, wenn ich nicht wünsche, daß man meinen jüngeren Bruder mit irgend einer Beliebigen verheirathet." — Davon wäre gar keine Rede und mir könnte es gleich sein, welches Kleid ihr Hausbesuch anzöge. Darüber brauchte ich mich nicht aufzuhalten.

Wer das gethan hätte? „Nun Sie, meine Liebe, mein Eduard hat mir Alles wieder erzählt, das Kind hat ein so wunderbares Gedächtniß." — Dann hätte das Kind geflunkert. — Wie ich so etwas sagen könnte. — „Er hat von dem Kleid erzählt!" rief ich erbost, „nicht ich." — Das

unschuldige Kind, so etwas fiele ihm ja gar nicht ein. — „Habe ich denn etwa gelogen?" — „Bewahre, das sage ich ja nicht ... Aber Sie haben dem Kinde Himbeergelee gegeben und es ausgehorcht, und ihm, was weiß ich Alles erzählt, und nun sitzt meine Cousine da und ist grenzenlos herunter. Sie haben das arme Mädchen mit Ihrem Bruder Fritz ins Gerede gebracht ... jetzt ist es seine Ehrenpflicht, sie zu heirathen.

Ich war wie erschlagen. Ich mußte ein paar Mal Athem holen, ehe ich einen Ton reden konnte. „Was? Ich? Nein, meine Beste, Sie wollen diese Partie. Sie haben darauf zugestrebt." — „Denke nicht daran!" — „Woher weiß Ihr Eduard denn Bescheid?" — „Der Himmel mag wissen, was Sie Alles aus dem harmlosen Kinde herausgefragt haben." — „Aber er sagte doch, daß er mit zur Hochzeit kommen sollte, wenn Erika und Onkel Fritz ...."

„So?" — Dies So war so lang wie die Chausseestraße mit der Müllerstraße daran. „Da sind Sie irr', meine Beste. Das Kind wollte so gerne auf Emmi's Hochzeit, aber da Sie es durchaus nicht zugaben, trösteten wir den Kleinen und sagten, er sollte mit, wenn Tante Erika Hochzeit gäbe." — „So? und mit wem, wenn ich fragen darf?" — „Mit wem? das war ja ganz gleich, wenn Eduard sich nur zufrieden gab. Namen sind gar nicht genannt worden. Haben Sie dem Kinde vielleicht irgend einen Namen auf die Zunge gelegt? Wir sind viel zu vorsichtig in solchen Dingen."

„Aber Eduard sagte, er wüßte Alles, er wollte nur nichts sagen ...." — „Kennen Sie die Kinder denn nicht besser? Wie oft sagen die kleinen Seelen aus Scherz: ich weiß Etwas, was Du nicht weißt, und hinterher wissen sie wirklich nichts. Eduard ist ja immer so spaßhaft. Nein, meine Beste, auf Kinderreden kann man nichts geben, und Sie hätten deshalb nicht nöthig gehabt, mir durch den Kleinen gute Lehren sagen zu lassen. Und was meine Cousine betrifft, so wird Ihr Herr Bruder gewiß ehrenwerth handeln. Darüber spreche ich mit ihm." — Und süß lächelnd ging sie wieder.

Soll ich nun noch den Aufstand erzählen, den ich am selbigen Abend mit Onkel Fritz hatte? Die Krausen war bei ihm gewesen — extra zu ihm gerannt — und er kam

in der gehörigen Verfassung an. Aeußerlich schien er ziemlich ruhig, aber die Augenbrauen saßen ihm dicht aneinander; er grollte innerlich nicht schlecht. „Was meinst Du nun, Wilhelmine," fragte er, „wenn ich jetzt gleich auf der Stelle meinen Antrag mache? Ich habe ihr die Cour geschnitten, das gestehe ich gerne zu, allein mich in keiner Beziehung gebunden; aber nun liegt die Sache anders." — „Also, Du findest sie passabel?" — „Mehr als das, aber zum Heirathen war ich keineswegs entschlossen." — „Und nun?" — „Die Krause sagt, daß sie über das Geschwätz untröstlich ist. Sie ist gekränkt, Wilhelmine, sie leidet. Kann ich das mit ansehen?" — „Hast Du denn das gesehen?" — „Nein, die Krause sagt es." — „Die lügt!" — „Wilhelmine!" — „O, vertheidige sie nur. Die ganze Familie lügt; sie, der abscheuliche Junge, der Vater ... nein, der nicht, der ist ein Nachtwächter." — „Erika auch?" — „Fritz, thu' mir den Gefallen und rede nicht so familiär von ihr. Bedenke Deine Zukunft. Sie hat keinen Groschen."

„Ich verdiene mehr, als sie und ich gebrauchen werden." — „Fritz! Du denkst doch nicht im Ernste an die ... die ..." — „Kein Wort weiter, Wilhelmine. Ich bin selbstständig und thue, was ich will. Adje!"

Er ging.

Am anderen Tage erwartete ich eine Anzeige von Onkel Fritzens Verlobung, statt dessen erfuhr ich, daß die betreffende Erika Knall und Fall in ihre Heimath zurückgereist sei. Wer soll daraus klug werden? Frage ich Onkel Fritz darnach, so sagt er kalt lächelnd: „Gieb mir erst Himbeergelee, dann sollst Du Alles wissen." — Diesen Winter arrangire ich Liebhabertheater, und dann werde ich es schon so einrichten, daß er das Haidekraut vergißt.

Wie gesagt, man kommt nicht aus den Sorgen heraus, weder vor, noch nach der Hochzeit.

❦ ❦

Die erste Gesellschaft.

Es ist ja ganz natürlich, daß jung verheirathete Leute, wenn sie sich erst ein wenig ausgesprochen haben, daran denken, einen geselligen Kreis zu etabliren, damit etwas Abwechselung in das Einerlei des Daseins gelangt, das meistens ziemlich immer dieselbe Guitarre ist. Wozu hat man auch die neue Einrichtung, den Ausziehtisch, das komplete Service mit Zwiebelmuster, das feine Gedeck und die zwölf Renaissancestühle mit echten gothischen Lehnen, wenn man sie den Leuten nicht zeigen kann? Der Doktor und Emmi können doch nicht allein auf dem Dutzend Stühle herumrutschen, ganz abgesehen davon, daß es wahre Marterbänke sind, die man noch drei Tage hernach im Kreuz verspürt, wegen ihren steilen Lehnen. Aber Er wollte sie ja so haben.

Ich bin durchaus nicht ruhmredig, aber ich kann wohl sagen, daß Emmi eine Erziehung genossen hat, die sich sehen lassen kann. In der Schule das Ideale, wie die Klassiker, Botanik und Zeichnen, bei einer verwittweten Regierungsräthin die feinen Handarbeiten und im Hause das Praktische, und mir däucht, die Bouletten, wie Emmi sie bei mir gelernt hat, braucht der Doktor keineswegs eine ungeeignete Nahrung zu nennen. Mein Karl ißt sie stets sehr gerne und Brot muß hinein.

Das Gesellschaftgeben ist jedoch eine längere Erfahrungssache, und deshalb hielt ich es für meine Pflicht, dem Kinde mit Rath und That zur Seite zu stehen, denn wenn dem Doktor die Meinung Anderer auch gleichgiltig ist, mir kann es nicht passen, wenn es nachher heißt, die Gesellschaft hätte keinen Schick gehabt. So etwas fällt immer auf die Mutter zurück.

Zuerst war zu bedenken, wer Alles eingeladen werden sollte. Wir kamen dabei auf zweiundzwanzig Nothwendige, aber dies ging nicht an, weil nur zwölf Stühle vorhanden sind, weshalb getrennt werden mußte. Der Doktor sagte, er wollte die Bekanntschaft in zwei Garnituren eintheilen, in eine jüngere und eine ältere, und mit der jüngeren Garnitur den Anfang machen. Das hieß mit anderen Worten: „Verehrte Schwiegermama, für Sie wird nicht mitgekocht." —

Ich erwiderte mit dem Rest des mir zu Gebote stehenden Lächelns: „Ganz, wie Ihnen beliebt, wir brauchen dann nicht so viele Umstände zu machen.“ — Er entgegnete, es fiele ihm nicht ein, zu knausern, einen anständigen Happen-Pappen müsse es geben, das sei man in Berliner Bürgerkreisen gewöhnt. Ueber die Verhältnisse hinaus wollte er jedoch auch nicht gehen. — „Was denn zum Beispiel?“ fragte ich. — „Krebse,“ sagte er, „die sind noch prachtvoll und sehr billig, weil die meisten Leute glauben, die Krebszeit wäre mit dem August vorbei; Micha läßt mir die besten aussuchen, da wir befreundet mit einander sind.“ — „Gut,“ erwiderte ich, „also von den billigen Krebsen. Und dann?“ — „Gans,“ meinte Emmi. — „Eine Gans ist zu theuer und verschlägt nicht genug,“ sagte der Doktor, „Kalbskeule thut mehr aus, namentlich wenn reichlich Sauce und Kartoffeln dabei gegeben werden.“ — „Kartoffeln in Massen sind sehr unfein,“ wagte ich zu bemerken. — „Wem sie nicht fein genug sind, der braucht sie nicht zu essen,“ sagte der Doktor. — „Und die süße Speise?“ fragte ich. — „Irgend so ein Brei von Reismehl,“ bestimmte der Doktor, „damit kommt man am weitesten.“ — „Warum nicht lieber gleich Plötzenseeer blaue Grütze?“ rief ich, diesen Vorschlag mit einem leichten Anflug von Scherz abweisend. — „Das kann ja Jeder machen, wie er will,“ erwiderte der Doktor. — Man wird eben in dem Hause nicht verstanden.

Als ich heimkam, fragte mein Mann mich nach dem Resultat der vorbereitenden Sitzung. „Karl,“ sagte ich, „es wird nahrhaft zugehen, aber den Reismehlkleister werde ich schon hintertreiben. Blamiren soll meine Tochter sich nicht.“ —

Emmi, das ahnungslose liebe Wesen, war überglücklich in dem Gedanken, ihre erste Gesellschaft zu geben, und zeigte sich deshalb mit Allem einverstanden, was Er beorderte, denn als ich ihr sagte, daß wenigstens eine Torte heran müßte, antwortete sie, daß sie schon eine Probe gekocht habe, die ihr Mann vorzüglich gefunden hätte, zumal der große Topf voll höchstens auf achtzig Pfennige zu stehen käme. — „Hast Du denn die Eier mitgerechnet?“ Es ginge auch ohne Eier, meinte sie. Ich konnte nichts mehr ändern.

Mit wahren Sorgen erwartete ich daher den Tag der Gesellschaft. Mein Karl und ich und Betti waren geladen;

so viel Anstandsgefühl hatte der Doktor doch gehabt, die Angehörigen seiner Frau nicht zu übergehen. Dann hatten sie noch Weigelts gebeten, Herrn Dr. Paber, Assessor Lehmann mit Frau, Herrn Kleines und Fräulein Kulecke. Das Dutzend Stühle war ausgerechnet besetzt.

„Was in aller Welt wollt Ihr mit Weigelts," fragte ich Emmi, als wir am Nachmittage gemeinschaftlich den Tisch deckten. — „Er ist zwar ein bischen Trompeter," antwortete sie, „aber Franz meint, er spielte ganz gut Skat." — „Skat?" rief ich entsetzt. — „Nun ja doch," sagte Emmi, „es werden gerade zwei Partien komplet." — „Und was sollen die Damen anfangen, wenn die Herren Nichts hören und sehen, als ihr verwahrlostes Spiel?" — „Dafür ist die Kulecken gebeten, die wird uns etwas deklamiren, denn sie hat ein ungemeines Organ." — „Wie ein Feldwebel," fügte ich bitter hinzu. —

Um Achten kamen die ersten, das heißt wir Buchholzens hatten uns etwas früher eingefunden, um im Nothfalle die Honneurs zu machen. Es ließ sich nicht leugnen: die Wohnung nahm sich blendend aus.

Alles neu und propper, Grünes vor den Fenstern, ein Blumenkörbchen auf dem Sophatisch, die Lampen hell und freundlich, und Emmi, halbschüchtern wie eine junge Fee, wartete auf ihre Gäste.

Weigelts kamen ziemlich unfein mit dem Glockenschlag. Emmi begrüßte Auguste herzlich, und Herr Weigelt sagte, er wüßte die Ehre sehr zu schätzen, daß man Auguste und ihn eingeladen hätte. Natürlich hatte er wieder einen Shlips um, wie ihn kein Mensch mehr trägt. Dann kam die Kulecken, die mit ihrer Baßstimme die Wohnung außerordentlich poetisch fand, hernach trat Dr. Paber an, der, gebildet, wie er immer ist, einige sehr verbindliche Worte für mich hatte und mich vom letzten Male her, daß wir uns sahen, überraschend verjüngt und geistig frisch fand.

Assessor Lehmann, einer von Seinen intimen Freunden, hatte sich, obgleich die anderen im Ueberrock waren, in einen Frack gezwängt, der den Doktor zu einigen Witzen veranlaßte, worüber Herr Lehmann noch verlegener wurde, als er schon beim Eintritt war. Die Frau sagte auch nicht viel.

Herr Kleines war der Letzte und hatte sich ein Paar

rothbraune Handschuhe über die Finger gezogen, daß er aussah, als hätte er eben Blutwurst gemacht; der Himmel mag wissen, welcher Gesellschaftsklasse er mit solchen Aeußerlichkeiten imponiren will?

„So," sagte ich zu Emmi, „nun wollen wir die Krebse aufsetzen, die jüngere Garnitur ist ja beisammen. Bleibe Du nur bei den Gästen —."

„Sind das die Krebse alle?" fragte ich das Mädchen in der Küche. — „Ja wohl, Madame!" — „Die langen nicht." — „Es giebt ja noch Braten und Speise." — „Wo ist die Speise?" — „Drin in der Kammer." — Ich nahm ein Licht und ging in die Kammer. — Richtig, da standen drei Schüsseln mit dem Brei. Ich probirte — keine Kraft und kein Saft; man hätte ebensogut die Zunge zum Fenster hinaushängen können. „Nun," dachte ist, „es ist ja Sein Wille."

Als ich kopfschüttelnd die drei Unglücksnäpfe ansah, hörte ich etwas krabbeln und surschen. „Was mag das sein?" fragte ich mich und leuchtete in der Kammer herum. Das Geräusch kam aus einem Korbe unter dem Tisch. Was war drin, als ich den Deckel abnahm? Krebse, und was für welche, wahre Riesen.

„Da sind ja noch welche!" rief ich entrüstet, „und Sie sagen, es wären keine mehr da?" — „Lass' Madame die man stehen, die hat der Herr selbst für morgen ausgesucht. Die ißt er allein zum Frühstück!" — „Erst kommen die Gäste," erwiderte ich und wollte die eben entdeckten Krebse in den Kessel werfen, aber die freche Person stellte sich vor den Feuerherd und schrie: „An den Herd lasse ich Niemand 'ran, und wenn es dem Deubel seine Schwiegermutter wäre!" — „Das wollen wir sehen," entgegnete ich, und ging Emmi holen. Es war Er, der aus dieser Person sprach, das merkte ich nur zu gut, aber diese Partei durfte nicht recht behalten, Emmi mußte mir beistehen. Emmi folgte mir willig, als ich sie herausrief. „Kind," sagte ich, als wir auf dem Flur waren, „Euer Mädchen hat mich eben tödtlich beleidigt; entweder sie bittet mich fußfällig um Verzeihung, oder ich verlasse Euer Haus auf der Stelle." — „Aber, Mama, was ist denn geschehen?" — Ich erzählte ihr, was vorgefallen war. „Gewiß hast Du angefangen, Mama." —

„Was? Du stellst Dich auf die Seite dieser Kreatur?" — „Sie hat sich noch nie etwas zu Schulden kommen lassen." — „Du kündigst ihr sofort." — „Unmöglich; sie ist so tüchtig und wir sind so zufrieden mit ihr." — „Also Du opferst Deine eigene Mutter dieser respektwidrigen Person? Gut!" —

In diesem Augenblick kam der Doktor heraus, dem die Krebse schon zu lange ausblieben. Und dabei waren sie noch nicht einmal im Kessel. „Herr Doktor," sagte ich mit Würde, „Sie werden nicht dulden, daß man mich in Ihrem Hause beleidigt." — „I, wo werd' ich?" entgegnete er. „Kommen Sie nur rein in die gute Stube. Ihnen soll kein Mensch etwas thun." — Ob er glaubte, daß ein Scherz englisches Pflaster für die Wunden sei, die das ausgeborene Scheusal von Köchin mir geschlagen hatte? Ich hielt es für meine Pflicht, ihm Alles genau auseinander zu setzen, wie ich die Krebse hätte rascheln gehört, und wie die impertinente Person wissentlich gelogen hätte, wie ich das Recht gehabt hätte, entrüstet zu sein, wie sie sich vor den Herd gestellt hätte und mit welch pöbelhaften Ausdrücken sie sich gegen mich benommen. Und was sagte Er? „Das ist ja nur äußerlich, Schwiegermamachen. Seien Sie kein Frosch und kommen Sie herein." — „Nein," rief ich, „entweder die Person geht, oder ich!" — Emmi stand rathlos, der Doktor suchte sie zu trösten, und aus der Küche vernahm man, wie der Koch-Drache mit der Kohlenschippe und dem Geschirr herumwarf, als seien dort unklug gewordene Wilde zu Gange. „Da hören Sie, wie sie tobt," rief ich, „und so etwas dulden Sie in Ihrem Hause? Das ist ja eine nette Zucht."

Nun kam mein Karl, um zu sehen, wo wir blieben. „Die Uhr ist schon nach Neune," rief er, „wir sind Alle sehr hungrig." Ich erzählte ihm, was passirt war, was die Köchin gesagt hatte, was Emmi sagte, was der Doktor sagte und was ich sagte. „Hier ist meines Bleibens nicht länger," schloß ich. — Mein Karl überlegte einen Moment. „Wilhelmine," sagte er dann ruhig, „verdirb den jungen Leuten nicht die erste Gesellschaft. Mische Dich nicht in ihre Angelegenheiten; Du weißt doch, als wir jung verheirathet waren, ging auch nicht Alles am Schnürchen, wie nachher später. Es sind lauter gute Freunde da, die weniger

darauf sehen, daß Alles vollkommen ist, als daß man gerne giebt —." — „Und sich die größten Krebse für den andern Tag zurücklegt," rief ich. — „Wilhelmine, wir sind hier zu Gast. Ich bitte Dich, sei liebenswürdig." — Er nahm mich unter den Arm und führte mich zu der Gesellschaft. Emmi ging in die Küche.

In der Gesellschaft herrschte ein Ton, wie bei einem Begräbniß, selbst die Späße, welche Herr Kleines zum Besten gab, fanden nur Anstandsbeifall. Laut gelacht hat außer ihm Niemand darüber. Natürlich waren alle überhungrig, denn Leute wie Weigelts sparen am Mittagbrod, wenn sie auf den Abend eingeladen worden sind. Es war daher wie eine Erlösung, als Emmi sagte, es sei angerichtet.

Der Doktor führte die Assessorin Lehmann, der Assessor die Weigelten, Herr Kleines meine Betti, mein Karl die Emmi, Herr Weigelt die Kulecken und Dr. Paber mich.

Die paar Krebse waren bald geliefert. Emmi aß einen und ich dankte überhaupt, damit doch einige für die Gäste nachblieben. Der Doktor aber hielt sich daran und bemerkte, sie wären trefflich von Salz.

„Es sind wohl die allerletzten der Saison, Franz?" fragte Dr. Paber, als er auf mein Nöthigen noch einen Krebs aus der Schüssel nahm, die ja so gut wie leer auf den Tisch gekommen war. — „Nun ja, mein guter Paber," antwortete der Doktor, „so viele giebt es natürlich nicht mehr wie im Sommer. Aber man überladet sich nicht und kann auch noch von dem Folgenden essen."

„Gesünder ist es," bestätigte Dr. Paber. — „O," sagte ich, „es giebt Leute, die zum Frühstück ein ganzes Schock essen." Dies bezweifelten sowohl Dr. Paber als Emmi's Gemahl. — Ich wußte aber, was ich wußte. — Heuchler!

Dann kam die Kalbskeule; Emmi hätte Ihm sagen müssen, daß wir Alle uns garnichts daraus machen, wenn sie auch Sein Magenelixir ist. Sie war besser als ich erwartet hatte, nur die Sauce war zu reichlich und zu dünne. Und solche Köchin behält man! Dr. Paber brachte den ersten Toast aus, nachdem der Doktor, wie das so Mode ist, seine Gäste willkommen geheißen hatte. Dr. Paber spricht sehr gut, aber er war doch nicht genau unterrichtet, denn er wünschte dem jungen Hause Glück und Frieden, wie bisher.

Auf das Glück stieß ich mit an, denn ich bin keine Rabenmutter, aber über den Frieden mußte ich innerlich ein Hohngelächter aufschlagen. Friede mit einem solchen Trampel von Mädchen in der Küche! Lächerbar!

Herr Kleines hielt darauf eine gereimte Tischrede, Jeder kriegte seinen Vers. Auf mich hatte er gedichtet: „Schwiegermütter sind oft Fluchholz — ausgenommen ist die Buchholz.“ Sie lachten Alle darüber, nur Herr Weigelt nicht und ich nicht. Er nicht, weil er den Mund gerade voll Kartoffeln hatte, und ich nicht, weil ich mich verletzt fühlte, denn Fluchholz ist kein deutsches Wort und nur eine Marlice, die der Reim mit sich bringt. Ist aber die Poesie dazu da, den Nebenmenschen Unannehmlichkeiten zu bereiten? That Lessing je so etwas? O nein, er war tolerant! Wenn Herr Kleines hingegangen wäre, die Rieke in der Küche anzusingen, mir wäre es recht gewesen, die hätte ihm schon festen Dichterlohn ausgezahlt. Ich aber schwieg und litt.

Daß mir in dieser Stimmung der Reismehlpamp erst recht nicht mundete, das wird begreiflich sein. Herr Kleines aber aß davon, wie ein deutscher Dichter, dem der Hungerriemen abgenommen worden ist, wie Herr Dr. Paber treffend bemerkte, dessen männliche Geschmacksorgane sich auch gegen diesen libberigen Kinderbrei sträubten. „Die Speise schmeckt wie das Nichts, aus dem die Welt geschaffen wurde,“ sagte ich. — „Ganz derselben Ansicht,“ entgegnete er, „nur wagte ich sie nicht zu äußern.“ — Ueberhaupt muß ich sagen, Herr Dr. Paber beobachtet sehr gut und ist hochgebildet, und wenn Betti Eindruck auf ihn machte, ich würde ihn, wenn auch nicht gerade ermuthigen, so doch auch nicht mit Hindernissen abschrecken. Wer nun noch nicht satt war, der konnte sich an Butterbrod und bereits davoneilenden Kuhkäse halten. So sehr die Geruchsnerven Anderer auch davon beleidigt werden, so arg ist Er darnach.

Wie Alles, so nahm auch das Mahl ein Ende... nur die Speise nicht, die hätte noch für 'ne Bauernhochzeit gereicht, wo sie bekanntlich drei Tage essen.

Nach Tisch setzten die Herren sich an die Spieltische und wir Damen blieben unter uns. Die Assessorin Lehmann war mittlerweile aufgethaut und erzählte allerlei allerliebste kleine Schnurren und verstand so niedliche Legespiele mit

Zündhölzchen, worüber man sich den Kopf ordentlich zerbrechen mußte, daß wir uns recht nett amüsirten. „Wie traurig," dachte ich, „daß ich dies Haus später nur als Besuch betreten kann, ohne abzunehmen, nur im Fluge, ganz wie zufällig."

Die Herren spielten eifrig und tranken Patzenhofer Bier dazu. Wenn sämmtlich ausgetrunken war, machten sie eine General-Einschenk-Pause, wie Dr. Paber scherzend bemerkte, damit nicht so viel Zeit vergeudet würde. Eine solche Pause benutzte nun Fräulein Kulecke, die längst eifersüchtig auf die fidele kleine Assessorin geworden war, um auch den Herren ihre Deklamation zukommen zu lassen.

Sie sich also in die Thür zwischen den beiden Zimmern hingestellt und los! Wir bekamen alle Gänsehäute, so wie wir dasaßen. Sie hatte nämlich ein Stück vor, in dem Anfangs der junge Krieger fällt, der dann später bluttriefend Nachts als Geist ankommt und seiner Braut sagt, wenn sie noch mehr blutige Thränen weinte, dann müßte er in seinem Sarge im Blut schwimmen und rettungslos darin ersaufen. Herr Kleines hatte sich rasch einen von seinen rothbraunen Handschuhen angezogen und griff, ohne daß die Kulecke es sehen konnte, mit der Blutwursthand um die Thüreinfassung, worüber Auguste Weigelt aschgrau vor Schreck wurde, zumal die Kulecke mit ihrem Baß die Grabesstimme schauderhaft natürlich nachmachen konnte. Die Herren spendeten lebhaften, aber kurzen Beifall und setzten sich dann rasch wieder zum Spiel.

Die Munterkeit der kleinen Assessorin war jedoch gründlichst hinwegdeklamirt und die unserige desgleichen, wenn ich für meine Person überhaupt von Munterkeit reden konnte, so daß wir unserm Schöpfer dankten, als die letzten Spiele angesagt wurden. Der Doktor hatte gewonnen und gab Emmi seinen Gewinn, wie er stets thut, den sie dann in einen Spartopf für zukünftige Ausgaben steckt. Dadurch will er sie natürlich nur liebevoll stimmen, wenn er Abends bis Mitternacht bei seinen Skatbrüdern hockt. Wäre ich in Emmi's Stelle, — — — doch wozu guten Rath geben, man will mich in diesem Hause ja doch nur los sein.

Um gegen Zwei gingen wir Alle. Das Mädchen stand mit dem Licht an der Hausthür, um die Trinkgeldsteuer für

das Gehabte einzukassiren. Ich schritt erhaben an dieser Küchen-Walküre vorbei, ohne ihr auch nur einen Blick zuzuwerfen. Sie soll schon erfahren, was es heißt, sich gegen die Mutter aufzulehnen, wenn die Tochter ihre erste Gesellschaft giebt. Das wäre noch schöner!

* *

Onkel Fritzens Weihnachten.

Sie werden sich gewiß gewundert haben, daß Onkel Fritz nicht mit auf der ersten Gesellschaft beim Doktor war, da die Beiden sonst doch durch den Kitt der Spießgenossenschaft am Skattisch eng mit einander verbunden sind, aber es hatte seine guten Gründe, warum er keine Krebse abbekam. Onkel Fritz war nämlich verreist.

Bei einem Kaufmann fällt es nicht auf, wenn er auf die Reise geht, namentlich nicht, wenn wieder Weihnacht in Sicht ist und den Kunden außerhalb das Neueste vorgelegt werden muß, was in Berlin schon seit vorigem Jahre auf den überwundenen Standpunkt gesetzt wurde. Berlin muß jetzt alles stilvoll haben, weshalb Leute, die es können, sich eigens einen Architekten halten, den sie zu Rathe ziehen, bevor sie irgend ein Stück Dings kaufen, worauf dieser in seinen Kunstbüchern nachschlägt. Ich bin blos neugierig, wann es wohl Mode sein wird, daß die Familienväter statt des Hausrockes einen eisernen Harnisch anziehen, damit sie zu den Möbeln passen? Und wo soll der Kaufmann mit den Waaren bleiben, die keinen Stil abgekriegt haben? Hinaus damit nach auswärts, wo die Kunstpflege noch nicht in Saat geschossen ist und die Leute sich ohne Spucknäpfe aus Cuivrepoli behelfen. Onkel Fritzens Reise war daher durchaus nichts Ungewöhnliches. Im Gegentheil, der Eifer für sein Geschäft konnte nur sympathisch berühren, denn Thätigkeit ist das beste Mittel gegen Unbesonnenheit. Man kann sich aber auch täuschen.

Ich hoffte, daß die Erika-Angelegenheit ein für allemal erledigt sei. Die Krausen wollte die Verlobung Onkel Fritzens mit ihrer Verwandten allerdings erzwingen, aber als sie den Beiden den Heirathsrevolver auf die Brust setzte, reiste Erika

tief gekränkt in ihre Heimath ab, was ich ihr sehr hoch anrechnete. Onkel Fritz schien auch damit zufrieden zu sein, denn er ließ sich nichts merken. Und doch war nicht Alles in Ordnung, wie ich bald erfahren sollte.

Als Onkel Fritz nämlich retour kam, war er wie umgewandelt, so daß mein Karl vermuthete, er hätte große Verluste gehabt. Wie sich aber herausstellte, waren nicht blos die Gelder prompt eingegangen, sondern er hatte auch noch brillante Aufträge mitgebracht. Wie sollte man sich daher sein bedripptes Wesen erklären? „Karl," sagte ich zu meinem Mann, „Du sollst sehen, es ist die Liebe. Frage ihn nur unter der Hand, wo er überall gewesen ist, das Uebrige will ich schon besorgen." — Mein Karl antwortete, er mische sich nicht in die Privatangelegenheiten Anderer, worauf ich nicht umhin konnte, zu erwidern, daß es die Pflicht jedes Menschen sei, das Wohl seines Nächsten zu beobachten. Er meinte aber, Onkel Fritz würde kratzbürstig, wenn er spürte, daß man ihn aushorchen wollte. Hierin mußte ich ihm leider Recht geben. Mir kam aber ein schlauer Gedanke. „Du gehst einfach zur Krausen," sagte ich mir, „und kannst bei dieser Gelegenheit den neuen Winterumhang anziehen. Das ärgert sie und wenn ihr der Neid zu Kopf steigt, kramt sie alle Bosheit aus, die sie in sich hat. Passirt ist Etwas und zwar nichts Gutes. Wenn sie's weiß, kommt sie schon heraus damit."

Ich also zur Krausen, so wenig Geneigtheit ich auch für sie hegte. Anfangs ließ sie sich nichts merken, aber ich brachte die Sprache nach und nach auf Onkel Fritz, daß sein Geschäft außerordentlich im Schwung sei, und er ans Heirathen denken müsse. Es könne ihm ja auch gar nicht fehlen, er wäre überall willkommen. „So?" sagte sie. „Es gäbe vielleicht doch Familien, die anderer Meinung wären." — Dann wüßte sie mehr als ich. — Das thäte sie auch, ob er mir den Korb denn nicht gezeigt hätte, mit dem er von der Reise zurückgekehrt sei? — „Sie irren sich, meine Liebe," antwortete ich. — „O nein, fragen Sie ihn nur selbst, was Erika's Eltern und Verwandte von ihm denken. Es ist ja ein wahres Glück, daß das Mädchen keinen unüberlegten Schritt gethan hat, als es hier zu Besuch war." — Ich erwiderte, Onkel Fritz hätte es mit der kleinen unbedeuten-

den Person niemals ernst gemeint. — „Was wollte er denn in Lingen?“ fuhr sie triumphirend heraus. — „Er hat überall Geschäfte,“ antwortete ich. — Nun wußte ich genug und kürzte meine Visite rasch ab, aber ich lud die Krausen nicht ein, mich bald einmal zu besuchen.

Am nächsten Sonntag aß Onkel Fritz bei uns zu Mittag. Als mein Karl sich zurückgezogen hatte, um die Augen ein bischen zu wärmen, und Betti mit ihrer Weihnachtsarbeit zu Polizeilieutenants gegangen war, blieb ich mit Fritz allein. Er fing jedoch nicht an und ich mochte auch nicht mit dem ersten Wort heraus. Er las die Zeitung und ich that, als wenn ich zum Fenster hinaussah und die Uhr tickte dazu. Aber als ich bemerkte, daß er die Annoncen schon zum zweiten Male wieder anfing, konnte ich den peinlichen Zustand nicht länger ertragen. „Sag mir doch, Fritz,“ fing ich an, „was hast Du eigentlich? Du weißt doch, daß Du mir Alles anvertrauen kannst. Was soll Dein Drucksen und Wrucksen?“ — „Ich bin verstimmt,“ antwortete er, „es wird sich schon wieder geben.“ — „Warum bist Du verstimmt? — — — Du schweigst? — — Was ist Dir in Lingen passirt?“ — Er sprang auf. — „Was weißt Du von Lingen?“ rief er heftig. — „Blos was die Krausen mir erzählt hat.“ — „Die Krausen ist eine alte Klatschliese.“ — „Das weiß ich. Aber wie kommt sie dazu, mir zu sagen, sie hätten Dich dort gründlichst abfallen lassen?“

Onkel Fritz ging eine Weile hastig im Zimmer auf und ab. Dann blieb er plötzlich vor mir stehen und fragte: „Und wenn sie die Wahrheit gesagt hätte?“ — „Das wäre mir unbegreiflich,“ erwiderte ich.

„Weil Du nicht weißt, was Provinzphilister sind,“ antwortete er. Und nun beichtete er ordentlich und vernünftig. Er hatte seinen Verdruß zu lange allein getragen, er mußte sich aussprechen.

Es war ihm unmöglich gewesen, die Erika zu vergessen, und so hatte er sich denn nach Lingen aufgemacht, um sich ihrer Familie vorzustellen und das Jawort zu holen. Man hatte ihn natürlich sehr freundlich aufgenommen, denn wenn ein junger Mann bei einer wildfremden Familie antritt, in der sich eine verheirathbare Tochter befindet, weiß doch Jeder gleich Wieso und Warum? Er hatte aber nur gethan als

wenn er der Geschäfte wegen gekommen wäre, und sich erlaubt, den Alten zur Table d'hote einzuladen. Wie Onkel Fritz nun einmal ist, hatte er über das Essen räsonnirt und namentlich auf den Wein gescholten, worauf der Alte ihn fragte, er wäre wohl ziemlich verwöhnt? — Das gerade nicht, aber sein ordentliches Glas Wein müßte er bei Tische haben. Der Alte sei darauf ziemlich schweigsam geworden und hätte ihn immer schief von der Seite angesehen.

„Gewiß konnte er Dein Dickethun nicht leiden," bemerkte ich. — „Möglich, aber trotzdem lud er mich wieder zum Abend zu sich ein. In der Zwischenzeit suchte ich das Lokal auf, wo es dort das beste Bier giebt, denn was sollte ich in dem Neste anfangen?" — „Und kamst angeheitert zu ihm?" — „Bewahre. Die Stammgäste am Nebentisch erzählten sich Anekdoten, die schon vor Alter eine Glatze hatten, daß ich bald heulend floh. Ich machte mich daher früher zum Besuch auf, als vielleicht nothwendig war. Wie ich nun in das Haus trat, hörte ich Mordsgeschrei." — „Was war denn los?" — „Erika's jüngste Geschwister mußten gerade Wurmsamen einnehmen, und den mochten sie wohl nicht. Es ist noch ein ganzes Nest voll Kinder da. In kleinen Städten scheint Kindtaufe das größte Vergnügen zu sein, das sie kennen. Auch eine Großmutter entwickelte sich, die mit einem Löffel vor den Kleinen stand und sie knuffte, wenn sie nicht schlucken wollten. Ich wollte schon Leine ziehen, weil ich solche Art Schinderei nicht sehen kann, als der Alte herankam und mir einen Spaziergang vorschlug, weil die Damen noch nicht auf meinen Empfang vorbereitet seien. Ich also mit ihm los zur Stadt hinaus. Landschaftliche Schönheiten nur für Einheimische vorhanden. Als wir eine Stunde gegangen waren, fragte ich, ob das Wirthshaus noch nicht käme? Du weißt, Wilhelmine, trockene Spaziergänge kann ich nicht ausstehen. Am andern Ende vom Wege muß immer ein Lokal liegen, sonst danke ich für das Herumlaufen in der Natur." — „Und was antwortete er?" — „Nichts!" — „Und wie war es nachher am Abend?" — „Zum Umkommen. Eine Flasche Wein wurde spendirt. Davon tranken er und ich und die Großmutter, die sich Zucker hineinrührte." — „Und wie war Erika?" — „Blümerant. Sie wußte nicht, ob sie sprechen sollte oder nicht." — „Und

wovon spracht Ihr?" — „Daß Berlin schrecklich verderbt sei, wie man immer in den Zeitungen lese. Die Großmutter meinte, es würden wohl jeden Tag einige auf der Straße todtgeschlagen, und Treue und Glauben sollte es ja gar nicht mehr geben. Sie dankte Ihrem Herrgott, daß sie nie nach diesem Sündenpfuhl gekommen sei. Da müßte ja Jeder an seiner Seele Schaden nehmen, krächzte sie." — „Das ließest Du Dir doch nicht gefallen?" — „Ich antwortete, Fräulein Erika würde das wohl besser wissen." — „O ja," höhnte die Großmutter, „Erika hat uns erzählt, wie sie auf dem Bock war. Wir kennen Berlin viel genauer, als Sie glauben; wir sind hier solide und mäßig, und haben deswegen alle Achtung vor den Berlinern. Ja, das haben wir. Es ist ja Alles ungesund da, sogar die Kinder müssen vom Magistrat ins Bad geschickt werden, weil die gewissenlosen Eltern sie vernachlässigen. Das haben wir nicht nöthig, wir sorgen zur rechten Zeit dafür, daß sie bekommen, was nothwendig ist." — Das hatte ich allerdings mit meinen eigenen Augen gesehen; die bloße Erinnerung daran machte mir Soodbrennen. Ich drückte mich deshalb rechtzeitig und nahm noch im Hotel einen Nachttrunk, um den Gedanken an den Wurmsamen und den übrigen kleinstädtischen Familienmuff loszuwerden."

„Fritz, so viel merke ich bereits; die Großmutter war gegen Dich." — „Alle mit einander," rief er. „Als ich am anderen Tage den Alten fragte, ob er mir seine Tochter geben wollte, sagte er, es thäte ihm leid, aber nach Allem, was er in Lingen über mich erfahren hätte, glaubte er nicht, daß ich sein Kind glücklich machen würde, da ich das Wirthshaus und gutes Leben doch wohl einer geordneten soliden Häuslichkeit vorzöge. Der Esel!"

Ich schwieg, um nicht wie ein unbarmherziger Samariter Salz und Pfeffer in seine frisch aufgerissenen Wunden zu streuen. Nach einer Weile sagte ich: „Fritz, die Leute kennen Berliner Art und Weise nicht, weil die Zeitungen nur immer das Miserable schreiben und selten Gutes und Löbliches, aber wenn Du vernünftig gewesen wärest, hättest Du weniger Durst produzirt." — „Es war ja nicht der Rede werth." — „Für Leute, die nie etwas trinken, schon mehr als genug. Doch woher kommt das? Von Deinem

Ruder- und Kegelklub.“ — „Wilhelmine, ich verbitte mir jede Bemerkung über Dinge, die Du nicht kennst.“ — „Auch gut,“ erwiderte ich, „Du bist aufgeregt ... aber Du kannst nicht leugnen, daß mit der Kegelkugel schon manches Glück aus der Welt getrudelt worden ist.“ — „Wenns lauter Pudel waren, magst Du recht haben,“ sagte er spöttisch. — „Hast Du Erika noch gesprochen?“ — „Die ist ebenso, wie die Andern. Sie hat Furcht vor der Großmutter. Gott weiß, was die ihr eingegeben hat.“ — „Und nun ist Alles aus zwischen Euch?“ — „Das scheint so.“ — „Fritz, wer weiß, ob es nicht ein großes Glück ist, daß es so kam.“ — „Glück? Du weißt nicht, wie lieb ich das Mädchen hatte. Nun verheirathe ich mich nie und nimmer.“ — „Unsinn, es wird Dir noch über, in den Kneipen zu sitzen und im Senftopf zu rühren, bis die Anderen kommen und das Skatspiel losgeht. Denk' an mich.“ — „Du redest, wie Du es verstehst,“ sagte er; „wenn ich auch mit Spreewasser getauft bin, so bin ich doch nicht damit großgezogen.“ — Und nun ging er.

Im Grunde genommen that er mir sehr leid. Er war nicht mehr der alte lustige Onkel Fritz; es mußte ihm nahe gegangen sein. Und es wurmte mich, daß die Krausen recht behielt. Aber Schuld ist das Rudern und Kegeln doch. Wenn man bedenkt, daß die jungen Leute sich auf dem Wasser einen Appetit heranarbeiten, den sie hinterher stillen müssen, damit sie bei siegreichen Kräften bleiben, so kann es ja gar nicht anders kommen. Der Restaurateur muß ihnen so reichlich geben, daß es kaum auf eine Speisekarte geht, und damit der auf seine Kosten kommt, fühlen sie sich verpflichtet, theure Weine zu trinken. Und das thun sie auch, denn anständig sind sie. Das wissen die Großmütter aber nicht; ich habe auch noch nie eine rudernde Großmutter gesehen.

Onkel Fritz hat uns schon öfter in sein Mittagsstammlokal eingeladen, und ich kann nicht anders sagen, als: die jungen Leute sind sehr nett. Im Benehmen gebildet, gar nicht wie sonst Bootsleute, ohne seemännische Ausdrücke, nur mit gesegnetem Appetit und genauer Kenntniß der Weinkarte. Dies letztere war Onkel Fritzens Verderben auf der Brautfahrt. Ich glaube aber, wenn Fritzens Freund King an seiner Stelle gewesen wäre, dann hätten sie sich noch heftiger gewundert, denn Fritz ist eigentlich nur Amateur,

wogegen King, wie mir erzählt wurde, selbst im Schlafe rudert, wenn er lebhaft träumt, und darum schon Morgens um sechs mit Durst aufwacht. Den hätte die Großmutter kennen lernen müssen . . . das hätte ich ihr gegönnt!

Thatsächlich ärgerte mich Onkel Fritzens Abfall jedoch sehr: lieber die Erika, als gar keine. Ganz derselben Ansicht war mein Karl, der auch gerne gesehen hätte, wenn Onkel Fritz endlich unter dem Pantoffel angelangt wäre, denn mein Abgott von Mann hat in den Jahren das häusliche Glück an meiner Seite schätzen gelernt. —

Ich habe schon manchen Weihnachten erlebt und mich jedesmal gefreut, wenn er vor der Thür stand und Einlaß begehrte, diesmal aber sehnte ich ihn nicht gerade herbei. Aber was hilft das Sträuben gegen den Kalender? Nichts. Und so kam der heilige Abend heran. Wir konnten unmöglich so vergnügt sein wie sonst, uns fehlte der alte frohe Onkel Fritz. Ein Jeder merkte ihm ja an, daß er sich zwingen mußte, vergnügt zu sein, und das that mir in der Seele weh und meinem Karl. Emmi und der Doktor, die auch bei uns waren, kümmerten sich nur um sich selbst, er scheint noch verliebter zu sein, als er es als Bräutigam war, wenigstens äußerlich, und Emmi hat, außer für ihn, für Niemand Sinn. Betti mochte wohl ahnen, daß Onkel Fritz einen stillen Kummer mit sich herumtrug, denn sie that ihr Möglichstes, ihm Freundlichkeiten zu erweisen, was sonst gar nicht ihre Sache ist, denn sie wird immer verschlossener und einsilbiger. Ich sah aber, wie ihr das Auge feucht wurde, wenn er ihr dankend zunickte. Das arme Mädchen ist ja auch nicht glücklich.

Ich wünschte daher innerlich, der Abend möchte nur erst herum sein, und hieß daher die Köchin sich beeilen.

Noch ehe die Karpfen gar waren, kam aber Jemand und das war einer von Stephan seinen mit einem Schreibebrief an Onkel Fritz. Als der den Poststempel erblickte, überkam es ihn wie ein Schreck, er sah ihn an und wieder an. Dann eilte er in das andere Zimmer, um den Brief zu öffnen; ich wollte hintendrein, aber mein Karl hielt mich am Rock fest. Erst nach einiger Zeit ließ er mich frei und nun ging ich nach Onkel Fritz. Der saß auf einem Stuhl neben dem Tisch und hielt in der Hand einen kleinen Zweig,

auf den das volle Licht der Lampe fiel. Es war ein Zweiglein Haidekraut.

Ich trat leise zu ihm und legte sanft meine Hand auf seine Schulter — da brach er in Thränen aus.

Ich ließ ihn gewähren. Eine ganze Weile, denn ich sah, wie es ihn hatte und er vergebens mit aller Gewalt kämpfte, der kräftige Mann gegen das schwache Herz in der Brust. „Wilhelm," sagte er dann, und ein lustiges Lächeln flog über seine Züge, „Wilhelm, trotz der Großmutter!"

Und nun war es wieder der alte Onkel Fritz. — Ein köstlicher Weihnachten!

* * *

Wird Onkel Fritz das Glück finden, das ihm das Zweiglein Haidekraut verkündete? Wird der Doktor mit der Zeit ein Musterschwiegersohn werden? Wie wird es Betti ergehen, wird die Firma einst „Buchholz und Sohn" heißen? Und Bergfeldt's Emil, wird er nie bereuen, sich verkauft zu haben? Was wird aus dem kleinen Krause?

Das Alles wird die Zeit durch Frau Wilhelminens Feder offenbaren, die Zeit, welche nicht nur das goldene Runenseil der Großen und Hohen durch ihre Hände gleiten läßt, sondern auch das Hausgespinnst unserer Freunde aus der Landsbergerstraße.



Der Familie Buchholz
zweiter Theil.

Der Familie Buchholz

zweiter Theil.

Aus dem Leben der Hauptstadt

von

Julius Stinde.

Berlin, 1889.
Verlag von Freund & Jeckel.
(Carl Freund.)

Druck von Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.



Erziehungspläne.

So lange als meine Tochter Emmi noch nicht verheirathet war, glaubte ich, sie würde mit demjenigen Manne glücklich werden, der ihr in meinen Augen von der Vorsehung ausgesucht worden war, jetzt aber bin ich zur gegentheiligen Ansicht gekommen und kann nur annehmen, daß das menschliche Leben ebenso verschieden blüht wie die Balsaminen, welche man in einen Topf säet. Man meint, es kommen lauter gefüllte, rosenrothe zum Vorschein, allein wenn sie endlich so weit sind, haben einige ganz ordinäre violette Blumen, andere sind roth aber einfach und höchstens zwei bis drei blühen so, wie es im Gartenkatalog beschrieben steht. Manche laufen gar nicht auf, oder wenn sie es thun, lassen sie die Knospen vor dem Aufbrechen fallen.

Oder ist das Glück nicht so groß, daß sich jeder ein Stück davon herunterschneiden kann, wie ich und mein guter Karl gethan haben? Warum sind wir denn glücklich und zufrieden? Weil mein Karl seine Schwiegermutter ganz gewiß im höchsten Grade verehrt haben würde, wenn sie nicht schon vor unserer Verheirathung gestorben wäre. Schwören möchte ich darauf, daß Karl ganz anders gegen sie gewesen wäre, als sich der Doktor gegen mich benimmt. Ich kann ja nicht darüber klagen, daß er mit Höflichkeit und Umgangsformen an mir sparsam ist, aber je zuvorkommender er sich anläßt, um so verdächtiger erscheint er, denn wer sich entschuldigt, klagt sich an, wie gebildete Leute zu sagen pflegen. Wenn er es aufrichtig mit mir meinte, dann hätte er seine Köchin auf der Stelle forgejagt, als sie sich nicht nur impertinent, sondern

sogar schnöde gegen mich benahm. Eine Schwiegermutter hat in der Küche ihrer kürzlich verheiratheten Tochter ganz dieselben Rechte, wie diese, zumal wenn die junge Gattin noch unerfahren ist und es sich darum handelt, bei der ersten Gesellschaft, wenn auch gerade nicht das Erstaunen der Gäste, so doch ihre Achtung vor den häuslichen Leistungen hervorzurufen. Wird man hierin jedoch von der Köchin gehindert, die sich vor den Heerd stellt und die leibliche Mutter ihrer Herrschaft mit unkultivirten Redensarten zwingt, sich rückwärts aus dem Lokal zu konzentriren, so ist es die heilige Pflicht des Schwiegersohns, sofort selbst einen Schutzmann zu holen und die infame Person mit der größtmöglichsten Plötzlichkeit einspunden zu lassen. Da der Doktor das nicht that, weiß ich, was ich von seinen Höflichkeiten und Zuvorkömmlichkeiten zu halten habe: sie sind das eherne Schild des Erbfeindes, mit dem er mich abwehren will, damit ich nicht die Gelegenheit finde, ihm einmal gründlich die Wahrheit zu sagen. Aber es wird ihm nichts nützen, die Gelegenheiten lassen sich auf die Dauer nicht aufstecken. Wenn ihre Zeit da ist, kommen sie so sicher wie das Einmaleins. Dann werden wir ja sehen.

Ich hatte mir vorgenommen, nie wieder über die Schwelle zu treten, jenseits welcher man mich so unangebracht behandelt hat, aber ehe die Buchholzen sich von einer Küchenfee verdrängen läßt, muß es noch ganz anders kommen, so leicht giebt man seine angeborenen Privilegien nicht auf. Natürlich ist die Köchin für mich Luft, wenn ich dort bin. Keinen Blick habe ich für sie, keinen guten Tag, kein herablassendes Lächeln, in eisige Verachtung gewickelt wie in ein nasses Badelaken, schreite ich an ihr vorüber. Aber aus lauter Dickfelligkeit kündigt sie nicht.

Emmi freut sich stets außerordentlich, wenn ich des Nachmittags zum Kaffee bei ihr vorspreche. Er ist dann auf der Praxis und wir können ungestört über dies und jenes verhandeln, wofür die Männer kein Verständniß haben. Was mich wundert, ist, daß das Kind sich so gut in die Doktorin gefunden hat. Sie schreibt die Patienten auf, zu denen er kommen soll, und nimmt großen Antheil an seinen Kranken, ja sie läßt es sich nicht nehmen, hin und wieder eine kräftige

Suppe zu kochen, wenn irgendwo die Noth groß ist und der Kochlöffel besser hilft als der Arzneilöffel. Nur des Donnerstags, wenn er in seine Medizinische Gesellschaft geht, um bis nach Mitternacht Skat zu trommeln, dann fühlt sie sich einsam und verlassen. — „Kind," sagte ich, „dies Elend mußt Du leider wohl bis an Dein Ende tragen, aber Du kannst immer noch zufrieden sein, denn es giebt bedeutend rücksichtslosere Männer als Deinen, die nur drei Sinne haben wie die Bären, nämlich Fressen, Brummen und Schlafen. Du hättest von Anfang an die Donnerstagsaushäusigkeit nicht dulden sollen. Jetzt, fürchte ich, wird es zu spät sein, ihn zu erziehen."

„Wenn ich nur nicht gar so allein wäre", entgegnete Emmi, „Du hast keine Ahnung davon, wie öde die Stunden sind, wenn ich auf ihn laure." — „Bleibst Du denn aufsitzen?" — „Nein, das will Franz nicht haben." — „Also er schickt Dich zu Bett?" — „Er meint, es sei besser für meine Gesundheit." — „Und daß Du Dich über sein Nichtnachhausekommen grämst, das spielt wohl keine Rolle? Oder kannst Du unentwegt schlafen, wenn er sich mit seinen Bundesbierbrüdern die Nacht um die Ohren schlägt? Ich wäre nicht fähig dazu." — „Mama, was hast Du eigentlich gegen Franz?" — „Ich? Durchaus nichts, bis auf die Donnerstagsabende und die Köchin." — „Laß doch die Vergangenheit ruhen. Das Mädchen hat seinen Verweis erhalten und wird sich nichts wieder zu Schulden kommen lassen. Was Franz anbelangt, so hat er sich gleich von vornherein den Donnerstagabend ausbedungen und ich habe ja dazu gesagt." — „Wenn Du glücklich dabei bist, soll mir es auch recht sein, denn Du mußt am besten wissen, was deine Nerven vertragen können", erwiderte ich. „Aber was rede ich mir den Mund fusselig, Du willst ja nicht sehen und nicht hören." —

Emmi schwieg. Dann fragte sie: „Was ist es denn Böses, wenn er einen Abend in der Woche mit seinen Freunden zubringt? Ich kann ihn doch nicht vergolden lassen und in Watte packen?" — „Ist dies ein Ton, in dem Du zu mir sprechen darfst?" entgegnete ich. — „Mama, ich bin jetzt eine verheirathete Frau und habe keinem anderen Menschen Rechenschaft zu geben, als meinem Manne. Du weißt, ich habe Dich unendlich lieb, aber es macht mir kein Vergnügen, wenn

Du mich immer noch als Backfisch behandelst." — „Willst Du denn nicht verstehen, wie gut ich es mit Dir meine?" rief ich. „Glaubst Du, ich merkte es Dir nicht an, daß Du nicht so glücklich bist, wie Du sein solltest? Du freust Dich wohl gar auf die Donnerstage?"

Sie schüttelte den Kopf fast unmerklich, aber ich sah es doch. Nach einer Weile lächelte sie wieder und sagte: „Ich werde einen kleinen Hund anschaffen, der kann mir Gesellschaft leisten."—

Als ich hierauf etwas erwidern wollte, kam Besuch. Es war die kleine Assessorin Lehmann, mit der Emmi sich recht befreundet hat und auch ich muß sagen, daß sie mir ganz gut gefällt, wenn sie auch mehr dem Spillerigen zuneigt. So neben meiner Emmi kann sie nicht aufkommen, die sich über alle Begriffe herausgemustert hat und mit ihrem vollen, runden Arm geradezu Staat machen kann, aber die Assessorin ist sehr heiter und wenn sie Fremden gegenüber ihre Befangenheit erst überwunden hat, steht ihr Alles reizend und niedlich. Was man für gewöhnlich hüsch nennt, ist sie jedoch wohl nie gewesen.

Die Assessorin war nicht einverstanden, als sie hörte, daß Emmi sich einen Hund zulegen wollte. „Ich rathe Ihnen ab," sagte sie, „so ein junger Köter knabbert Alles an und gerade die neuen Sachen zuerst. Wir hatten auch einen, der ruinirte in kaum acht Tagen zwei Paar gestickte Morgenschuhe und einen frisch geschenkten Fußteppich, und wenn er des Nachts allein auf dem Flur liegen sollte, bekam er Heimweh und jaulte den Sehnsuchtswalzer. Dann mußte mein Mann aufstehen und ihm mit dem Ausklopfrohr einen anderen Takt beibringen." — „Das arme Thier," rief Emmi. — „Wenn es sich laut und heulend beträgt, muß es erzogen werden," schaltete ich ein, „denn was der Mensch braucht, muß er haben. Ward er denn schließlich gesittet?" fragte ich weiter. — „Wir hatten später noch manchen Spaß mit ihm," antwortete die Assessorin, „aber als ich meinen Aeltesten bekam, schafften wir ihn ab. Es soll ja nicht gut sein, wenn Kinder und Hunde viel mit einander spielen, da sie Veranlassung zu Krankheiten geben. Fragen Sie nur Ihren Mann einmal danach, Frau Doktorin, der muß es ja wissen." — „Es wird wohl nicht so gefährlich sein," sagte Emmi kurz, der die Unter-

haltung nicht angenehm zu sein schien. — „Ich denke, Du giebst die Idee mit dem Hunde auf," nahm ich besänftigend das Wort. „Dir zu Gefallen bleibt Dein Mann gewiß gern einige Male zu Hause, oder Betti kommt zu Dir, oder Du kommst zu uns, wenn es Dir alleine zu langstiezig wird. Ich habe Dir schon früher gesagt, Dein elterliches Haus hat stets offene Arme für Dich." — Emmi schien zu überlegen, und deshalb hielt ich es für gut, ihr nicht weiter zuzusetzen, sondern wandte mich an die Assessorin mit der Frage: „Ist Ihr Herr Gemahl des Abends auch viel aus?" — „Je nachdem," antwortete sie. „Er hat seine Klubs und Vereine, von denen er sich nicht abhalten läßt." — „Müssen Sie auch lange auf ihn warten?" — „Früher war ich so dumm, sah alle fünf Minuten nach der Uhr und fing schließlich an zu weinen, wenn es spät wurde, nun aber hab' ich keine Zeit zum Wachen; die Kinder werden schon früh am Morgen munter und die sind meine ganze kleine Welt und meine Unterhaltung. Ein Mann will auch einmal etwas Anderes besprechen als Hausstandssorgen und Kinderstubenangelegenheiten und dazu hat er seine Abende außerhalb."

„Als ich jünger war," entgegnete ich, „ging man nicht so viel ins Wirthshaus wie heutzutage, aber jetzt, wo sie die Lokale mit einem Luxus ausstatten, der dem Mittelstand zu hoch hängt, werden die Männer in der unerhörtesten Weise verwöhnt und finden es nachher zwischen ihren eigenen einfachen vier Pfählen nicht mehr gemüthlich. Deshalb muß man verhindern, daß sie überhaupt viel ausgehen. Wenn jedoch, dann nur mit ihren Frauen." — „Und die kleinen Kinder mit dem Mädchen zu Hause lassen?" warf die Assessorin ein, „dafür bin ich durchaus nicht. Auf die Dauer ist kein Verlaß auf die Mädchen. Wenn sie wissen, daß ihre Herrschaft jeden Abend außer dem Hause ist, fühlen sie sich sicher und nehmen Besuch an von Gott weiß wem oder schließen das Haus zu und gehen promeniren."

„Haben Sie schon Derartiges erlebt?" fragte ich. — „O ja," erwiderte die Assessorin lachend, „eines Abends, als wir ausnahmsweise früh von einer Gesellschaft zurückkehrten, fing mein Mann sogar einen Maikäfer in der Küche." — „Einen Maikäfer?" rief ich erstaunt. — „Nun freilich, so heißen doch

die Gardefüseliere aus der Chausseestraßenkaserne." — „Davon könnte ich auch ein Erlebniß erzählen," platzte ich heraus. — „Du Mama?" fragte Emmi. — „Ich? . . . O nein . . . durchaus nicht." — Ich fühlte, daß ich ponceau bis an die Ohren wurde, aber die Geschichte von dem Krieger, der mich statt der Jette in der Speisekammer überfiel, konnte und durfte ich Emmi nicht erzählen. Hätte der Doktor von ihr erfahren, wie ich ihm damals die Gelegenheit geben wollte, sich zu erklären... jedes Ansehen bei ihm wäre hin gewesen. Ich sammelte mich daher und sagte mit gewaltsamer Gelassenheit: „Wie es eigentlich war, habe ich schon wieder vergessen. Uebrigens passirte mir die Geschichte nicht, sondern einer Freundin und ist außerdem gar nicht einmal interessant." — Dunkle Stellen im Menschenleben sind wie Rußflecke vom Schornstein, sie fressen sich immer wieder durch die Wand. Die Assessorin, welche jedoch gottlob redelustig geworden war, fing wieder an: „Und dabei der Aufwand, den sie machen, man sollte es nicht für möglich halten."

„Wem sagen Sie das, liebe Frau Assessorin?" entgegnete ich rasch, „wenn Jemand über Mädchen Erfahrung hat, so bin ich es. Sie werden ja von Jahr zu Jahr großartiger, ohne einen Umhang von Gerson thun sie es nicht mehr, und woher sie das Kleingeld dazu nehmen, das weiß man, das sind angeblich die Trinkgelder, aber wenn die nicht langen, helfen sie mit den Schmugroschen nach. Voriges Jahr waren die Spargel lächerbar billig, aber wenn ich meine allein einkaufen ließ, dann galt die Mandel immer fünf Pfennig mehr, und ich kann nicht behaupten, daß die Stangen dicker waren, als wenn ich selbst ging. Wenn man die Augen nicht gewaltsam zudrückte, würde man die Schutzleute wohl nicht aus dem Hause los."

„Ehrlich ist meine," sagte die Assessorin, „und ich könnte sehr mit ihr zufrieden sein, wenn sie nicht so schrecklich kiesetig wäre. Mein Mann ißt so gerne Zusammengekochtes, wie Hammelfleisch mit Wirsing oder Rüben, wenn die ersten kommen." — „Die ißt mein Mann nicht. Teltower kann ich ein paar Mal bringen, aber viel macht er sich auch nicht daraus," bemerkte ich. — „Oder weiße Bohnen mit Rindfleisch, ein bischen säuerlich," fuhr die Assessorin fort, „aber

das Mädchen läßt sie stehen, weil sie so etwas von ihrem elterlichen Hause her nicht gewöhnt ist, obgleich das doch nur kleine Handwerker in Rixdorf waren!" — „Es will heute eben Alles über seinen Stand hinaus," stimmte ich der Assessorin bei, „und wenn eine noch dient, thut sie es nur aus Gnade und bedauert im Stillen, daß sie keine Klaviermamsell oder so herum geworden ist. Meine Waschfrau hat eine Tochter, die Fortepiano lernt und in derselben Zeit, wenn das Fräulein eine Reverie herunterübt, hat die Mutter drei Hemden durchgewaschen. Dabei können die Leute nicht vor Hunger in den Schlaf kommen." — „Ein Glück, daß sie in Rixdorf noch kein Konservatorium haben," sagte die Assessorin, „denn sonst würde meine auch wohl musikalisch sein. Das Romanlesen habe ich ihr verboten. Denken Sie sich nur, sie war ordentlich auf einen Kolportage-Roman abonnirt, wofür sie vierzig Pfennig die Woche bezahlen mußte. Das sind im Jahr über zwanzig Mark." — „Soviel geben ja selbst Grafen und Barone nicht für Bücher aus," rief ich entrüstet. — „Und wie abscheulich der Roman war, davon machen Sie sich keinen Begriff. Gleich im ersten Kapitel ward einem Findelkinde ungelöschter Kalk auf die Augen gestreut, um es blind zu beitzen, und dann nichts als Mord und Todtschlag und sämmtliche Greuel der Welt. Mein Mann sagt, daß solche Lektüre die Moral tief schädigt." — „Und Zusammengekochtes ist ihr nicht gut genug," fügte ich hinzu. „Liest Deine auch?" fragte ich Emmi, die ziemlich theilnahmslos zugehört hatte und mit ihren Gedanken anderwärts war. Es mußte ihr irgend eine Sorge im Gemüth sitzen, wie ein Splitter, den man sich in den Finger gerannt hat und der gerade anfängt, sich zu verfüllen und zu puckern. — „Ich kann nicht über meine klagen," antwortete sie abweisend. „So lange sie das Essen bereitet, wie Franz es einmal am liebsten hat, und ihre Arbeit thut, habe ich keinen Grund, sie schlecht zu machen." — „O nein," erwiderte ich verletzt, „Deine ist ja das Muster aller Vollkommenheiten. Nimm es nur nicht übel, daß wir über ein so gewöhnliches Kapitel gesprochen haben, aber Du hast die Dienstbotenfrage nicht in die Welt gebracht und wirst sie dito nicht herausschaffen." — „Ich weiß auch nicht, wie wir auf dies Thema gerathen sind," sagte die kleine Assessorin

verlegen werdend. — „Es kam von dem Hund her," bemerkte ich, „Emmi selbst ist schuld daran." —

Die Assessorin, welcher Emmi's Einsilbigkeit auch aufgefallen sein mußte, erhob sich und indem sie sagte: „Nicht böse sein, liebe süße Frau Doktorin," nahm sie Emmi's Schmollköpfchen, zog es an sich und streichelte sanft die goldblonden Haare und die Wangen meiner Jüngsten, die wirklich etwas bleich aussahen. — Emmi entgegnete: „Ich finde allerdings kein großes Vergnügen an den Fehmgerichten über die Dienstboten." — Die Assessorin lachte. „Das nächste Mal sprechen wir vom Wetter," erwiderte sie neckisch, „oder noch besser, ich bringe meinen Jungen mit, den kleinen Hanswurst, der giebt uns Stoff genug. Oder legen Sie sich einen Kanarienvogel zu, wie meinen, der macht das ganze Haus fidel. Aber vorher sehe ich Sie einmal gemüthlich bei uns." — Es wurde Abschied genommen und die Assessorin ging.

„Was hast Du, Emmi?" fragte ich, als sie weg war. — „Immer renommirt sie mit ihren Kindern," antwortete Emmi ärgerlich. „Warum mußtest Du ihr auch von dem Hund erzählen?" — „Du hattest mir nicht verboten, darüber zu sprechen." — „Du hättest wissen müssen, daß mir es unangenehm war. Was geht es andere Leute an, wenn mir das Alleinsein mitunter zu viel wird?"

„Dein Mann muß Dir den Donnerstag opfern," entgegnete ich entschlossen. „Uebrigens kannst Du ja mit ihm ausmachen, daß Du den Abend bei uns zubringst, wenn er seinem Vergnügen nachgeht."

„Allein, ohne Franz?"

„Wenn er wirklich Dich sitzen läßt, kannst du ihn auch einmal vergebens Posten stehen lassen. Du sollst sehen, das hilft."

„Nein, Mama."

„Selbstverständlich ohne Schroffheit," fuhr ich fort. „Zum nächsten Donnerstag bitte ich Euch beide zu Pellkartoffeln und Hering, wo er ja sehr hinterher ist; den Donnerstag darauf laden Lehmanns Euch ein, und so immer weiter, bis er seine wüsten Gewohnheiten verliert. Er muß sanft und unmerklich an die Familie gekettet werden. Sollte das vergebens sein, dann rückst Du Abends einmal auf Deine eigene Hand aus."

Sie schüttelte bedächtig mit dem Kopfe. — „Ueberlege

Dir's," sagte ich. „Wenn er jetzt nicht nachgiebt, wird er es nie, und das bischen Glück, was ihr vom Leben haben sollt, geht heidi!" — Emmi seufzte tief auf. — „Du wirst Dich noch besinnen," sagte ich und machte der Visite ebenfalls ein Ende.

Am Abend theilte ich meinem Karl mit, daß Doktors nächsten Donnerstag bei uns sein würden. „Aber wundere Dich nicht, wenn die Heringe unzerschnitten auf den Tisch kommen," sagte ich. — „Was soll denn die neue Mode?" fragte mein Karl befremdet. — „Diese Heringe sind feine innere Politik," erwiderte ich. „Im ganzgebliebenen Zustande kann der Doktor sich nicht die Mittelstücke alle heraussuchen, wie er neulich that, sondern muß den Schwanz und Kopf ebenso gut mit vertilgen, wie wir anderen." — „Wenn er aber die Mittelstücke gern ißt? Du gönnst Deinen Mitmenschen sonst doch immer das beste." — „Karl, ich gönne sie ihm mit Wonne, hier aber handelt es sich um Erziehung. Für blos Mittelstücke ist er noch lange nicht bejahrt genug."

❧ ❧

Das Preßfest.

Seitdem die Literatur ein Fach geworden ist, was sie früher bekanntlich nicht war, da sie in den seltensten Fällen etwas abwarf und nur nebenbei getrieben wurde, hat sich manches zu ihren Gunsten geändert. Es ist in der That keine Schande mehr, ihr anzugehören, und was nun die Presse ist, so sagt sie ja selbst, daß sie die siebente Großmacht sei, wenn ich auch eingestehen muß, daß mir noch nie ein Redakteur mit der Krone auf dem Kopfe und im Purpurmantel als Paletot begegnet ist. Es müßte großes Aufsehen erregen, wenn einmal Einer so Unter den Linden spazieren ginge und sich bei Kranzler Kaffee trinken setzte. Hat man jedoch zuweilen persönlich mit einem Redakteur zu thun, so macht er einen sehr liberalen Eindruck und ist gegen jedes Herrscherprinzip, außer, daß sein Blatt allein zu sagen haben soll. Ohne die Schnellpresse benimmt er sich jedoch wie andere Sterbliche und ist in der freien Zeit für das Amusement.

Aus diesem Grunde war der Preßball in Aussicht genommen, und da ein Fest um so hervorragender ausfällt, je zahlreicher die Theilnehmer sind, wurden auch Billete für Nichtfachleute in den Handel gebracht. Die siebente Großmacht gab gewissermaßen ihren Hofball, und es wäre oppositionell gewesen, zu fehlen. Ueberdies hatte ich den Wintergarten mit seinen tropischen Gewächsen nur während eines Konzertes besucht und die Säle nebenan noch gar nicht gesehen. Ich war daher gespannt, wie die Lokalitäten sich bei festlicher Gelegenheit ausnehmen würden, aber ich muß sagen: meine Erwartungen erwiesen sich viel zu unbeträchtlich, als ich der Wirklichkeit gegenüberstand. Es war ja enorm! Von oben das elektrische Licht und die Rosenguirlanden, von zwei Seiten Musik und auf dem künstlichen Parquetfußboden eine Ballgesellschaft, die geradezu graziös genannt werden mußte, das heißt, was die Damen anbetrifft, während die Außenseite der Herren sich nur durch die weiße Binde unterscheidet, welche verschieden geformt, von verschiedenem Stoff und verschiedenem Sitzen ist. Der Geist, welcher als des Mannes Zier gilt, tritt auf Bällen vor der Tanzfertigkeit zurück, so daß ein beiniger Sekondelieutenant einen Ministerialrath schlägt, dem die Würde seiner Stellung in die Kniekehlen gefahren ist. Die Damenwelt dagegen ist überirdisch, wenn sie in eleganter Toilette gegen die Herrenwelt einen ästhetischen Kontrast bildet.

Dies waren meine ersten Gedanken, als ich mit Onkel Fritz die Festsäle betrat. Mein Karl wollte nicht mitthun, so viel ich ihn auch bat, da er sich einredete, den schriftstellerischen Kreisen fern zu stehen. „Karl," sagte ich, „liest Du nicht alle Morgen Deine Zeitung, kannst Du ohne sie existiren? Hast Du nicht das Verlangen, die Herren von Angesicht zu Angesicht zu sehen, welche Dich täglich mit geistiger Nahrung versorgen? Du kannst Dir ja die Abonnementsquittung ins Knopfloch stecken, um zu zeigen, daß Du auch zur Presse gehörst und zwar als lesender Theil." —

Es war jedoch nicht möglich, ihn zu überreden. Da mir aber daran lag, den Ball der Presse mitzumachen, so ging ich Onkel Fritz um seine Begleitung an, der auch gleich zusagte, indem er meinte, da ich mit zum Fach gehörte, könnte er es wagen. Auch verspräche er sich viel Vergnügen, wenn

ich ihn nicht fortwährend maßregeln wollte, wie meinen Karl. Um ihn nicht kopfscheu zu machen, behielt ich die passende Antwort diesmal für mich, zumal er immer noch an heimlichem Herzenskummer leidet.

Als ich ihm bei Gelegenheit zu verstehen gab, daß ich mir nichts Unergiebigeres denken könnte, als wenn der Gegenstand der Neigung unnahbar wäre, sagte er: „Du irrst, Wilhelmine, briefliche Liebe hat auch ihre Lichtseiten," woraus mir sofort kund ward, wie fest entschlossen er ist, die Erika zu nehmen. Die Großmutter giebt sie ihm aber nicht. —

Mein Karl hatte noch einen zweiten Grund, weshalb er den Preßball ausschlug, nämlich ein Fäßchen auswärtiges Bier, das sein Freund Moderow an demselben Abend zum Besten gab, und da sie Alle mitzutrinken versprochen hatten: der alte Bergfeldt, Schramke, Steinkohlen-Müller und außer den Uebrigen vielleicht auch Dr. Paber, so sagte ich: „In diesem Falle kannst Du gehen, denn wenn ein Arzt dabei ist, wird es dir wohl nicht schaden. Sei nur nicht der Letzte und komme nicht unter die Räder." — Betti feierte bei Polizeilieutenants den Geburtstag Mila's, und so war Onkel Fritz meine einzige Stütze in einer Umgebung, die ich zwar theilweise gelesen, aber noch nie vis à vis vor mir gehabt hatte.—

Als wir ankamen, war das Tanzvergnügen bereits im Gange; mir wurde fast beklommen, als ich so viele Gäste versammelt sah, lauter fremde Gesichter, von denen man nicht wissen konnte, wie berühmt sie waren.

Da erblickte ich denn zum Glück Herrn Kleines, der einem gefälschten Gesandtschafts-Attaché glich und den ich mir sofort langte. „Kennen Sie die Koryphäen?" fragte ich ihn. — „Sämmtlich," antwortete er. — „Dann stellen Sie mich denselben vor," verlangte ich. — Er erwiderte, die Meisten sähen gerade so aus wie ihre Photographieen. Das genügte mir nicht. — Da er begriff, daß ich ihn nicht freilassen würde, gab er mir seinen Arm und lootste mich durch das Gewoge.

Er kannte in der That viele von den Kapazitäten, aber es schien mir doch, als wenn sie sich seiner nicht mit gleicher Genauigkeit erinnerten. Er fragte, ob ich schon mein Autographenalbum in Empfang genommen hätte. Als ich dies verneinte, führte er mich nach einem türkisch-arabischen Zelt

aus echten persischen Teppichen, in dem ein Herr stand, der jeder Dame ein Büchlein überreichte, in das die Kapazitäten etwas Geistiges niedergelegt hatten, damit sie auf dem Feste unbehelligt blieben und sich ganz dem Vergnügen hingeben konnten. Es muß ja auch sehr peinlich sein, wenn einer Kapazität auf dem Balle zugemuthet wird, aus heiler Haut geistreich zu sein. Ein Herr vom Komité hatte die Vertheilung der literarisch-poetischen Liebesgabe übernommen, was um so mühevoller war, als er bei jedem Exemplar zeigen mußte, wie es aufgemacht wurde. Man mußte nämlich den Deckel seitlich wegschieben, wenn man zu dem Inhalt gelangen wollte, was neu und überraschend war. Wer aber versuchte, den Deckel wie gewöhnlich aufzuklappen, der hatte das Buch gleich kaput, was nicht minder überraschte. Wenn alle Bücher so eingerichtet würden, könnte der Buchhandel einen ungeahnten Aufschwung nehmen, und da es die Aufgabe der Presse ist, für fortschreitende Entwickelung zu sorgen, so kann man diese Neuerung nur loben.

Die Toiletten der Damen, welche ich mit mehr Muße betrachten konnte, nachdem ich mich etwas einheimischer fühlte, waren mit einem Worte großartig. Da war rother Sammet, blauer, schwarzer, Alles mit Gold gestickt, Brokat, Seide in den wundervollsten Mustern, besetzt mit den echtesten Kanten und Blumen. Perlen und Diamanten gab es wie die ungezählten Sterne der Milchstraße. Mit einem Wort, es waren Kapitalien, die da tanzten.

Wenn auch Herr Kleines sagte, daß Manche sich ihre ganzen Familien-Simili angehängt hätten, so glaubte ich diese Verleumdung nicht, denn welche Dame würde es wohl wagen, dem durchdringenden Scharfblick der Presse mit falschen Steinen entgegenzutreten? —

Wie es sich gehörte, traf ich auch den Dr. Stinde, der erfreut war, mich einmal wieder zu sehen. Wir setzten uns seitwärts unter die Zweige der Orangenbäume, an welchen in sehr schlauer Manier richtige Apfelsinen mit Draht befestigt waren, die uns lebhaft an Italien erinnerten. „Es ist hier doch gefahrloser, als auf dem Vesuv," begann ich das Gespräch, auf das er sogleich einging, und so schwelgten wir denn in köstlichen Rückerinnerungen. Nur wenn jemand Bedeu-

tendes vorbeiging, erklärte er mir, wer es sei, was er mit der Feder fertig brächte und worin seine Spezialität läge. Dies war nicht zu sagen belehrend. — „Ist das auch eine Spezialität," fragte ich, als ich einen Herrn mit einem ausdrucksvollen Zwicker auf der kühn geschwungenen Nase erblickte. — „Wie? Kennen Sie Paul Lindau nicht?" — „Den hätte ich mir anders gedacht," erwiderte ich, „er sieht ja viel interessanter aus, als er schreibt. Namentlich den leidenden Zug um den Mund hätte ich ihm nicht zugetraut?" — „Den werden ihm wohl die Kritiker beigebracht haben." — „Vergreifen die sich an einem so außerordentlichen Verfasser?" — „Kritiker vergreifen sich an Allem; aber er hat es ihnen ja selbst gezeigt, wie es gemacht wird." — „Darüber bitte ich um Aufklärung." — „Sehen Sie, verehrte Frau Buchholz," begann der Doktor nach einer Weile, „es verhält sich mit den Dichtern, wie mit den Vögeln im Walde: jeder singt seine Weise so gut er kann, und wie nicht jeder Vogel eine Nachtigall ist, sind auch nicht alle Dichter Schiller und Goethe. Was thut es, wenn ihr Sang kein Meistersang ist? Da kam denn nun Lindau und griff sich bald diesen, bald jenen Sänger, rupfte ihm erbarmungslos die Federn aus und ließ ihn unter Spottgelächter vor aller Welt nackt und bloß davonhüpfen."

„Das ist ja Thierquälerei!" rief ich empört aus. — „O nein, es sind nur Dichter, mit denen so umgegangen wird, damit die Gesellschaft kritischen Geist und Witz bewundert, und weil Niemand das heimliche Weinen der Verhöhnten hörte, weil ihr stiller Gram Keinen belästigte, klatschte das Publikum Paulchens Späßen Beifall." — „Und diese Manier zu spaßen haben die Andern von ihm gelernt?" — „Mit großem Verständniß sogar, einige bildeten sich ausschließlich zu literarischen Neuntödtern aus."— „Ganz ungenirt?" — „Je ungenirter, um so besser, aber als nun Lindau auch anfing zu sinnen und zu schaffen, als er, wie die anderen Vögel im Walde, sein Lied begann, da haben sie ihm die buntesten Federn aus dem Bürzel gerissen, und so weh das auch that, mußte er doch den Vergnügtgleichgültigen herausbeißen, um sich nichts zu vergeben. Können Sie sich jetzt den schwermüthigen Zug um seinen Mund erklären? Sie wissen doch: wenn Jemand verdrießlich wird, läßt er zuerst die Lippe hängen." — „Wie meine Betti

mitunter," bestätigte ich, und da ein Preßball vornehmlich die geeignetste Scenerie bietet, auf die Literatur zu kommen, fuhr ich fort: „Betti ist talentvoll, aber sie hat das Dichten noch nicht so recht heraus. Wenn ich einen Fachmann wüßte, der sie anleitete, so könnte vielleicht etwas aus ihr werden. Das Rupfen wollte ich Paulchen schon versalzen." — „Daran zweifle ich keinen Augenblick," entgegnete der Doktor lächelnd. „Uebrigens begegnete ich vorhin einem Herrn vom ‚Allgemeinen deutschen Reimverein', möglicherweise entspricht der Ihren Wünschen?" — „Er braucht nur die Anfangsgründe ertheilen und später etwas nachhelfen; mehr ist doch wohl bei Kunst und Wissenschaft nicht nöthig?" — „Für Damen völlig ausreichend," sagte der Doktor, „das Fehlende ersetzt die Begabung." — „Sie haben die Wahrheit auf den Kopf getroffen, Herr Doktor," gab ich beifällig zur Antwort und fragte weiter: „Würde es vielleicht gelingen, den Herrn aufzufinden?" —

Wir machten uns auf die Suche und richtig entdeckten wir ihn gegen einen Palmenstamm gelehnt, das blonde Lockenhaupt nachdenklich auf den rechten Arm gestützt, deren Hand die Wange malerisch berührte. In der Linken hielt er ein rothsammetnes Notizbuch. Seine Kravatte war nicht weiß, sondern maigrün. So ungefähr hatte ich mir lebende Dichter stets gedacht. Der Doktor stellte uns gegenseitig vor: „Feodor Wichmann-Leuenfels .... Frau Wilhelmine Buchholz." — „Sehr angenehm," sagte ich. — „Sie dichteten wohl gerade?" fragte der Doktor und deutete auf das Büchelchen. — „Sie haben es errathen," erwiderte Herr Feodor Wichmann-Leuenfels, „ich glaube, mir sind soeben einige Verse vorzüglich gelungen; urtheilen Sie selber." — „Jetzt nicht," sagte der Doktor abwehrend, „aber wenn Sie Ihre Dichtungen im Hause Buchholz gelegentlich vorlesen wollten ..." — „Darum möchte ich gebeten haben," unterbrach ich den Doktor und nannte dem jungen Manne unsere Adresse mit der Bitte um seinen Besuch. Als er zugesagt hatte, zog der Doktor mich gewaltsam fort. — „Sind Sie kein Freund von Poesien?" fragte ich. — „Alles zu seiner Zeit," versetzte er. „Am liebsten lese ich Verse allein für mich. Finde ich in einem Gedichtbuche unter vieler Spreu ein einziges Korn, bin ich hoch erfreut, weil ich weiß, daß das Mittelmäßige vergessen wird, das Werth-

volle dagegen bleibt. Hat die Zeit es geläutert, dann schließt das Volk es in seine Schatzkammer ein, in sein Herz." — „Hat das Volk denn so viel Verständniß?" fragte ich. — „Nein," war die Antwort, „aber Gefühl. Das sogenannte Verständniß ist gerade der Freibrief, auf den hin die Kritik Unfug treibt. Nicht der Verstand schafft Kunstwerke, sondern die Empfindung; sie ist es, der wir das Herrlichste verdanken. Daher kommt es mir stets vor, wenn der Verstand den unerklärlichen Zauber der Poesie seinem vermeintlich unfehlbaren Urtheil unterzieht, als wollte Jemand den Duft der Blumen mit der Elle messen. Noch bis heute hat kein Philosoph ergrübeln können, was eigentlich das Schöne sei." — „Giebt es etwas Einfacheres?" rief ich. „Das Schöne ist eben Alles, was schön ist. Das kann ja ein Blinder mit dem Stock fühlen." — „Sie haben gewiß Hartmanns Philosophie des Unbewußten studirt?" fragte der Doktor. — „Wo denken Sie hin, einer praktischen Frau fehlt zum Studiren die Zeit. Trotzdem aber habe ich Sinn für das Schöne, denn es gefällt mir stets besser als das Häßliche."

„Ich will Sie mit einem Herrn von Fach bekannt machen, der ganz Ihrer Ansicht ist," sagte der Doktor. „Dort kommt er des Weges. Herr Ludwig Pietsch ... Frau Buchholz würde glücklich sein...." „Ah, scharmant," sagte der Herr und gab mir galant seinen Arm, aber ich war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, so beengt fühlte ich mich, als ich an Ludwig Pietschen's Seite einherwandelte, denn eine Zeile von ihm in der ‚Vossischen' und man steht am nächsten Tage makellos verherrlicht da, oder es kommt eine Andere hinein und die ausgewählteste Toilette ist für die Katze. Das Walten der Großmacht überschauerte mich, als er huldreich sprechend, sein Auge auf mir ruhen ließ, jedoch seine Art und Weise als vollendeter Kavalier gab mir successive die Kourage, mich mit einem flehenden Blick an ihn zu wenden und zu sagen: „Sehen Sie, bitte, nicht zu genau hin, Herr Pietsch, ich habe heute nur die zweite Garnitur übergestreift; wenn man bereits in die Jahre gekommen ist...." — „Sie scherzen," schnitt er mir verbindlich das Wort ab, „mit Ihren Reizen stellen Sie manche der Jüngsten in den Schatten." — „Wenn die Presse das sagt, muß es wohl wahr sein," entgegnete ich verlegen. —

Er machte mich nun noch auf die wundervollen Farbentöne aufmerksam, welche das elektrische Licht bei den Toiletten einzelner Damen hervorrief und erläuterte mir das belebte Gesammtbild des Festes, worauf wir uns, wenn auch ungern trennten, da die Vorträge losgingen und noch viele Damen seiner harrten, um in Augenschein genommen zu werden. — Am Dienstag war ich richtig in der Morgennummer und die Kolporteure trugen mich, ausgezeichnet in die Reihe gemacht und für die allernächsten Bekannten ziemlich errathbar, durch ganz Berlin, in Hütten und Palästen strahlende Freude zu verbreiten. —

Nun begann der ideale Theil des Festes. Die Bühne war, wie mir ein archäologischer Feuilletonist erklärte, genau nach antikem Muster eingerichtet: nur mit einem Vorhang, einem Bettschirm und einem Bechstein'schen Flügel. Eine Dame vom Theater deklamirte. Sie hatte ihr Gedicht hinten auf dem Fächer befestigt, weil die alten Griechen auch keinen Souffleur hatten und sprach seelenvoll. Ich verstand leider kein Wort, weil die Akustik im Wintergarten verworren ist und ich ziemlich weit von der Arena entfernt war, aber der Ton ihrer Stimme rührte mich tief. Es ist ja auch ganz einerlei, was gemimt wird, wenn es den Zuhörer nur erschüttert, namentlich auf einem Ballfest.

Das umsichtige Komité ließ hierauf die Eßpause eintreten, da auch die Musikanten eine Erholung haben mußten. Eins aber gefiel mir nicht und hat mir schon lange nicht gefallen, das sind die Lohndiener, die ebenso im Frack herumlaufen, wie die Ballherren, nur allerdings mit dem Unterschiede, daß ihre Fräcke fettblank sind. Bei einem solchen Feste sollte man die dienenden Geister in eine kleidsame Livré stecken oder ihnen weiße saubere Schürzen vorbinden, wie es in einigen feineren Restaurants Sitte ist. Onkel Fritz aber meinte, daß diese Einrichtung eine Entwerthung der alten Fräcke zur Folge haben würde, die einen unverantwortlichen Rückschlag auf das Nationalvermögen ausüben müßte. Vom volkswirthschaftlichen Standpunkte mag er recht haben, was aber das festliche Aeußere betrifft, so bleibe ich bei meiner Ansicht.

Großes Vergnügen gewährte mir, die Bekanntschaft mit

einer Kollegin zu machen, und zwar mit der Dely, welche so hinreißende Romane schreibt. „Delychen," fragte ich sie, „wie kommen Sie zu all' den Kenntnissen, das menschliche Dasein hat für Sie ja kaum eine Verborgenheit?" — „Liebe Buchholzen," antwortete sie offen, „ich schreibe mit Leonhardi's Alizarintinte, die legt den Flügeln des Geistes keinen Hemmschuh an!" — Ich nahm mir vor, gleich am nächsten Tage dieselbe Tinte anzuschaffen, denn ich bin keine von Denen, die sich guten Rath ungesagt sein lassen, und manchmal liegt ja sehr viel an unbeachteten Kleinigkeiten. Wir unterhielten uns noch sehr lange und kamen überein, daß das Fest unvergleichlich sei.

Das war es in der That, und wenn nach und nach auch die Apfelsinen von den Orangenbäumen verschwanden, so hoch Menschenhände, ohne aufzusteigen, anreichen: die Koryphäen blieben noch. Man war mit Berühmtheiten zusammen, die wir in der Landsbergerstraße nicht einmal abgemalt zu sehen bekommen, und schließlich spürte ich von meiner anfänglichen Zaghaftigkeit so gut wie gar nichts mehr. Ich nahm mir sogar die Freiheit, Ernst von Wildenbruch anzureden und ihm ebenfalls die Alizarintinte zu empfehlen, weil Alles, was damit geschildert würde, den Beifall der Großmacht hätte. — „Meine Gnädige," antwortete er, „mit der nämlichen Tinte arbeite ich schon seit Jahren, ‚Christoph Marlow' ist sogar ausschließlich damit geschrieben." — „Dann begreife ich die Kritik nicht," rief ich stutzig geworden aus. — „Mit dieser Ansicht stehen Sie nicht allein, verehrte Frau." — „Wissen Sie was," sagte ich, „geben Sie Ihren Trauerspielen recht lustige Schlüsse, die Großmacht hat für den Lacherfolg immer etwas übrig." — „Die Thräne nur eines Menschen, die des Dichters Wort entlockte, löscht alle kränkenden Vorwürfe der Druckerschwärze aus; sie ist der Thau, der neue Keime weckt." — „Sie arbeiten also unbeirrt weiter?" — „Ganz recht, meine Gnädige." — „Wo Sie wissen, daß doch gleich über Sie hergefahren wird? Das nenne ich tapfer." — „Die Dichtkunst ist meine zweite Heimath, ihr habe ich dieselbe Treue geschworen, wie meinem deutschen Vaterlande." —

Leider wurde jetzt der Aufbruch ein allgemeiner und ob-

gleich ich für mein Leben gerne noch mit mehreren Kapazitäten geistigen Austausch gepflogen hätte, mußte ich mit Onkel Fritz die Heimreise antreten. Er hatte sich hinreichend ergötzt und meinte der Damenflor sei großartig gewesen. — „Siehst Du," sagte ich, „wie überflüssig es ist, auswärts herum zu suchen, wo am Platz viel mehr Auswahl und Besseres geboten wird?" — „Leider waren die Verheiratheten die Nettesten," entgegnete er. — „Sind das Grundsätze?" begehrte ich auf. — „Sei so gut," erwiderte er kurz und pfiff sich einen Walzer. „Wie war Ludwig Pietsch doch ganz anders," dachte ich „und wie erziehungsvoll benahmen sich die übrigen Herren. Aber Brüder haben selten schwesterliches Zartgefühl." —

Mein Herz war wie gespickt mit den Erlebnissen und erfüllt von den vielen Begegnissen mit hervorragenden Persönlichkeiten, daß ich meinem Karl das Wissenwertheste unverweilt mitzutheilen gedachte, aber er war eben so wenig munter zu kriegen wie das Dornröschen, welches soeben das erste Quartal von den hundert Jahren zu schlafen angefangen hatte. Ich rief: „Karl! Ich bin wieder da." — Er rippte und rührte sich nicht. Ich schüttelte ihn. Das war auch zwecklos. So viel schien mir aber sicher: sie mußten ein besonders schädliches Gift getrunken haben, denn so angeäthert war er noch nie gewesen.

Wie er wohl ins Haus gekommen sein mochte! Am Ende gar ausgeraubt? — Nein, seine Uhr lag auf dem Nachttisch und das Glas war noch heil. Aber das Portemonnaie? Es stach mit den Schlüsseln in der Hosentasche, wo er es sonst im normalen Zustande nie läßt. „Er wird morgen sträfliches Gehirnkneifen haben," sagte ich und untersuchte das Portemonnaie, dessen ungewohnte Dicke mir auffiel. Was war darin? Mindestens eine Handvoll Biermarken. Ich mußte wissen, was das bedeutete. „Karl," schrie ich ihm ins Ohr, „Karl, was sollen die vielen Biermarken?" und richtete ihn milde schüttelnd auf, so gut es gehen wollte. — „Minna . . . noch einen Schnitt . . . zum Abgewöhnen!" brachte er mühsam hervor und entwand sich mit einem Ruck meinen Händen, um wieder in die Kissen zu versinken. — „Warum er mich wohl Minna nennt," sann ich nach, „das ist doch ganz gegen seine übliche Manier. Na, nur Geduld, morgen werde ich schon erfahren, was sie mit ihm auf-

gestellt haben. Schade ist nur, daß er kein eingehendes Verständniß für das Preßfest haben wird, das nur mit einem völlig freien Kopf und Hingebung an das Ideelle begriffen werden kann.

Mit dem Gedanken, ob Ludwig Pietsch sich meiner wohl erinnern würde, löschte ich das Licht.

* *

Häusliche Kunst.

Wir hatten die billige Möbelausstellung in dem früheren Hygiene-Glaskäfig besucht und da die Preiswürdigkeit der einzelnen Gegenstände bei wirklich bestehender Gediegenheit erstaunlich war, erwarben wir ein Spinde, um den alten Kleiderspeicher, den wir auf dem Flur zu stehen hatten, endlich zu beseitigen. Die untersten Kasten gingen ja nie auf, wenn man recht hastig etwas herausnehmen wollte, und der Wurm war auch darin. Mein Karl war ebenfalls einverstanden, denn das neue Spinde ist in der Mitte durchgetheilt, so daß er nun sein Reich ganz für sich hat und nicht mehr bremmeln braucht, daß seine Sachen immer auf dem hintersten Haken hängen und ihm jedesmal gerade das Stück in die Hand fällt, was er nicht haben will.

Als wir jedoch das neue Spinde aufstellten, ergab sich, daß es kleiner war als das alte und die Wand nur unvollkommen bedeckte, weil diese Stelle früher nicht mit tapezirt worden war, denn ich erinnere mich noch recht gut, wie wir damals einen Rest nahmen, den der Tapetenfritze uns billig abließ und der nicht ganz reichte. Da wir etwas Passendes nicht zubekommen konnten, blieb die Wand hinter dem Spinde in ihrer ursprünglichen Verfassung schön blau mit Oelfarbe gestrichen. Man sah ja auch keine Spur davon.

„Nun muß der Flur wegen des neuen Möbels frisch tapezirt werden,“ sagte mein Karl, „wo bleibt da der Vortheil, Wilhelmine?“

„Sei nur unbesorgt,“ erwiderte ich, „Du sollst schon sehen, wie intelligent wir uns zu helfen wissen.“

Er ging kopfschüttelnd ab, aber er versuchte es nicht, mir mit unterschätzenden Worten entgegen zu sein.

Dieses ‚wir‘ bezog sich nun nicht auf mich allein, sondern auf Betti und mich, denn ohne ihre Hilfe war ich nicht veranlagt, meine Idee auszuführen.

Betti hat sich nämlich auf das Malen geworfen, da ihr das Gouvernantenwerden durchaus nicht zusagt und sie doch nicht ohne eine ernstliche Beschäftigung sein mag. Was soll sie auch erst ein wissenschaftliches Examen ablegen, um die Kinder rein zu halten und ihnen das bischen Buchstabiren beizubringen? Onkel Fritz bestärkte sie hierin, indem er behauptete: Kinder wären gräßlich, da ihre Beschäftigung nur in Schreien und Schlafen bestünde, wovon das letztere zu den Annehmlichkeiten in den Familien gehörte, aber ich sagte: „Du wirst einmal ganz anders reden, mein Junge.“ Hierauf erwiderte er: „Ich bin allerdings durch unsere Vereinsbarden ziemlich abgehärtet worden, aber an Säuglingskonzerte gewöhne ich mich nie, oder ich müßte mir schon Gummiohren anschaffen.“

Ich entgegnete: „Kinder haben Engelsstimmen, jedoch müssen es freilich die eigenen sein. In Eurem Gesangverein ‚Keuchhusten‘ mögt Ihr Euch einen netten Stiefel zusammensingen. Mich wundert nur, daß die Nachbarsleute so etwas dulden.“ — „Die geben noch was zu. Wenn sie nicht eine Maus im Glaskasten zurückbehalten hätten, würden sie nicht mehr wissen, wie so'n Biest aussieht.“—

Betti hatte von jeher Sinn für das Malerische. Schon als Kind schnitt sie die Figuren aus dem Modenjournal, malte sie sehr niedlich an und klebte sie in ein Schreibheft. Außerdem ist das Malen jetzt so sehr in Aufnahme bei den Damen, daß die ersten Berühmtheiten ihnen Stunde geben. Und wie wird die Malerei heutzutage bezahlt! Menzel hat kürzlich für ein einziges Bild neunzigtausend Mark bekommen, und wie Betti sagt, hat er gar nicht einmal von den kostspieligsten Farben genommen. Solche Ansprüche würden wir natürlich nicht erheben, obgleich man die Auslagen gerne wieder heraushaben möchte.

Allerdings ist Betti noch bei den ersten Anfangsgründen auf Holzsachen, aber ich kann nur sagen, daß sie sehr fleißig

ist. Drei Kleiderbürsten hat sie schon gemalt, eine für mich, eine für ihren Papa und eine für Doktor Wrenzchen, alle drei verschieden mit Blumen darauf; man konnte glauben, sie wären in einem Laden gekauft, so künstlerisch vollendet nahmen sie sich aus. Wenn nur das Lackiren nachher nicht so theuer käme. Sie versuchte es anfangs allerdings selbst, aber es wollte ihr nicht recht gelingen, es kam nicht die richtige Glattheit heraus. Die kleineren Gegenstände, wie die Tellerchen, Papiermesser, Taschenbücher, Dosen und Kästchen sind sehr nützlich zum Verschenken; es giebt in Bekannten- und Freundinnenkreisen Geburtstage genug, um irgendwo anständig mit zu bleiben.

Ich sagte also zu Betti: „Kind, nun kannst Du Dein Talent zeigen, wir wollen Vatern einmal gründlich überraschen. Da, wo die Tapete bei dem neuen Spinde fehlt, malst Du akkurat solches Muster hin, wie das Uebrige. Er wird sich wundern wenn er die Täuschung nicht eher vom Original unterscheidet, als bis er auf das Genaueste zusieht!"

Betti meinte zwar, es würde wohl zu schwierig sein, da sie noch keine Wandmalerei gehabt hat und ja erst später bei Gussow kommt, wenn sie mit den Holzsachen und hierauf mit dem Landschaftlichen durch ist, das sehr gewissenhaft im Verein der Künstlerinnen gelehrt wird, aber sie wollte es doch versuchen.

Ich freute mich schon von vornherein darauf, wenn ich meinen Karl fragen würde: „Na, was sagst Du dazu? Und die Kosten nicht der Rede werth. Einfach nur durch häusliche Kunst." —

Wir nahmen nun ein paar alte Sahnetöpfchen und gingen Farbe holen. Es war nicht leicht, die richtigen Nummern zu finden, aber ich eilte zurück und polkte ein Stück Tapete ab, das nach unten hinter dem Spinde saß, und brachte es dem jungen Mann im Materialgeschäfte. Daraus konnte der sich sofort vernehmen und so mischte er denn die Farben ganz naturgetreu. Als Betti dies sah, bekam sie ordentlich Lust zum Malen, woran man ja auch die eigentliche Begabung erkennt. Auch die Pinsel suchte der junge Mann aus, einen großen zum Grundiren und mehrere kleine zum Ausführen. — Noch an demselben Abend zeichnete Betti das Muster auf und am nächsten

Morgen, als mein Karl ins Kontor gegangen war, machten wir uns an die Arbeit. Das heißt Betti übernahm das Künstlerische und ich stand und sah zu, um ihr mit gutem Rath behilflich zu sein. Da sie aber sagte, daß sie es nicht könnte, wenn ich ihr auf die Finger sähe, begab ich mich in die Küche, und weil wir gerade Kaulbarsche hatten, die mein Karl mit Leidenschaft ißt, wenn sie gut geschuppt mit etwas Bolle und Petersilienwurzel recht kurz eingekocht sind, so hatte ich Arbeit genug, zumal Köchinnen schon allein wegen des Zurechtmachens abgeneigt gegen Kaulbarsche sind und deshalb immer lügen, es wären auf dem Markt keine gewesen.

Ehe mir jedoch die letzten durch die Hände gegangen waren, trieb mich das mütterliche Kunstinteresse, zu sehen, wie weit Betti wohl mit ihrer Freskomalerei gekommen sei. Ich fand sie in keiner anheimelnden Verfassung, denn als ich auf den Flur trat, fragte sie: „Was willst Du?" — Ich merkte gleich, daß ihr was nicht paßte, denn wenn sie mit der Stimme bufft, ist sie zu zarten Umgangsformen schlecht aufgelegt, und fragte daher mit möglichster Lieblichkeit: „Nun, hat es schon geschafft, mein Kind?"

Betti stieg von der Küchenleiter herunter, auf der sie gestanden hatte, um das Muster oben anzulegen, und prüfte die Arbeit aus perspektivischer Ferne.

„Findest Du, daß es so gut wird?" fragte sie.

Was sollte ich nun antworten? Sagte ich ‚nein', so wäre Betti im Stande gewesen und hätte gesagt: dann nimm Du die Farbe und die Pinsel und mache es selbst. Sagte ich ‚ja', dann wäre die Malerei so geblieben, und mein Karl hätte alle Ursache zu einem Verweise gehabt, denn was das Kind sich zurecht gemalt hatte, war nicht recht etwas.

„Betti," sagte ich, nachdem ich das Ganze von verschiedenen Standpunkten aus mit ziemlichem Kunstverständniß betrachtet hatte, „das Muster ist sprechend ähnlich, aber die Farbe scheint mir nicht ganz zu stimmen. Kommt es Dir nicht auch vor, als wenn sie um ein paar Nummern zu hell wäre?"

„Sie ist zu hell," sagte Betti, „aber wie kann das möglich sein, da der junge Mann sie doch genau nach der Probe gemischt hat? Sollte es am Ende an dem Licht liegen? Du

weißt, Mama, wie die Künstler immer klagen, daß die Beleuchtung ihre besten Gemälde verdirbt."

Ich wollte die Möglichkeit schon zugeben, als ein höchst unangenehmer Gedanke in mir aufdämmerte. Und so, wie ich dachte, war es auch gewesen. Ich hatte nämlich die Tapetenprobe von einer Stelle genommen, wo sie von dem alten Spinde bedeckt gewesen war und sich deshalb in ihrem ursprünglichen helleren Naturzustande erhalten hatte.

„Ja, Mama," sagte Betti etwas ärgerlich nach dieser Entdeckung, „wenn Du so durchaus gar nichts von der Malerei verstehst, warum mengst Du Dich denn hinein?"

„Oho," entgegnete ich, „das darfst Du mir nicht sagen, ich habe im Vatikan, neun Treppen hoch, die echten Raffaels gesehen und die übrigen Berühmtheiten in Oel dazu!"

„Mama," erwiderte Betti, „hier nützt der ganze Vatikan nichts, ich muß hin und die richtigen Töne anrühren lassen."

Betti zog ein Stück nachgedunkelter Tapete von der Wand ab und flog davon, da sie noch gerne vor Mittag mit der Arbeit fertig sein wollte, während ich meinen Gedanken nachhing. So viel war mir klar geworden: leicht ist die Kunst keinenfalls und sie beansprucht einen tüchtigen Posten Genie.

Als Betti wiederkam, sagte sie: „Mama, so wie wir beide meinen, geht es nicht. Erst muß der Grund gemalen werden, und wenn der trocken ist, wird das Muster darauf gesetzt."

„Woher weißt Du denn das?"

„Der junge Mann in dem Farbengeschäft belehrte mich darüber; er ist früher selbst auf der Akademie gewesen."

„Hat er denn schon bei Gussow gehabt, daß er sich so auskennt?"

„Danach habe ich ihn nicht gefragt, aber er sagte, das Farbenverkaufen brächte mehr ein als die Kunst."

„Das hat er Dir nur vorgesohlt, um sich gewissermaßen zu entschuldigen. Bedenke doch, was dazu gehören würde, ehe Menzel für neunzigtausend Mark Oelfarbe und Fußbodenlack verkauft hätte? Er müßte ja wohl Tag und Nacht im Laden stehen. Nein, man kann den Menschen nicht so ohne weiteres glauben, sondern muß ihren Gedankengang stets nachrechnen."

Während wir uns so unterhielten, hatte Betti das Stück

Wand mit dem großen Pinsel gegründet. Da noch Farbe in dem Quast saß, versuchte ich in der Küche am Holzkasten wie es ging; es war durchaus nicht schwer. „Betti," rief ich erfreut, „von jetzt an gebrauchen wir keinen Maler mehr im Hause, wir machen alles selbst und sparen einen hübschen Groschen dabei!" —

Als mein Karl zu Tisch kam, konnte ihm die angefangene Malerei natürlich nicht verborgen bleiben, da sie im Trocknen begriffen war. Er besah sie, schüttelte den Kopf und sagte: „Wilhelmine, ich fürchte, man wird den Unterschied doch merken. Laßt das Malen lieber unterwegs und tapezirt den Flur."

„Geld zum Fenster hinauswerfen?" entgegnete ich, „nein, mein Karl. Uebrigens heißt es die Kunst nicht aufmuntern, wenn man sie übereilt in ihren Anfängen tadelt. Warte nur ab und dann urtheile. Morgen wirst Du schon einen ganz anderen Anblick genießen." — Das war auch der Fall, aber in der entgegengesetzten Richtung, wie ich erwartet hatte. —

Woran es nun lag, weiß ich nicht, aber als Betti am nächsten Tage das Muster malte, ward die Wand immer merkwürdiger. „Betti," sagte ich einlenkend, „ich glaube, Du hast den rechten Schwung noch nicht ganz heraus, was meinst Du, wenn wir die totalen Wände ebenmäßig anstrichen? Wenn Papa auch mehr für Tapete ist, weil er uns wenig zutraut, so wird er sich doch schon zufrieden geben, wenn der Flur sich präsentirt wie ein Juwel."

Wir schickten unser Mädchen Doris mit einem Topf, wo ungefähr für vier Wände Farbe hineinging, nach dem Materialisten und ließen noch einen recht großen Gründungspinsel für mich mitbringen. Angeregt durch die alte Stelle und weil das Frühere wieder Mode ist, hatten wir uns für Himmelblau entschieden.

Wir waren nicht schlecht fleißig. Betti nahm, auf dem Küchentritt stehend, die oberen Regionen, während ich auf dem Fußboden knieend das Untere strich. Wenn die Farbe alle war, tobte Doris nach frischer. Es war die reine Hasenjagd.

„So," sagte Betti scherzend, denn das Malen machte ihr ebensoviel Spaß wie mir, „nun müßte Besuch kommen."

„Den könnten wir gerade gebrauchen,“ rief ich. „Kind, wir müssen uns sputen, damit wir nicht gestört werden und die Arbeit in einem Guß vollendet wird, ehe Papa kommt.“

Eile ist aber theils anstrengend, theils schädigend. Im Eifer stieß Betti den Farbentopf von der Küchenleiter und das gute Blau quatschte auf den Boden.

Es giebt nichts Abscheulicheres als umgeworfene Oelfarbe. Wir wischten sie auf. Sie kam aber immer wieder. Nicht weg zu kriegen. — „Der Fußboden hätte so wie so gemalen werden müssen,“ tröstete ich Betti. „Doris muß doch bald wieder laufen, da kann sie gleich braune Fußbodenglasur mitbringen.“

„Und recht hübsches Roth für die Borte oben und unten,“ fügte Betti hinzu.

„Sollte ein Oberkopf voll genug sein?“

„Laß sie die große Kontortasse nehmen,“ meinte Betti. Das Mädchen eilte davon. —

Betti hatte recht, die Borten fehlten noch, um die künstlerische Abrundung zu erzielen, sie hoffte ebenso wie ich, wenn die rothen Streifen erst gezogen wären, würde man kaum sehen, daß die Malerei ein wenig unegal gerathen sei.

Als die Farbe kam, sagte ich: „Betti, fange nur gleich mit der Borte an, ich will schon die Wände besorgen; wenn Papa kommt, muß das Werk gethan sein.“

Das Kind wieder auf die Leiter hinauf, aber da Betti in der einen Hand das Lineal und in der anderen den Pinsel hielt, so mußte das Mädchen unten stehen und ihr die Kontortasse hochreichen.

Nach einer Weile sagte Doris: „Fräulein müssen nicht so kleckern, ich hab' schon die ganze Taille und das ganze Gesicht voll Farbe.“ — So war es auch. — „Ich hab' die Taille erst zum zweiten Male an,“ murrte das Mädchen weiter.

„Nu ja,“ entgegnete ich, „wenn die Farbe in der Wäsche nicht ausgeht, kriegen Sie eine neue.“ — Ich wandte mich wieder zur Arbeit. Noch einige kräftige Striche und ich konnte ausrufen: „Fertig!“

Aber ehe ich so weit war, rief Betti kläglich: „Mama, die Borte will gar nicht, sie läuft immer herunter auf das Andere; es ist rein zum Verzagen.“

Ich muß sagen, ich hatte nicht gerade allzuviel von der

Borte erhofft, aber so nichtswürdig bin ich noch nie getäuscht worden. Die rothe Farbe war richtig in langen Strähnen auf die blaue heruntergesickert und zu den ausgesuchtesten Fransen ausgelaufen. Wir versuchten die rothen Streifchen wieder mit dem Blaupinsel nach oben zu treiben, aber es ward nur noch schlimmer.

„Wir müssen morgen ganz von vorne anfangen," sagte Betti.

„Noch einmal die Schmiererei?" rief ich entsetzt. „Kind, sieh blos, wie Du Dich eingesiehlt hast, wie ich aussehe und wie die Doris aussieht."

„Wurschtmachen auf'n Lande is nischt dajejen," sagte Doris.

Ich wischte noch den letzten Rest Blau auf die Wand, Doris räumte die Farben und Pinsel fort, und Betti und ich gingen uns anziehen. Ich hätte nie gedacht, daß Oelfarbe so spritzen kann; ganz hinten im Nacken hatte ich welche zu sitzen. Und wie schwer sie unter den Fingernägeln weggeht! Es ist erstaunlich, was so ein bißchen Farbe austhut, wenn sie an den verkehrten Fleck kommt. Und wie die Handtücher aussehen wurden. Es war schon nicht mehr schön.

Wir hatten kaum unsere Toilette beendet und uns so gut renovirt, wie es in der Geschwindigkeit ging, als mein Karl und Onkel Fritz kamen. Ich erkannte an ihren Stimmen, wie sie das Werk unserer Hände bewunderten.

„Wir gehen nicht hinaus," flüsterte ich Betti zu, „laß' sie nur mit Ruhe den ersten Eindruck überwinden, der ist meistens der machtvollere."' —

Sie traten ins Zimmer. Mein Karl, wie ich sofort erkannte, nicht in der besten Laune, aber Onkel Fritz glänzten die Augen ordentlich vor Vergnügen und die schlechten Witze sah ich förmlich auf seinen Lippen herumturnen.

„Wilhelmine, hab' ich Dir nicht gesagt . . ." wollte mein Karl seine Vorwurfsrede beginnen, aber Onkel Fritz fiel ihm lachend ins Wort:

„Nee, Karl, alter Junge, spiele nicht den Kunstbarbaren, solchen Flur, wie Deinen Flur giebt's nicht noch einmal auf der ganzen Welt. Wenn Du den auf'n Cantiansplatz ausstellst, geben sie Dir die große goldene Medaille."

„Ich verbitte mir jede Anzüglichkeit," sagte ich verletzt, „wenn man thut, was man kann, hat man nicht nöthig, sich noch obendrein verspotten zu lassen."

„Dir hat wohl die blaue Grotte Modell gesessen?" fragte Onkel Fritz, ohne auf meine Abweisung Rücksicht zu nehmen. „Wenn Du noch einen Kahn an das neue Spinde bindest, ist sie komplett."

„Bitte, sei nur gerührt," erwiderte ich, „die Hauptsache ist die Ersparniß, wovon Du als Junggeselle aber nichts verstehst."

„Ersparniß?" fragte mein Karl. „Was hat denn die ... die ... (er rang nach einem gelinden Ausdruck, mein guter Mann) der Schw ... der Scherz gekostet?"

„Die Arbeit kommt in Wegfall, also dafür ist auch nicht ein Pfennig zu entrichten, das Uebrige habe ich vorläufig anschreiben lassen."

Mein Karl rief Doris, damit sie die Rechnung von dem Farbenhändler holen sollte. Doris kam sogleich, weil er ziemlich barsch gerufen hatte. Als Doris antrat, schrie Onkel Fritz laut vor Wonne auf, denn sie hatte noch keine Zeit gehabt, die rothe Farbe gänzlich von sich zu entfernen, und sah für Uneingeweihte recht beängstigend aus. Selbst mein Karl sagte: „Doris, so können Sie unmöglich auf die Straße; die Leute würden glauben, Sie kämen eben vom Morden."

Mir war es außerordentlich lieb, daß sie nicht gleich ging und ich durch umsichtige Leitung des Gesprächs meinen Karl von der Rechnung abbringen konnte, denn wie sich bei der Bezahlung herausstellte, hatten wir ein nicht ungeringes Theil Farbe verschmaddert, wofür bequem hätte neu tapezirt werden können, ohne gerade von der billigeren Sorte zu nehmen, was nun dennoch geschehen mußte. Von dem ruinirten Zeug und von der neuen Taille, auf welche Doris unerschütterlich bestand, habe ich Karl'n erst erzählt, als die Angelegenheit schon fast vergessen war und ich ihm hoch und heilig gelobt hatte, die häusliche Kunst nicht wieder auf Thüren und Wände auszudehnen, sondern erfahrene Handwerker zu nehmen, die doch auch leben wollen. Ich hätte nie geahnt, daß Sparsamkeit unter Umständen so ins Geld laufen kann. —

Betti ist jetzt wieder bei den Holzsachen, obgleich Onkel

Fritz meint, sie besäße kolossales Talent zum Menschenmalen ... das hätte er an der Doris gesehen. Natürlich haben wir für solchen Hohn nur kühle Verachtung, und wer weiß, ob der Flur nicht noch sehr schön geworden wäre, wenn wir unseren Eingebungen ungehindert hätten folgen können? Die alten Meister brauchten Jahrhunderte, ehe sie ihren Höhepunkt erreichten, und wir hatten kaum zwei Tage zur Verfügung, aber davon hat Onkel Fritz keine Spur von einer Idee.

Wie lange Betti noch auf Holz malen wird, das muß sich bald entscheiden, denn ich sehe bereits eine Ueberproduktion voraus und wohin soll man zu allerletzt damit? Es wird meine Aufgabe sein, sie für die Literatur zu gewinnen, obgleich sie sich von Wichmann-Leuenfels nicht viel verspricht.

❧ ❧

Regatta.

Es war die höchste Zeit, daß die Regatta abgehalten wurde, denn seit drei Wochen verdarb uns die Ruderei die gemüthlichen Sonntagsmittage. Nichts ist familiärer, als wenn die Angehörigen am Sonntag zusammenkommen: das Geschäft bleibt hinter den verschlossenen Kontorthüren, die Damen ziehen das Neueste an, was sie kürzlich haben machen lassen, und die Herren ehren den Feiertag mit der frischesten Wäsche und dem guten Tuchrock. In der Küche wird sich ebenfalls etwas mehr Mühe gegeben, als an den anderen Tagen, und wenn das Kochbuch sonst auch nicht gebraucht wird, so kann man es am Sonntag doch nicht entbehren, um die Gesellschaft mit einem besonderen Gerichte zu überraschen. So ein Familiensonntag hat wirklich etwas Sonniges an sich.

Mein Schwiegersohn, der Doktor Wrenzchen, war gleich von Anfang an dafür, weil sie dann nicht nöthig haben, bei sich zu kochen und ihr Mädchen ausgehen kann, das natürlich in der unerhörtesten Weise verwöhnt wird, und Onkel Fritz ist schon seit Jahren unser ständiger Sonntagsgast. Kommt noch der eine oder der andere von seinen Freunden mit, so ist uns das recht, und wenn Betti eine Freundin bittet, so

mögen wir das gern. Junge, hübsch angezogene Freundinnen zieren ungemein.

Das Essen allein macht jedoch nicht glücklich, es muß sich auch nett unterhalten werden, und das hatten wir meistens, denn der Doktor sammelt die ganze Woche über kleine Lächeln erregende Geschichten und Onkel Fritz ist lange nicht auf den Mund gefallen. Nur zu arg muß er es nicht machen.

Seitdem nun aber die Ruderübungen wieder angingen und die Regatta näher heranrückte, hatte Onkel Fritz nur noch Sinn für den Wassersport, wie sie es nennen, denn er hat nicht genug an seinem Gesangverein, sondern mußte natürlich Mitglied vom Ruderklub werden, als der in die Mode kam. Theils bewegte er sich in ganz fremden Ausdrücken, theils hatte er einen Ton angenommen, der auf eine Herabminderung der Bildung durch die Seeluft schließen ließ und den ich ihm des Oefteren verweisen mußte. Dazu kam, daß der Doktor von dem Nutzen des Ruderns durchaus nicht so begeistert war, wie Onkel Fritz, und sich hartnäckig weigerte, zahlendes Klubmitglied zu werden. Die beiden kriegten denn auch jedesmal das Streiten. Früher neckte Onkel Fritz den Doktor öfters damit, daß die Armleuchter, welche seine Kollegen ihm als Hochzeitspräsent verehrt hatten, nur plattirte Waare sei, was dieser ablehnte, aber der Dialog ward doch niemals so unleidlich wie jetzt, und da soll man noch mit Lust und Liebe und expressen Zuthaten kochen? —

Es war daher wirklich der äußerste Termin, daß die Regatta den ewigen Meinungsverschiedenheiten ein Ende machte. Wenn die Menschheit ihre Kräfte untereinander gemessen hat, ist sie ja beruhigt, einerlei, ob sie nun einen richtigen Krieg machen, Wettrennen anstellen oder auf dem Wasser starten, wie es in dem Schifferlatein heißt. Mühe geben die Bootsleute sich freilich genug, denn sie lassen eigens einen Mann aus London kommen, der ihnen das Biertrinken und das Kartoffelessen abgewöhnt. Nur Fleisch dürfen sie zu sich nehmen und das Rauchen ist ihnen ganz verboten, weil es die Körperkraft ebenso schwächt wie junges Gemüse und spätes Aufbleiben. Dafür müssen sie mit dem Morgengrauen aus ihren Wolldecken und rudern, bis sie Hühneraugen in den Händen haben und nur noch Muskeln und Sehnen sind.

Diese Art von Kur nennen sie Training. Ich möchte wohl wissen, was von Herrn Kleines nachbliebe, wenn der getrainingt würde. Ich fürchte, nur das Skelett mit dem Augenglas, das er sich neuerdings zugelegt hat, und vermuthlich der Geist, den selbst Onkel Fritz ihm nicht ganz absprechen kann. —

Endlich kam der lang erwartete Tag, aber auch gleichzeitig ein abscheuliches Wetter, denn alle Tage vorher goß es mit Mollen und an dem Sonntagmorgen dreeschte es egal weg. Da jedoch auf alle Fälle gerudert werden mußte, weil von auswärts Wettkämpfer gekommen waren, beschlossen wir, am Nachmittag dennoch nach Grünau hinauszufahren. Wenn man nur will, kann man sich auch im Regen amüsiren. — Wir hatten aber Glück, denn als wir um halb Drei auf dem Görlitzer Bahnhof anlangten, zeigte der Himmel hoch oben schon einzelne hellblaue Lücken. Es konnte noch gut werden.

Nun aber diese Menschenmenge auf dem Bahnhofe. Ein Faß Anchovis ist gar nichts dagegen. Raum war überhaupt nicht, es schob sich dicke in die Vorhalle von draußen hinein und schob sich dann ebenso dicke in die Ankunftshalle hinaus, aber jeder bekam sein Billet und auch seinen Platz im Zuge, denn sowie ein Zug abgedampft war, fuhr gleich ein anderer vor. Maybachen sein Geschäft blühte. Als er am Abend Kasse machte, hat er gewiß gesagt, daß die Ruderer schönes Geld unter die Leute bringen. Und auch die Droschken verdienten, und die Pferdebahnen und die Kremser, es war eine förmliche Völkerwanderung nach diesem Ende der Stadt, wohin man sonst nur selten kommt.

Je mehr der Himmel sich aufklärte, um so vergnügter wurden die Menschen und in unserem Wagen ging es munter her, obgleich wir sehr überzählig waren, aber da der Doktor seine Frau auf den Schooß nahm und mein Karl sich möglichst zusammenzog, konnte es gehen, zumal wir bald in Grünau anlangten.

Vom Bahnhof hatten wir noch zehn Minuten durch den Kiefernwald zu gehen. Schon von fern bummerte die Musik; wir sahen eine hübsche Ehrenpforte, die für den Kronprinzen errichtet war, und dann kamen wir zu der Treppe, die auf unsere Tribüne führte, zu der Onkel Fritz uns die Billets be-

sorgt hatte. Ich stieg hinauf, ohne mir gerade viel zu versprechen, aber ich war doch höchlichst überrascht, als ich oben stand, und nun hinabsah.

Dieser Anblick! Die Spree macht sich bei Grünau ganz breit und liegt wie ein schöner großer See da, dessen Ufer sanft aufsteigen, vorne nach dem Wasser zu als schmales Wiesenland, das von Eichen- und Kiefernwald begrenzt wird. Weiter oben nach rechts erheben sich die Müggelberge wie eine Gebirgslandschaft im Kleinen und nach links in der Ferne kuckt der Kirchthurm von Köpenick freundlich aus dem Gebüsch hervor. Nun hatten sie dem Langen See, wie die Spree hier heißt, Festschmuck angethan, denn mitten darin lag eine endlose Reihe von großen und kleinen Segelbooten, alle von oben bis unten mit unzählbaren Flaggen und Wimpeln bedeckt, die lustig im Winde flatterten. Man glaubt kaum, daß es so viele Flaggen geben kann und so bunte dazu. Und nun die vielen Dampfboote, die in einem fort neues Publikum heranführten und die Hunderte und aber Hunderte von Booten mit Herren und Damen darin und einem vergnügten Lappen am Ende. Es wimmelte nur so auf dem Wasser. Auf den Tribünen saßen Tausende und an den Ufern standen noch mehr Tausende und vernünftige Leute hatten Zelte aufgeschlagen, wo die vielen Menschen Erfrischungen bekommen konnten.

Ich konnte mich nicht satt sehen an diesem Getreibe hier in der freien Natur, auf dem waldumkränzten See und an den Ufern und ich denke, Alle, die draußen waren, sind ebenso entzückt gewesen wie ich.

Dicht neben unserer Tribüne war der Pavillon für den Kronprinzen erbaut, aus rothem Stoff mit Goldfransen, geschmückt mit Eichenlaubguirlanden, gerade dem Ziel gegenüber, wo der Wettkampf entschieden wird. Und nun hörten wir Hochrufe. Der Kronprinz kam. Er trat in den Pavillon, begleitet von Prinz Wilhelm und Prinz Heinrich. Alles erhob sich von den Sitzen und rings von den Ufern und von den Booten und Schiffen brauste ihm ein jubelndes Willkommen entgegen. Die Musik spielte ‚Heil Dir im Siegerkranz‘ und als nun der Kronprinz freundlich dankend den Gruß erwiderte, da brach gerade die Sonne durch und in

hellem Glanze strahlte das farbenreiche Bild auf. Das Wasser glitzerte, die bunten Wimpel flimmerten wie ein nagelneuer Tuschkasten und Wald und Wiese leuchteten so maifrisch und so goldig. Es war das schönste Wetter am grünen Strand der Spree, richtiges Hohenzollernwetter. —

Nun begannen die Wettkämpfe. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen, daß die Ruderer ganz weit unten, hinter der Bammelecke, wo auch Tausende Stehsitz genommen hatten, abgefahren seien, und gleichzeitig ward an einem hohen Mastbaum ein rother Ballon aufgezogen, der sich in der grünen Natur ausnahm, wie eine einsame riesige Mohnblume. Noch sah man freilich nichts von den Booten, dann aber bogen sie um die Ecke. Wer ein Fernglas hatte, der richtete es dorthin, wo sie sich zeigten. „Wer ist vorn?" hörte man fragen, „die Berliner?" — „Die Magdeburger scheinen mit ihnen gleich zu sein." — „Wo sind die Stettiner?" — „Ziemlich zurück." — „Die Berliner sind vor." — „Jetzt kommt die Biegung, da wird sich's zeigen." — „Bravo, die Berliner haben Vorsprung!" — Die Boote kommen näher, die Mannschaft mit dem großen rothen Stern auf dem Rücken voran, die weißblauen Stettiner nicht weit von ihnen. Nun aber galt es! Wie sie die Ruder eintauchten — immer rascher — immer kräftiger — die Boote sausten nur so durch das Wasser, als wären es Rasirmesser. Und nun flog das erste Boot durch das Ziel! Es waren die Rothgesternten vom Berliner Ruderklub. Sie hatten gesiegt!

Ich war so aufgeregt, daß ich kaum mit in das allgemeine Belobungshurrah einstimmen konnte, dafür jauchzte der Doktor aber für Zwei und schmunzelte für Drei, denn über alles Schätzenswerthe, was sich in Berlin ereignet, freut er sich wie ein Schneekönig. Die Ruderer hielten an. Wie sie pusteten. Es muß eine Pferdearbeit sein, das Gewinnen. Dann salutirten sie vor dem Kronprinzen und fuhren zurück.

Den Freudenjubel dämpfte jedoch der Himmel jetzt dadurch, daß er eine Regenwolke sandte, die besonders große Tropfen fallen ließ. Die Schirme wurden aufgespannt und verschwunden war mit einem Male alles Festliche und Heitere. Aber dies war nur für den ersten Augenblick, denn nach dem Lachen und Kichern unter dem großen Dach von Schirmen

zu urtheilen, hatten die Meisten sich in das Unvermeidliche gefügt und machten Scherze, weil der Unmuth kleine Mißgeschicke auch nicht um eine Handbreit besser macht. Nur wer einen neuen Sammtumhang anhatte, stimmte nicht mit aus vollem Herzen ein, da er mindestens nach Spindler zum Aufbügeln muß und seine erste Schönheit einbüßt. Deshalb eignet sich für Feste mit Regen hauptsächlich das Einfachere.

Als ich ruhig in Betrachtungen versunken unter dem Schirm hockte, flüsterte mein Karl mir zu: „Hast Du sie gesehen?" — „Wen?" fragte ich. — „Bergfeldts." — „Die Möglichkeit!" rief ich. — „Emil ist da mit seiner Braut und zukünftigen Schwiegermutter. Die Bergfeldten ebenfalls. Sie sitzen unten auf den theuersten Plätzen." — „Die darf natürlichermang nicht fehlen. Als wenn es ohne sie nicht ginge," erwiderte ich, über solche Dünkelhaftigkeit aufgebracht, „wo sie sonst doch zufrieden sein mußte, wenn sie überhaupt irgendwo mit hinkam." — „Sie haben Champagner vor sich," fuhr mein Karl fort. Dies kostete mich eine Lache. „Sie sollten lieber das Geld nehmen und ihren Bierfuhrmann mit bezahlen," sagte ich darauf, „vom Champagner versteht die doch nicht mehr als der Bauer vom Gurkensalat. Wir könnten es ganz gut, mein Karl, aber wir thun es nicht, dazu sind wir zu anspruchslos. Wenn Du mir nachher eine Tasse Kaffee spendiren willst, werde ich sie mit großem Danke annehmen. Man müßte sich ja geniren, so großpraatschig dazusitzen wie gewisse Leute." —

Es drippte zwar noch ein bischen, aber als Jemand mit lauter Stimme rief „Schirme herunter" klappte Alles zu, da ein richtiges Kommando immer Gehör findet und ein einzelner Paraplü von der Umgebung doch nicht geduldet worden wäre. Auch klärte es sich schon wieder auf und die Sonne beschien bereits die Müggelberge. Es konnte nicht lange dauern, dann mußte sie auch bei uns sein.

„Es wird noch das schönste Wetter," sagte ich zu Betti, aber sie hörte gar nicht hin, sondern sah wie verloren auf das Wasser. Ich blickte sie forschend an. — „Kind," fragte ich besorgt, „hast Du geweint?" — „Nicht doch," entgegnete sie, „es ist nur ein Regentropfen!" und trocknete die Augen. — „Sollten Bergfeldts die Ursache ihres Kummers sein?" dachte ich, „das wäre doch zu verworfen von dieser Familie."

Als ich aber ihren Blicken folgte, sah ich weiter unten einen jungen Mann im Gespräche mit Anderen stehen, die mir wohl bekannt vorkamen. Es waren Herr Max und seine Freunde, aber so viel Mühe ich mir auch mit meines Mannes Opernglas gab, Herrn Felix Schmidt vermochte ich nicht zu entdecken. Nun wußte ich, was der Regentropfen zu bedeuten hatte: liebe Erinnerungen waren zur Thräne geworden, die in ein Nichts zerrann, wie die unausgesprochene Hoffnung, die wir im Herzen gehegt hatten, mein schweigsames Kind und ich. —

Unsere Aufmerksamkeit wandte sich jedoch wieder der Regatta zu, da jetzt das wichtigste Rennen kam, denn es ging nunmehr um den Ehrenpreis des Kaisers, einen Pokal, der nur auf ein Jahr in den Besitz des siegenden Klubs übergeht und aufs Neue vertheidigt werden muß. Im vorigen Jahre hatte der Berliner Ruderklub ihn gewonnen und nun wollten der Berliner Ruderverein, die Bremer und Frankfurter ihn auch mal haben. Es glückte ihnen aber nicht, obgleich die Frankfurter die Bremer zweimal angefahren hatten, weshalb sie das dritte Mal nicht mehr mitmachen durften. Der Ruderklub siegte auch diesmal und so blieb der Kaiserpreis in Berlin, wo er ja auch eigentlich hingehört. Der Kronprinz ließ sich die Sieger vorstellen und sprach viel mit ihnen, und wir Anderen standen ganz dicht dabei. „Er trage dem Rudersport seine wärmste Sympathie entgegen," hatte der Kronprinz gesagt, „und würde stets zu haben sein, wenn man seiner bedürfe." — Nein, wie war das prächtig.

Doktor Wrenzchen war durch die Siege bereits anderer Meinung geworden und nun, da er dies auch noch erfuhr, begrub er das Kriegsbeil, das er stets gegen Onkel Fritz schwang, wenn sie auf das Rudern zu sprechen kamen. „Na, alter Kronensohn, was sagst Du nun?" fragte Onkel Fritz ihn. — „Es sind ganz verfluchte Kerle, Eure Bootsleute," sagte der Doktor schäkernd. — Ich erlaubte mir, diesen Ausdruck sehr unpassend zu finden und sagte: „Lieber Doktor, an solchem Ehrentage für Berlin könnten Sie doch wohl etwas mehr auf die Wahl Ihrer Worte achten, oder hat das bischen Seeluft Sie auch schon verdorben? Was soll blos die Umgebung davon denken?" — „Schwiegermamachen," entgegnete

er, „das ist ja nur äußerlich." — Dann ging er mit Onkel Fritz einen Versöhnungsschoppen trinken.

Als sie wieder retour kamen, war der Doktor richtig zahlendes Mitglied geworden, was er jedoch meines Erachtens nach ohne Emmi's Bewilligung nicht hätte so mir nichts dir nichts thun dürfen. Auch mußte er bedenken, daß ihm Kosten daraus erwachsen, die man praktischer verwenden könnte, wie zum Beispiel für ausreichend Krebse, wenn er einmal wieder Gesellschaft giebt.

In der Zwischenpause kletterten wir von der Tribüne herunter und ließen uns an einem der vielen Tische, welche das Wirthshaus im Walde aufgeschlagen hatte, von meinem Karl mit dem versprochenen Kaffee traktiren, bei welchem wir zufriedener waren, als andere Leute bei Champagner. Emmi sowohl als Betti gaben mir beide hierin recht, sie mögen auch gar nicht mal gerne Champagner und mir ist er von Jugend auf gleichgültig gewesen. Wo die Witterung kühl und umschichtig regnerisch ist, zieht jeder Vernünftige etwas Heißes vor, aber wer prahlen will, stürmt auf seine Gesundheit ein und trinkt Kaltes. Das wäre meine Sache durchaus nicht. — Onkel Fritz führte uns nun zu den Preisen, welche geschmackvoll arrangirt auf einem Tische unter den Eichen standen: goldene und sil'berne Pokale, ein Ehrenschild aus Silber und mehrere werthvolle Gegenstände, theils altdeutsche Zimmer zu dekoriren, theils um den Durst zu stillen, alle aber von kunstgewerblicher Schönheit. Während die Töchter die Einzelheiten betrachteten und Onkel Fritz ihnen das Sinnbildliche der Verzierungen erklärte, bemerkte ich plötzlich nicht weit von mir Herrn Max und im Handumdrehen hatte ich ihn mir geangelt. Er war hierauf wohl nicht gefaßt gewesen, wie ich aus seinen verlegenen Mienen zurechtdividirte, aber ich ließ ihn gar nicht erst zur Besinnung kommen, sondern sagte: „Gut, daß ich Sie treffe, ich habe mit Ihnen zu reden. Geben Sie mir Ihren Arm." — Das that er und ehe er noch mucksen konnte, waren wir den Kindern aus der Sehnähe in der Kiefernhaide, wo der Grünauer Verschönerungsverein allerlei runde Wege angelegt hat, die jedoch von geradeauswollenden Leuten nicht respektirt werden.

„Ich habe mich sehr zu beschweren," begann ich, „und

zwar über das Betragen Ihres Herrn Freundes Felix gegen mich und unser Haus. Sie sind doch sein Freund?" — „Gewiß!" antwortete er. — „Nun gut also, dann wende ich mich an die richtige Adresse; als wahrer Freund werden Sie ihm kein Wort vorenthalten." — Er wollte etwas erwidern, aber ich sagte: „Bitte, keine Unterbrechung, ich bin an der Tour . . . Einer nach dem Andern. Nachher haben Sie auch das Recht. Warum hat Ihr Freund die Einladung zur Hochzeit nicht angenommen, die ich ihm extra schrieb, warum hat er sich nicht einmal entschuldigt? Welche Veranlassung haben wir ihm zu solcher Rücksichtslosigkeit gegeben? Ich glaube, wir ließen es an Gesellschaftlichkeit nicht fehlen, und Sie sind auch nicht viel besser. Was können Sie zu Ihrer Vertheidigung vorbringen?"

Er stand vor mir, den Blick auf den dürren Kiesboden geheftet, als wäre dort die Antwort geschrieben. Dann, nach einer Weile richtete er seine blauen milden Augen auf mich, die wie von Trauer umflort waren, und sprach leise nur das eine Wort: „Nichts."

„Das ist Alles?" fragte ich.

„Mehr kann und darf ich Ihnen nicht sagen."

„Sie waren in Tegel offen und vertrauensvoll gegen mich, Sie waren glücklich in dem Glücke Ihres Freundes. Sind Sie ihm heute noch ebenso redlich gut wie damals?" — „Ebenso," sagte er fest und seine Züge nahmen einen leuchtenden Ausdruck an. — „Also lösen Sie mir das Räthsel."

Er schwieg wieder und sagte darauf: „Noch ist nicht die Zeit, aber verlassen Sie sich darauf, Sie sollen Alles erfahren, wenn die Stunde gekommen ist; und dann hoffe ich, wird sich alles zum Besten wenden." — „Das ist nichts Genaues," rief ich, „ich möchte mir mehr Begreiflichkeit ausbitten!" — Er gab hierauf keine Antwort, sondern fragte: „Darf ich ihm einen Gruß von Ihnen schreiben, das würde ihm unendlich wohlthun?" — „Er ist also nicht hier?" — „Felix hat Berlin verlassen." — „Warum?" — „Um sich in seiner Branche zu vervollkommnen." — „Grüßen Sie ihm meinetwegen von mir, ich wäre nicht besonders gut auf ihn zu sprechen," erwiderte ich, „und Sie mit Ihrer Geheimnißkrämerei können mir auch gewogen bleiben." — „Es thut mir leid, Ihren Zorn auf mich geladen zu haben, aber ich trage ihn gern um meines Freundes willen." — „So ist es nicht gemeint, aber irgend etwas ist

branstig, darüber täuscht mich Ihre Freundschaft nicht einen Augenblick. Ich erwarte, daß Sie Ihr Versprechen halten, wenn es an der Zeit ist." — „Das wird meine Pflicht sein, wenn auch eine schwere." —

Da doch nichts Gescheites aus ihm herauszubringen war, kehrten wir zurück. Als wir an dem Halteplatz der Kutschen vorbeikamen, sah ich Bergfeldts Emil bei einer Equipage stehen. So wie er mich gewahrte, machte er sich wichtig mit den Gäulen zu schaffen, that, als wenn eine Schnalle am Geschirr anders sitzen müßte und besah sich das Handpferd, wie ein sachgemäßer Roßkamm, obgleich seine Pferdekenntnisse doch höchstens von den Würsten herrühren, die sie zu Hause immer aßen. Gerade in diesem Augenblicke brachte der Kutscher ihm ein Glas Grog, das er sichtlich auf eine heimliche Weise bestellt hatte, denn er wurde roth, wie er merkte, daß ich ihn ertappte, und winkte dem Kutscher ab, der ihm jedoch falsch verstehender Weise das Glas erst recht präsentirte. „Ob er wohl öfter in aller Stille Einen nimmt," dachte ich, „oder ob es ausnahmsweise wegen der Kälte geschieht?" Ich beschloß, einmal mit Auguste Weigelt darüber zu sprechen. —

Die Regatta ward mittlerweile fortgesetzt und die Berliner blieben ebenmäßig beim Siegen. Wenn Berlin einmal Seestadt werden sollte, können die Ruderer bei Seeschlachten dieselben Dienste auf dem feuchten Element verrichten, wie die Ulanen auf dem trockenen, so schleunig sind sie. — Bei den spannenden Einzelkämpfen gewann ein Breslauer und als er beim Ziel ankam, wurde ihm ebenso heftig applaudirt und zugerufen wie den Berlinern. Sein Recht muß auch jedem werden.

Ich gestehe gern, daß ich mich trotz Bergfeldtens und des Herrn Max selten so gut amüsirt habe, wie bei der Regatta. „Was sie doch Alles in Berlin fertig bringen," sagte ich zu meinem Karl, „es macht mich ordentlich stolz, obgleich das Rudern durchaus nicht für Damen paßt, schon allein wegen des Kostüms, da es zu barft ist." — Mein Karl sagte: „Bei solchem Thun verweichlicht unsere Jugend nicht, und das Streben, auf jedem Gebiete der Erste zu sein, schadet dem Deutschen nicht." — „Aber es können doch nicht Alle sich dem Rudern widmen," warf ich ein. — „Auch nicht nöthig,"

erwiderte mein Karl, „das gute Beispiel wirkt. Da mag denn jeder versuchen, auf seinem Gebiete das Beste zu leisten und es den Konkurrenten in Tüchtigkeit zuvorzuthun.“ — „Du sollst recht haben,“ sagte ich, „in dem Nationalökonomischen weißt Du besser Bescheid, als ich.“ —

Mit einem übermenschlich langen Extrazuge fuhren wir wieder zurück nach Berlin. Die Landstraße, welche neben der Bahn herläuft, war voll von Fuhrwerk. Aus dem Zuge wurde den Fahrenden auf der Landstraße mit Taschentüchern zugewinkt und sie winkten munter wieder, einerlei, ob sie in Equipagen saßen, oder in Kremsern, oder auf Milch- und anderen Wagen, wo sie familienweise Platz gefunden hatten. Das kam wohl daher, weil sie Alle gleich froh waren, über das Wetter, über unseren Kronprinzen und über die Siege. Und der Kronprinz hat sich auch über seine Berliner gefreut, das sah man ihm an. Prinz Heinrich, der doch schon rund um die Erde gefahren ist, hat gesagt, er hätte nirgends in der Welt so etwas gesehen, wie den See im Festschmuck und die Ufer der Spree mit den vielen Menschen. Wir waren ja auch Alle miteinander hingerissen. —

Onkel Fritz blieb in Grünau zur kameradschaftlichen Feier der glorreichen Ereignisse. Er war noch zwei Tage hinterher rauh, wie mit einer ausgesengten Kehle, als er wieder zum Vorschein kam, und behauptete steif und fest, er hätte einen Holzhacker auf Stückarbeit im Kopfe. — „Wie kommt denn das?“ fragte ich ihn theilnahmsvoll. — „Vom vielen Gesundheittrinken, Wilhelmine,“ erwiderte er, „wir haben die Siege nicht schlecht begossen.“ — „Fritz,“ sagte ich, „nennst Du das Gesundheit, wenn Du kaum aus den Augen sehen kannst?“

„Wilhelm,“ sagte er, „schön war's doch!“

❦ ❦

Im grünen Grunewald.

Was ich allmählich sehr merkwürdig im Leben finde, ist, daß man die meisten Erfahrungen macht, ohne es zu wissen und erst später darüber klar wird, ob dieses oder jenes Begebniß eine Erfahrung war oder nicht. Man genießt zum

Beispiel an einem einladenden Abend die Natur draußen und achtet nicht darauf, daß man von dem schönsten Zug umsäuselt wird, aber wenn sich am nächsten Tage Gliederreißen, steifer Nacken, Hexenschuß oder sonst etwas Chirurgisches einstellt, wogegen flüchtiges Kampferelement hilfreiche Dienste leistet, so weiß man ganz genau, daß man im Zug gesessen hat und ist um eine Erfahrung reicher. Man nimmt sich allerdings vor, es nicht zum zweiten Male wieder zu thun, aber dann ist es vielleicht nicht der Zug, mit dem man sich versieht, sondern saure Milch, oder das Bier war zu eisig und man hat statt einer dicken Backe die einheimischen Semikolon-Bacillen weg, die jedoch in recht heißem Glühwein keine Existenz finden, wie sie auf dem Reichsgesundheitsamte entdeckt haben. Und das ist sehr gut, denn wenn die blos oberflächlich abgebürsteten Franzosen in ihren unkanalisirten Hafenstädten Krankheiten großzüchten, haben wir nun in Berlin nicht nöthig, Karbol-Bowle zu trinken, wie Onkel Fritz vorschlug, als wir Geheimrath Koch ein bischen an Frankreich ausgeliehen hatten und die Zeitungen täglich so voll von dortiger Cholera waren, daß man sie kaum mehr in die Hand nehmen mochte.

Glühwein ist eine wissenschaftliche Erfahrung, die sich schon bei der bloßen Angst bewährt, wie ich bei der Frau Polizeilieutenanten erprobte, die allein von dem Zeitungslesen Kollern im Leibe bekommen hatte und ihren Puls nicht finden konnte, als sie danach suchte, worüber sie in eine ganz unglaubwürdige Verfassung gerieth; denn wenn der Puls weggeht, ist das letzte Stadium da und der Mensch thut gut, über sein Leichenbegängniß nachzudenken. Einige Gläser Glühwein hoben die Symptome jedoch sofort und nach einer Viertelstunde konnte die Polizeilieutenanten den Puls überall fühlen. Es hämmerte unten in den Zehen, wie sie versicherte, ebenso gut wie in den Schläfen. Sie war gerettet. — „Frau Buchholz," sagte sie, „wenn Sie nicht zufällig gekommen wären, wer weiß, ob nicht schon der schwarze Omnibus für mich angeschirrt gewesen wäre?" — „Es sah allerdings bedenklich aus," erwiderte ich, „aber vom Abschrammen waren Sie doch noch ein nettes Endeken entfernt; Ihnen war blos die Bangigkeit stark aufs Innere geschlagen." — „Ich lese keine Zeitung wieder, als

bis die Obstzeit vorbei ist," sagte die Polizeilieutenanten. — „Daran thun Sie ganz recht," pflichtete ich ihr bei, „in der einen Hand eine mürbe Birne und in der anderen Hand nichts als Cholerafeuilletons, das könnte selbst der Riese Goliath nicht vertragen."—

So hatte ich denn wieder eine Erfahrung gemacht und zwar derartig, daß nicht Alles, was in den Zeitungen steht, dem Menschen gesund ist und daß es kein besseres Mittel giebt, den Puls wieder hervorzutreiben, als Glühwein. Aber heiß muß er sein und wären es auch vierundzwanzig Grad im Sommer hinterm Ofen. —

Die Polizeilieutenanten gehört nicht zu jener Art Rasse von Menschen, die sich durch Undankbarkeit ein Ansehen zu geben suchen, die, wenn sie irgendwo Hausbesuch gewesen sind, hinterher die Betten schlecht machen, und wenn sie gebeten waren, am nächsten Tage zu einer durchaus gleichgültigen Nachbarschaft rennen und erzählen, sie begriffen nicht, wie man es wagen könnte, den Leuten so etwas vorzusetzen. Nein, so ist sie keineswegs, denn als sie gänzlich wiederhergestellt war, lud sie uns zu einer Nachmittagspartie nach dem Grunewald ein mit Kaffeetrinken auf Paulsborn und dann bei Schildhorn herum nach den Pichelsbergen. Sie hatte eine herrschaftliche Equipage für den Nachmittag gemiethet, sehr nobel mit einem Livreekutscher, dessen zusammengelegter Ueberzieher mit den blanken Knöpfen wie anderthalb Meter Sternenhimmel vom Bocke herunter in die Kutsche hing. Wir beiden älteren Damen nahmen Platz im Fond, Polizeilieutenants Mila und Betti saßen uns gegenüber. Die Herren wollten uns am Abend draußen im Kaisergarten abholen, und so hatten wir denn den köstlichsten Nachmittag ganz für uns.

Es läßt sich ja leider nicht leugnen, daß der Kurfürstendamm dort, wo die Häuser aufhören, ziemlich versandet ist und sein Staub eine ganz besondere Flugkraft entwickelt, aber da ich das neue pellkartoffelfarbene Kleid mit hellbraunem Atlasbesatz angezogen hatte, so litt ich fast gar nicht, während die Frau Polizeilieutenanten in ihrem schwarzen Kostüme mit der vielen Passementerie bald aussah, als ginge sie in Packpapier. Wenn uns auch bei jedem kräftigen Luftzug etwas von der Gegend zwischen die Zähne wehte, daß es knirschte, so küm-

merten wir uns nicht viel darum, denn wir wußten: in Paulsborn winkte die Kaffeekanne mit ihrem lindernden Inhalte.

Wie lange wird es dauern bis der Kurfürstendamm ganz bebaut ist? Dann erstreckt Berlin sich bis an den Grunewald, der Zoologische Garten liegt mitten in der Stadt, der Halensee stellt dann dasselbe vor, was jetzt der Goldfischteich ist und der Grunewald selbst wird zum Thiergarten. Wenn der Berliner die Siegessäule sehen will, muß er ein Fernrohr nehmen, so groß wird dann die Stadt sein. Hat man diesen Zukunftsbauplatz überstanden, der sich entwickelt, wenn wir den Frieden behalten, welcher sehr fördersam auf alle Geschäfte einwirkt, wie mein Karl sagt (mit Ausnahme natürlich von Pulvermühlen und Gipsverbandfabriken, die sehr stöhnen sollen, derenwegen Bismarck jedoch keinen Krieg anfängt), so nimmt Einen der herrliche Grunewald auf. Waldesschatten, Waldesduft und Waldseen habe ich von jeher ungemein gern gehabt und man findet sie im Grunewald von unvergleichlicher Qualität, aber ich muß sagen, wenn man so in eine Equipage hingegossen daran vorbeifährt, ist der Waldesreiz doch noch energischer.

Diesen Verhältnissen angemessen unterhielten wir uns nur über höherliegende Gegenstände, namentlich über den Mangel an wirklich gebildetem Umgang, wobei wir denn auch auf Bergfeldts zu sprechen kamen. Die Polizeilieutenanten meinte, die Bergfeldten habe gewiß ihr guten Seiten, aber in einer Equipage würde sie doch nicht mit ihr durch den Grunewald fahren. „Siehst Du wohl, Betti,“ sagte ich, „daß die Frau Polizeilieutenanten sehr wohl ihre Unterschiede zu machen pflegt? Dieser Nachmittag wird stets hervorragend in unserer Erinnerung bleiben.“ — Auch Mila meinte, das Wetter sei exquisit und es wären nur wenig ordinäre Leute unterwegs. Sonntags führen sie deshalb auch nie irgendwo hin, weil es überall zu gemischt sei. — Als Betti, die in der letzten Zeit sehr viel über Menschenrechte und Egalheit der Stände gelesen hat, hierauf etwas entgegnen wollte, hielt die Equipage glücklicherweise vor dem Paulsborner Försterhause. Wir stiegen Alle aus und Betti mußte eine Antwort bei sich behalten, die der Frau Polizeilieutenanten sicherlich nicht gefallen haben würde. — Ich verachte keinen Rang und keinen Stand und schätze Jeden, der sich ehrlich durch die Welt schlägt; aber trotz

aller Gleichheitsbücher wird es mir doch nie einfallen, meinen Obst- und Gemüsefrauen, dem Milchmann und dem Schornsteinfeger einen Theedansant zu geben. —

Wir tranken Kaffee, besahen das Jagdschloß, das so romantisch an dem See liegt, und kutschirten dann weiter durch den grünen Wald, bis wir an die Havel kamen und der Wagen langsam die hohe Chaussee herunterfuhr, von der man einen entzückenden Anblick auf Wald und Wasser hat. Wie es dort schön ist! Ohne Grund haben sich am Fuße dieser hügeligen Ufer auch nicht so viele Wirthschaften angesiedelt. Beim Kaisergarten machten wir Halt, denn hier wollten unsere Männer mit uns zusammentreffen. Natürlich war noch keiner da. In den Jugendjahren läßt der Verliebte die Dame seines Herzens nicht warten, im Gegentheil, er ist stets früher am Platz als sie, aber wenn man erst ein bischen angebrannte Waare ist, dann haben die Herren Zeit. Dies ist eine sogenannte Welterfahrung, die schon von sehr Vielen gemacht worden sein soll. Mein Karl ist dagegen stets sehr präzise, wenn nicht eine ausweisliche Entschuldigung vorliegt und ihn alsdann kein Vorwurf treffen kann.

Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn wir die Herren vorgefunden hätten, denn so angenehm auch Damenumgang ist: ein ausschließlich weiblicher Nachmittag wird zuletzt doch etwas interesselos. Um so angenehmer war es uns daher, als ein Herr an unseren Tisch trat, höflich grüßte, im ersten Augenblick völlig unkenntlich erschien, sich dann aber als Herr Kleines entpuppte. — „Wie sehen Sie denn aus?“ rief ich, „Sie haben wohl das Zeug von Ihrem jüngeren Bruder an?“ — „O nein,“ erwiderte Herr Kleines eigendünkelig mit seinen klapperigen Formen liebäugelnd, „ich bin ganz Pschütt!“ — „Was sind Sie?“ fragte die Frau Polizeilieutenanten, die verlangte, daß ich ihn formell vorstellte, obgleich sie ihn von meiner Tochter Emmi Hochzeit hätte kennen müssen, da man eine so komische Biele doch nicht leicht wieder vergißt. — „Pschütt!“ wiederholte er und fügte erklärend hinzu: „die neueste Mode von Paris.“ — „Nun sind sie ja wohl ganz brägenklietrig, die Franzosen?“ rief ich aus, „Alles zu eng und zu knapp ......“ — „Und die Haare kurz abrasirt wie ein Zuchthäusler,“ fiel mir die Polizeilieutenanten ins

Wort. — „Das ist aber gerade das echte," sagte Herr Kleines, über seine eigene Verruinirung triumphlächelnd, „man muß es nur verstehen!" — „Es mag verständnißinnig sein," sagte ich, „aber schön ist etwas Anderes. Nehmen Sie nur Platz. Sie sind auch als Püscht willkommen." — „Pschütt," sagte Herr Kleines. — „Ob Püscht oder Pschütt ist ganz egal," entgegnete ich, „so urig wie heute hab' ich Sie noch nie gesehen."

Herr Kleines sagte, er hätte noch einen Freund bei sich, einen gebildeten jungen Mann, ob er den heranbringen dürfte? Die Frau Polizeilieutenanten winkte herablassend mit dem Haupte und sagte: „Angenehm!" worauf Herr Kleines verschwand. — „Nein," sagte Betti, „wie kann ein Mensch so affig sein und den Franzosen solche Fratzen nachmachen, wie Herr Kleines?" — „Ich finde ihn sehr chic," entgegnete Mila. — „Nein, Püscht," sagte ich. — „Nein, Schüpz," sagte die Polizeilieutenanten. — Zum Glück kam Herr Kleines jetzt wieder, sonst hätten wir über seinen dummen Anzug noch das Streiten gekriegt. Er stellte seinen Freund, Herrn Pfeiffer, vor, der einen recht soliden Eindruck machte. Die Mittelgröße hatte er erreicht, einen hübschen dunklen Vollbart erworben und handhabte das Pincenez sehr gelenk. Daß er oben bereits durchzuwachsen anfing, bemerkte ich, als er sehr respektvoll grüßend den Hut abnahm, wie es ja überhaupt oft vorkommt, daß den jungen Leuten, sobald sie anfangen, verderblich schön zu werden, das Haar auszufallen beginnt wodurch die vorsorgliche Natur ihre Gefährlichkeit für Familien mit Töchtern zweckmäßig vermindert.

Wir kamen um so bälder ins Gespräch, als Herr Pfeiffer auch der Ansicht war, daß es trotz aller neuen Kommunalschulen doch an Gebildeten auf dem Erdkreise mangele und man nur wenig Umgang fände, der das Höhere wirklich zu würdigen wisse. Er fühle sich deshalb auch sehr alleinstehend und verberge seine Gefühle vor der kalten Menschheit, die ihn doch immer fasse. Zu den Figuren im Museum flüchte er, da empfinde er ganz und voll, was er sagen würde, wenn die Statuen noch beseelte Geschöpfe von so wunderbarer Macht wären, wie damals, als sie zur Zeit des Perikles und Anaximander aus dem reinen Hellenismus geboren wurden. Dagegen die Jetztzeit ... er müßte sie herzlos nennen ... schal

. . . egoistisch . . . er verachte sie sogar. Ja, das thäte er. — Dies alles sagte er mit einer tiefen Baßstimme und voller Ueberzeugung, wie durch einen großen Trichter.

Während wir uns mit Herrn Pfeiffer unterhielten, begab sich Herr Kleines mit Betti und Mila auf eine Wanderung durch den Garten, um die Merkwürdigkeiten zu besehen, den unreinlichen Adler im Käfig, der weiter keine Kunststücke kann, als mit den Augen plinken und dabei essen, die Affen und Kaninchen, den Pony-Korso, das Eselreiten und was das Lokal sonst noch an Unterweisendem und Erheiterndem bietet. Uns fesselte dagegen die Kunst, die ja ebensogut zum Darübersprechen, wie zum Ansehen geschaffen ist.

Auch mir gab Herr Pfeiffer recht, als ich behauptete, die Antiken hätten durch das Eingraben entschieden gewonnen. „Das haben sie," sagte er, „denn man sieht es ihnen deutlich an, aber das große stumpfsinnige Publikum geht theilnahmslos an ihnen vorüber, das hat nur Sinn für die Operette, für Niedriges und Gemeines, für die leichtgeschürzte Muse der Zweideutigkeit." Nur die ‚Fledermaus' gefiele ihm und der ‚Bettelstudent', da müsse man sich amüsiren, und das thäte er. Die Frau Polizeilieutenanten pflichtete ihm bei, sie wollte auch Melodien haben, die sie behalten könnte; um sich zu langweilen, ginge sie nicht ins Theater. — Als wir so im besten Zuge waren, das Gebiet des Idealen zu durchwandern, kam Betti wieder und zwar ganz allein. — „Wo sind die Anderen?" fragte die Frau Polizeilieutenanten. — „Herr Kleines ist mit Mila Bootfahren." — „Ohne meine Erlaubniß?!" — „Mein Freund Georg wird sie sicher wieder an den rettenden Strand geleiten," sagte Herr Pfeiffer. — „Aber es fängt schon an zu dämmern und ich finde es unpassend, das meine Tochter allein mit ihm Wasser fährt," erwiderte die Polizeilieutenanten unwillig. — „Ich bürge für meinen Freund," sagte Herr Pfeiffer überzeugungstreu und besonders tief im Tone, „ich lasse nichts auf ihn kommen." — „Sie brauchen ihn nicht zu vertheidigen, da ihn noch Niemand verklagt hat," entgegnete die Polizeilieutenanten. Gerade als Herr Pfeiffer nun den Verletzten spielen wollte, kamen mein Karl und der Herr Polizeilieutenant, der nach der ersten Begrüßung sogleich nach seiner Tochter fragte. — „Sie ist auf dem Wasser." — „Allein?" — „Nein,

mit Herrn Kleines.“ — „Wer ist das?“ — „Ein Püscht“, sagte ich. — „Nein, Pschütt,“ sagte Betti. — „Ein junger Mann nach der neuesten französischen Mode,“ sagte die Polizeilieutenanten. — „Stimmt,“ sagte mein Karl. — „Ich schlage vor, wir nehmen ein Boot und holen die Beiden ans Land, mir wäre es wenigstens nicht angenehm, meine Tochter mit ihm bei sinkender Nacht auf der Havel zu wissen. Das Wasser ist tückisch.“ Die drei Herren mietheten rasch ein Boot und setzten Herrn Kleines nach, als wenn er ein Seeräuber wäre, den der rächende Arm des Gesetzes beim Kanthaken kriegen wollte. —

Nun machte die Polizeilieutenanten mir Vorwürfe, daß ich sie mit Herrn Kleines bekannt gemacht hätte. „Aber nur mit Ihrer Einwilligung, wenn Sie sich gütigst erinnern wollen,“ bemerkte ich. — „Sie mußten seinen Charakter kennen und mich warnen.“ — „Zum Warnen finde ich ihn gerade nicht.“ — „O ja, wer so geckig herumläuft, der geht nur aufs Courmachen aus, man sieht schon seinen kurzgeschorenen Haaren an, daß er verbrecherisch ist.“ — „Er macht nur blos die Mode mit.“ — „Mein Mann wird ihm schon sagen, was Mode heißt,“ sagte sie bitterböse, daß ich es für gerathen hielt, einzulenken. — „Warum fuhrst Du denn nicht mit, Betti?“ fragte ich. — „Herr Kleines ging mir zu ungeschickt mit den Rudern um und zum Ertrinken hatte ich keine Lust.“ — Die Polizeilieutenanten bekam es jetzt mit der Angst. „Wo sind sie? sie kommen nicht. Wo bleibt mein Mann?“ — Wir ans Ufer. Es war kein Brett mehr zu sehen, denn der Himmel hatte sich umzogen, und es war reiner Wahnwitz, jetzt noch auf dem Wasser zu treiben.

Während wir angstvoll in die Nacht hinein starrten und die Polizeilieutenanten schon anfing ganz desparat zu werden, hörten wir rufen: „Ach da sind sie ja.“ — Es waren Mila und Herr Kleines, die durch den Garten auf uns zu eilten. — „Na nu?“ rief ich, „wo kommen Sie denn her?“ — „Wir mochten nicht mehr rudern und legten bei Schildhorn an,“ sagte Herr Kleines, „den Weg von dort bis hierher gingen wir zu Fuß.“ — „Und Papa ist im Nachen und sucht Dich, Du ungerathenes Kind,“ sagte die Polizeilieutenanten. — „Und mein Karl und Herr Pfeiffer dito!“ rief ich, „wie kriegen wir jetzt die Männer wieder her?“

Wir mußten warten und wie warteten wir! Ich glaube, die verstorbene Odysseus'n hat damals kein sehnlicheres Verlangen nach ihrem Manne gehabt als wir jetzt nach den unserigen, Herrn Pfeiffer nicht mitgerechnet. Ich nahm die Gelegenheit wahr, Herrn Kleines anzudeuten, daß ihm vom Herrn Polizeilieutenant wahrscheinlich ein nasses Jahr bevorstände, worauf er den letzten Zug von Westend vorschützte und sich auf die Socken machte.

Endlich hörten wir etwas plätschern. „Sie sind schon lange hier," schrieen wir. Die Herren landeten. Der Herr Polizeilieutenant sprang zuerst auf die Brücke. „Wo ist Herr Kleines," rief er. — „Ich verbürge mich für ihn, verehrter Herr Polizeilieutenant," sagte Herr Pfeiffer, „wie ich mir schon wiederholt zu bemerken die Erlaubniß nahm." — „Ich danke," antwortete jener, „ich werde schon selbst mit dem Herrn reden, seine Adresse habe ich zufriedenstellenderweise von Ihnen erhalten." —

Der Wagen wurde beordert, wir gruppirten uns in denselben hinein so gut es gehen wollte. Herr Pfeiffer verzichtete mitzufahren, weil er sonst neben dem Herrn Polizeilieutenant hätte sitzen müssen, und ging allein durch den Grunewald zurück. Wir kehrten ziemlich schweigsam heim und während wir durch den stillen Wald fuhren, mußte ich immer daran denken, welchen Tanz der Polizeilieutenant wohl mit Herrn Kleines haben würde. „Gelinde wird es nicht ablaufen," sagte ich zu mir selbst. Ich freilich könnte es nicht übers Herz bringen, aber Polizeilieutenante haben die Nerven dazu.

❦ ❦

Das Portrait.

Auch in diesem Herbst beabsichtigten Betti und ich die Bilderausstellung auf dem Cantiansplatz wiederholt zu besuchen, erstensmal, weil ich es so gewohnt bin, zweitensmal, weil Betti auch selbstthätig mit der Malerei umgeht und drittens mehreremale, weil der erste Besuch wegen der Menge kaum genügt, die Kunst in ihrer Allgemeinheit zu erfassen. Sonst gingen wir nicht eher hin, als bis wir uns in den Zeitungen über das

Hervorragende unterrichtet hatten, aber seitdem wir uns überzeugten, daß ein Rezenseur sich die Beine über ein Bild ausreißt, welches der andere so herunterputzt, daß man sich fragt, warum der Künstler noch nicht von Rechtswegen todtgeschlagen wurde, ist uns schnuppe, was sie schreiben, und was Adolf Rosenberg sich zusammenkritisirt ist mir persönlich am allerschnuppesten, seitdem ich weiß, daß er seine Meinung wie Papierkragen wechselt. Wenn er, wie er gethan hat, von einem gewissen Jemand verlangt, den Ruf erst zu verdienen, den die Kritik ihm gemacht habe, so muß ich annehmen, daß er Alles nur so hinhaut, was er schreibt, denn mit Ueberlegung kann er die Kritik unmöglich blosstellen, indem er ihr nachsagt, sie fabrizire unverdiente Rufe! Das heißt doch, die ganze Zunft für eine Gesellschaft von Falschmünzern erklären. Nein, da stelle ich die Kritik höher, so verworfen ist sie mir nie erschienen, aber ich finde es von Adolf Rosenberg, der die „Grenzboten" als sein Giftspeibecken benutzte, wenigstens kollegialisch anständig, sich durch das offene Bekenntniß des hohlen Treibens selbst mit an den Pranger gestellt zu haben, zumal Einer, dessen Geschäft die Kritik ist, am besten wissen muß, wie die Dinge liegen. —

Das Ausstellungslazareth ist wohl praktisch, aber da seine äußere Zierde, namentlich von der Stadtbahn ausgesehen, nur in Wasserdichtigkett besteht, legt es selbst auf Schönheit keinen Werth. Den künstlerischen Inhalt wollten wir nun derartig abgrasen, daß jede sich die Gemälde stillschweigend anmerkte, welche ihr am meisten gefielen, worauf bei einer zweiten Durchwanderung der Säle gegenseitiger Meinungsaustausch stattfinden sollte. Daraus ward aber nichts, denn als wir in den ersten Saal traten fiel uns gleich die lebensgroße Figur eines Mannes in Uniform auf, der sich wie lebend von einem Purpurvorhang mit reicher Goldbordüre in vornehmer Haltung abhob. — „Wer ist dies?" fragte ich Betti, das gegebene Versprechen vergessend. Sie las im Katalog nach: Friedrich Franz der Zweite, der verstorbene Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. — „Man sieht ja gleich, daß es ein Fürst sein muß," entgegnete ich. „Wer hat das Bild gemalt?" — „Fritz Paulsen," las sie weiter. „Nun fallen mir alle meine Sünden ein," rief ich. „Was wird der wohl von mir denken?" — „Wieso, Mama?" — „Nun Kind, ich fragte ihn in Neapel, ob er

mich wohl malen würde, und war schon so gut wie entschlossen dazu." — „Das wäre herrlich," fiel Betti mir in die Rede. „Ein Bild von Dir . . . zu Papa's Geburtstag . . . etwas Schöneres könntest Du ihm gar nicht schenken." — „Kind, wo denkst Du hin? Habe ich neulich nicht erst die ausgezeichneten Photographieen bei Karl Günther machen lassen, von denen Ihr sämmtlich so eingenommen waret?" — „Das sind wir auch noch, aber wenn ich Dich so betrachte, Mama . . . Du bist wie geboren für Oel," sagte das Kind scherzend. „Wie theuer wird uns Allen das Bild sein," fügte sie ernster hinzu, „wenn . . ." — „Wenn ich alt und grau geworden bin?" fragte ich lächelnd. — „Das meine ich nicht," antwortete sie, „aber vielleicht sind wir nicht immer bei Dir, und wer dann Dein Bild betrachtet, der hat Dich lebend und lieb vor Augen. Du mußt Dich malen lassen." — „Wenn ich mit ziemlich strengem Ausdruck bei meinem Schwiegersohn an der Wand hinge, könnte Emmi möglicherweise Gut davon haben, denn es sind Thatsachen dagewesen, daß der Anblick eines Bildes das Gewissen vortheilhaft beunruhigte," sagte ich nach kurzer Ueberlegung, „aber ich fürchte, Papa wird die Moneten verweigern." — „Es kann doch den Kopf nicht kosten, Mama, Du bezahlst das Bild selbst." — „Das ist aus der Kasse in die Beilage," wehrte ich ab. — „Alles, was ich mir allmälig erspart habe, gebe ich dazu," drängte Betti. „O, wie freue ich mich auf Dein Bild!"

„Wir werden es noch erst einmal gründlich überlegen," beendigte ich das Gespräch, „nun komm und laß uns die Ausstellung betrachten, wie wir uns vorgenommen haben." —

Als hierauf ein langer Saal nach dem andern durchwandert war, merkte ich, daß meine Gedanken nicht bei den gegenwärtigen Gemälden weilten, sondern sich lebhafter, als ich wollte, mit meinem Zukunftsportrait beschäftigten. So oft ich das Ebenbild einer Dame erblickte, legte ich mir die Frage vor, warum sie sich eigentlich habe malen lassen und ob auch ich die Berechtigung dazu hätte? Wegen ihrer Bildschönheit hatte Manche es sicherlich nicht gethan, sondern hauptsächlich wohl wegen der Aehnlichkeit. Viele waren so hoch plazirt, daß man auch dies nicht unterscheiden konnte. Mir fiel aber ein, daß Ludwig Pietsch über mein Aussehen unvergeßliche

Worte gesprochen hatte, und als ich Alles miteinander bedachte: die halbwegs bindende Anfrage in Neapel bei dem Professor Paulsen, Betti's sehnliches Verlangen, meines Karl's Ueberraschung an seinem Geburtstage und weil man doch nicht jünger wird, sah ich ein, daß ich mich ohne Gnade fügen mußte. Ich winkte Betti heran und sagte: „Halb bin ich wankend, Euern Bitten nachzugeben . . ." — „Wie prachtvoll!" rief sie fröhlich aus. — „Aber mir fehlt noch die richtige Kunstbegeisterung, um meinem Herzen den entscheidenden Stoß zu geben. Erst muß ich ein Bild gefunden haben, das die letzten Bedenken zerstreut." — „Suchen wir," rief Betti, „ich helfe Dir." —

Es läßt sich nicht leugnen, daß sehr viele außerordentliche Bilder anziehend auf uns einwirkten, und wir aus der Bewunderung der neueren Meisterhände gar nicht herauskamen. Betti meinte, das gänzlich Schwarze, als wenn man sich mit Lakritzen gewaschen hätte, schiene am modernsten in der Kunst zu sein, aber für dies Sargartige in der Malerei, hatte ich keinen Applaus. — „Was sagst Du denn hierzu?" fragte sie mich und deutete auf ein Gemälde, das eine schlank gewachsene Dame in olivgrünem Sammtgewande darstellte, mit einem Ausdrucke, als ob sie freundlich antworten würde, wenn man sie anredete. — „Dies wäre ganz mein Fall," sagte ich, „nur glaube ich, daß mir das braune Rippskleid besser stehen würde, und dann halb so groß, die kleineren Rähme sind gewiß bedeutend billiger." — „Abgemacht?" fragte Betti? — „Wenn Du meinst, daß Papa . . ." — „Es bleibt dabei," jubelte sie und legte ihren Arm um mich, „meine liebe, gute Mama wird gemalt." — „Kind, Kind, Du überrumpelst mich ja förmlich, man muß doch erst wissen, von wem dies Portrait ist?" — „Hier steht es groß und deutlich," sagte sie, und zeigte auf den Namen des Künstlers unten in einer Ecke des Bildes. — „Fritz Paulsen," las ich. — Es war klar; das Schicksal wollte es nicht anders. —

Als wir die Ausstellung verließen, war ich mit mir einig, meinem Karl die große Ueberraschung zu Theil werden zu lassen, zumal Gemälde auch, wie Betti fest versicherte, nicht nur bleibenden Werth hätten, sondern mit den Jahren im Preise stiegen. — „Wenn sie das thun, ist ja nichts weg,"

erwiderte ich, „und Brod fressen sie nicht. Aber eins will ich Dir noch sagen, Betti, wir wollen keine Sterbenssilbe über die Ausstellung lesen, denn wenn ein schlechtausgeschlafener Rezenseur seine gnedderige Laune an dem Portrait von der Dame ausließe, würde die Lust, mich malen zu lassen, in die Brüche gehen." — „Aber wenn er es schön findet?" — „Das können wir ebensogut von alleine. Hast Du letzt in dem populärlangweiligen Vortrag von Bruno Meyer nicht gehört, daß diejenigen Kunstwerke klassisch sind, welche das in der Dauer sich bewährende Urtheil der Menge dafür hält? Na, und wir Beide sind auch Menge! —

Einige Tage darauf fuhr ich nach der Dorotheenstraße zum Professor Paulsen. Als ich klingelte, öffnete mir eine Frau, die mich in ein Empfangszimmer führte und sagte, der Professor hätten gerade Sitzung, wen sie anmelden sollte? — Ich dachte nun, den Professor zu überraschen und erwiderte: „Sagen Sie nur, eine Bekannte aus Italien wäre da, dann wird er schon Bescheid wissen." — Die Frau sah mich ungläubig an und ging langsam nach der Thür, die ins Atelier führte, aber bevor sie verschwand, warf sie einen Blick auf die Kunstgegenstände und alten Porzellansachen, die auf dem Spiegeltisch und antiken Spinde standen, als wollte sie mir andeuten, jedes Stück sei gezählt. — „Dies ist gewiß der Hausdrache, der die Schätze bewacht," dachte ich, und wie ich später erfuhr, hatte ich mich auch nicht geirrt, denn die Bachmann, wie sie heißt, besorgt die Wirthschaft mit großem Pflichtgefühl. —

Es dauerte nicht lange, da trat der Professor in eigener Person an. Er erkannte mich sofort wieder und sagte, da die Sitzung zu Ende sei, stände er mir gleich zur Verfügung, ich möchte ihn nur noch wenige Minuten entschuldigen. — Er blieb wirklich auch nur kurze Zeit aus und nöthigte mich darauf in das Atelier.

Es war zum ersten Male in meinem Leben, daß ich ein Atelier betrat, worunter ich mir stets einen leeren Raum vorgestellt hatte, in welchem neben größter Unordnung Gemälde angefertigt würden, aber ich muß gestehen, daß mein Begriff auf Unbekanntschaft mit Künstlerischem beruhte, denn ich glaubte wahrhaftig in einen von jenen Sälen gerathen zu sein, wie ich sie in den italienischen Palazzos gesehen habe, nur mit

dem Unterschiede größerer Sauberkeit und mehr zum behaglichen Aufenthalt eingerichtet. Die Wände waren theils mit Gobelins behängt, theils waren sie, wie im Museum, bis oben hinauf mit Bildern dekorirt. Auch Waffen hingen da und auf den Gesimsen standen Figuren, Schüsseln, Krüge und farbige Glassachen. Und nun erst die verschiedensten alterthümlichen Stühle und Sessel, Tische und Spinden und die Teppiche, Alles gediegen und wunderherrlich zu einander passend.

„Nein," rief ich, nachdem ich aus dem ersten Erstaunen heraus war, „das hätte ich nicht erwartet, es muß ja ein wahres Vergnügen sein, sich in dieser Umgebung malen zu lassen, und damit ich nur gleich sage, warum ich gekommen bin: ich habe die Absicht."

Wir setzten uns nun in eine gemüthliche Ecke. Der Professor fragte, ob ich schon gefrühstückt hätte und duldete nicht, daß ich mich ablehnend verhielt, sondern beorderte die Bachmann, einen Imbiß aufzusetzen, mit vorzüglicher Fleischbrühe und kalter Küche. Hierbei besprachen wir das Nähere wegen des Portraits, aber gegen braunen Ripps erklärte er sich vom malerischen Standpunkte, da sich eine entschiedenere Farbe für mich besser eignete. So kam ich denn auf mein Bordeauxfarbenes, und das wurde angenommen. Am nächsten Tage konnte die erste Sitzung bereits stattfinden, und damit mein Karl nichts merkte, schlug er mir vor, das Kleid herzuschicken, da es in dem altdeutschen Schrank wohl verwahrt wäre. Die Bachmann werde mir bei der Toilette behilflich sein, darin habe sie Uebung. — Ich fragte noch, ob ich Betti mitbringen dürfte, weil mir einfiel, das Kind könnte beim Zusehen profitiren und dem Professor einige malerische Handgriffe abschulen; es ward aber gewünscht, daß sie erst nach der dritten Sitzung käme, wenn bereits ein Urtheil über die ganze Erscheinung möglich wäre. Dann sollte sie ihm sehr willkommen sein. —

Dies war am Dienstag, am Donnerstag saß ich zum ersten Male. Es wird dem Menschen doch ganz eigen zu Muthe, wenn er die Leinwand erblickt, auf die sein Ebenbild hin soll, und sich gar nicht denken kann, wie so etwas ohne Vorlageblätter möglich ist, sondern man selbst wie ein solches dasitzt und dabei sprechen darf und sich unterhalten, während

der Künstler vermittelst verschiedener Pinsel die verschiedensten Farben gerade immer auf die Stellen streicht, wo sie aus Aehnlichkeitszwecken nothwendig sind.

Ich fragte den Professor, ob er schon immer hier gewohnt habe, worauf er mir auseinandersetzte, daß der Magistrat ihn ausgemiethet hätte, da dort in derselben Straße, wo seine frühere Wohnung lag, eine Markthalle erbaut würde. „Mein altes Atelier hatte einen schwebenden Garten," erzählte er, „mit Aussicht über einen Holzhof bis auf die Spree. Unmittelbar daran stieß der Logengarten mit hohen Ulmen und Linden wie ein kleiner Wald. Im Frühjahr dufteten die Lindenblüthen, der Buchfink kam und trank aus meinen Blumenschüsseln, Nachbars Tauben holten die Brodkrumen, welche die Bachmann ihnen streute, selbst der Vogel Bülow, der gelbe Pirol baute sein Nest in den Bäumen am Wasser, kaum hundert Schritt von den ‚Linden' entfernt und an den Abenden sangen die Nachtigallen. Man konnte glauben auf dem Lande zu sein, so friedlich war es dann. Der wilde Wein rankte hoch bis zum Dach und die Blumen blühten in allen Farben. Mein Gärtchen mußte bunt sein, wie einst der Garten des elterlichen Hauses." — „Bei uns will nichts gedeihen," sagte ich, „der Schatten verkümmert das Botanische. Aber hübsch muß es damals gewesen sein, besonders mit den Nachtigallen mitten in Berlin." — „Leider währte die Freude nie lange. Wenn der kleine Vogel sich und die Welt im Sange vergaß, dann kam irgend eine verwahrloste Katze geschlichen und fing ihn." — „Konnte sie sich denn nicht mit Spatzen behelfen?" — „O nein, Mui-Mau frißt gerne Nachtigallen, die sitzen bequem niedrig im Gebüsch. Als später die Bäume gefällt wurden, um Bauplätze zu gewinnen, zogen die Singvögel fort." — „Das gönne ich den Katzen," rief ich. — „Kurz darauf wurde alles Uebrige abgerissen: die Häuser, das Atelier und der schwebende Garten, da hatte die Herrlichkeit ein Ende. Hoffentlich werden die Markthallen Berlin zum Vortheil gereichen, nicht allein praktisch, sondern auch architektonisch."

„Ich verspreche mir ebenfalls viel davon," entgegnete ich, „denn wenn man sieht, wie die Marktleute am Abend spät bei ihren Körben platt auf der Erde liegen und die ganze

Nacht hindurch, wie die Lazzaroni, im Freien kampiren, es mag ein Wetter sein wie es will, dann muß sich jeder Vernünftige sagen, daß solch ein gewaltsames Schädigen der Gesundheit nicht human ist. Die Bauern sind doch auch Menschen. Außerdem erwarte ich, daß die Markthallen auf die höhere Gesittung dieser Leute einwirken, die bis jetzt meistens schwach mit Lebensart sind. Denken Sie nur, was mir vorigen Sommer passirte, als gerade die Badereisezeit war! Also ich gehe auf den Markt und will junge Schoten kaufen, weil aber die Hökersche nur überreifen hat, bedenke ich mich und sage der Wahrheit gemäß: ‚die darf ich meinem Manne nicht vorsetzen, liebe Frau, es thut mir leid. Adje!' Und was wird sie nun antworten? Zu mir nicht einen Hauch, aber ihrer Nachbarin ruft sie zu: ‚Frau Meiern, det will nu wat Feines sin! Det is ja jar nischt Feines, denn wenn't wat Feines wäre, denn wäre et ja jetzt jar nich in Berlin!' Dergleichen kann doch in Markthallen ohne sofortige Einmischung des Schutzmannes und bessernde Festsetzung im Zwinger nicht passiren! Oder soll man wegen der Marktweiber etwa nach Norderney reisen?" —

Nun wurde Pause gemacht und ich konnte den ersten Blick auf die angefangene Arbeit werfen. So müssen die Menschen im Urzustande ausgesehen haben: bereits erkennbar aber noch nicht formvollendet. Der Rumpf war nur erst angedeutet und der Sessel, auf dem ich saß, bestand blos aus einigen farbigen Flecken; den Händen hatte der Professor vorläufig mit dem Fleischfarbenpinsel den Platz angewiesen, den sie später einnehmen sollten. — „Ich meinte, die Maler fingen oben bei den Haaren an und malten stückweise bis unter herunter Alles gleich fertig nieder," äußerte ich mich nach ruhiger Betrachtung der Malerei. — „Es ist möglich, daß einige derartig verfahren," versetzte der Professor, „ich für meine Person ziehe es vor, die Gesammterscheinung in den Hauptsachen möglichst bestimmt zu skizziren und dann die Einzelheiten so weit durchzubilden, wie ich es in dem jedes Mal gegebenen Falle für künstlerisch richtig und wirkungsvoll halte." — „Ich bin neugierig, wie es wird," entgegnete ich. „Aber sagen Sie, bleibt das Schwarze unter den Augen und bin ich wirklich so gelb am Halse?"

Der Professor that, als wenn er diese Frage gar nicht gehört hätte, sondern drückte auf die elektrische Klingel, worauf die Bachmann erschien. — „Darf ich Ihnen eine kleine Erquickung anbieten?“ fragte er, „wenn Sie heute noch eine Stunde sitzen, komme ich weiter, als ein ander Mal in der doppelten Zeit, und ich möchte daher, daß Sie nicht ermüdeten.“ — „Habe ich denn schon eine Stunde gesessen?“ fragte ich verwundert, weil ich meinte erst vor wenigen Minuten gekommen zu sein, aber in einer interessanten Umgebung gehen die Uhren rastlos vor. — „Schon beinahe zwei Stunden,“ sagte die Bachmann. — „Ich wünsche nicht, daß sie ungefragt reden,“ sagte der Professor deutlich, „es kann Ihnen völlig gleich sein, wie lang ich die Stunden rechne. Bringen Sie Johannitergarten, Kuchen, Obst und so weiter.“ — Die Alte ging mit einem unfriedlichen Gesichte ab, kam jedoch bald versöhnlicher im Ausdruck wieder und setzte das Verlangte auf den Tisch. Dann betrachtete sie das angefangene Portrait und sagte ruhig: „Es wird,“ worauf sie sich entfernte. Dies imponirte mir.

Die kleine Stärkung that mir wohl und der Wein schmeckte so ausgezeichnet, daß ich mich nicht erinnerte einen ähnlichen getrunken zu haben, und fragte, woher er sei, da ich beabsichtigte, wenn er nicht unerschwinglich wäre, meinen Karl zu seinem Geburtstage darauf hinzuweisen. — „Den ‚Johannitergarten‘ beziehe ich direkt von meinem Freunde, dem Gutsbesitzer Otto Sartorius in Mußbach in der Rheinpfalz,“ erklärte der Professor. — „Läßt der Herr auch an Andere ab?“ — „Machen Sie einmal einen Versuch mit einer Sendung; Sie werden zufrieden sein. Seitdem die Franzosen die kleineren Bordeaux aus italienischem Weine fabriziren, ziehe ich reine deutsche Gewächse vor, zumal der Preis derselbe ist, wie man ihn für die französischen Verschnitte anlegen muß.“ — „Das leuchtet mir ein,“ entgegnete ich, „man lernt doch täglich zu,“ und notirte die Adresse.

Nach der Pause wurde weiter gemalt und als es genug war, hatte das Bild schon ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Die Bachmann schien recht zu haben: es ward.

Die Alte half mir im Nebenzimmer beim Umkleiden, und als ich mich darauf verabschiedete, erlaubte der Professor mir,

Betti das nächste Mal mitzubringen, ich hätte so trefflich ausgehalten, daß er eine Sitzung weniger gebrauchte. —

So angenehm mir dieses Lob auch war, so wenig konnte ich mir verhehlen, daß ich zu spät zum Mittagessen kommen würde, was sonst nie der Fall war. Daher mußte auf Ausflüchte für meinen Karl gesonnen werden, aber weil er es doch gleich merkt, sobald die Sache nicht klippeklar liegt, habe ich in Nothlügen keine Fertigkeit. Freilich kam ich mit der Stadtbahn rasch genug in unsere Gegend, allein die Zeit war andererseits viel zu knapp, eine Entschuldigung mit den Gehirnfasern zusammenzudrechseln.

Zu Hause warteten sie mit dem Essen, mein Karl jedoch empfing mich, als er meine Verlegenheit bemerkte, lachend mit den Worten: „Die Brücke war wohl aufgezogen, Wilhelmine, oder stiegst Du in eine verkehrte Pferdebahn?" — „Nein," entgegnete ich ärgerlich, „für so einfältig brauchst Du mich nicht zu halten, im Gegentheil, ich war darauf aus, endlich einmal einen vernünftigen Wein auszusuchen . . . ." — Mein Karl sah Betti an, Betti sah ihn an und beide pruschten los, daß es schon nicht mehr schön war. — „Was habt ihr zu grienen?" fuhr ich auf. — „Sie geht Wein probiren," lachte Karl. — „Jawohl, das thut sie," rief ich gereizt über den Spott und warf die Adresse von dem Weinonkel auf den Tisch — „da steht's geschrieben, wenn Ihr lesen könnt, und nun kannst Du Dir das Getränk selbst zu Deinem Geburtstage kaufen, mir ist die Lust dazu durch Euer Benehmen vergangen." — „Wilhelmine, wenn ich gewußt hätte," fing mein Karl an sich zu entschuldigen. — „Schweige still, Karl, lehne Dich nicht auf. Ihr Männer seid von Natur einmal so geartet, daß Ihr die feinen Liebesfäden der Frauen mit talpschigen Händen zerreißt. Ich will jedoch vergeben und vergessen unter der Bedingung, daß Du noch heute eine Bestellung machst. Auch Bowlenwein laß Dir schicken. Komm, zerknautsche die Adresse nicht, und nun laßt uns zu Tische gehen." —

Wir aßen ziemlich gesprächslos. Es that mir leid, meinen Karl so niederdonnern zu müssen, aber wäre dies nicht geschehen, würde er sicherlich hinter das Portraitgeheimniß gekommen sein und außerdem hätte es viel mehr Mühe gekostet,

ihn zu dem Weinhandel zu bewegen. Aber wenn wir den Professor einmal bei uns sehen, darf man ihm doch nichts Geringeres vorsetzen, als er gewohnt ist.

Mein Karl hatte es mit dem Essen eilig und sagte schon ‚gesegnete Mahlzeit‘ ehe wir Andern zum zweiten Male genommen hatten. Ich wollte ihm schon nachlaufen: es sei nicht schlimm gemeint gewesen, als Betti anfing: „Warum warst Du so böse, Mama?“ — „Ich böse?“ — „Es kam mir wenigstens so vor.“ — „Ich hatte auch Grund verdrießlich zu sein.“ — „Nein, Mama.“ — „So?“ — „Ja. Als Du zu lange ausbliebst, ward Papa unruhig. Er fragte, wo ist Mama? Ich suchte Ausflüchte zu machen, aber Du weißt, wenn er ganz ernst und nachdrücklich fragt, muß man die Wahrheit gestehen.“ — „Nun ja!“ — „Da antwortete ich ihm: Laß gut sein, Papa, denke doch daran, daß nächstens Dein Geburtstag ist.“ — „Betti, wie konntest Du verplappern . . .“ — „Ich wußte, daß Papa sich damit zufrieden geben würde, und es war ja auch die Wahrheit. Hättest Du auf seine Scherze eine heitere Entgegnung gehabt, wäre Alles gut gewesen. Diesmal ist es schwer zu entscheiden, wer getalpscht hat.“ — „Betti! Ich brauche mir von Dir keine Injurien sagen lassen.“ — „Das wollte ich auch nicht, Mama, aber ich bin groß genug, um einzusehen, daß Du mit Nachgiebigkeit weiter gekommen wärest.“ — „Solche Ansichten von Dir sind mir neu.“ — Sie stand auf, dann begann sie mit leiser Stimme: „Ich habe einmal geglaubt, ich würde glücklich werden, wir sprachen nie davon, Mama; es ist vorbei mit meinem Glück . . . wir haben beide darüber geschwiegen, Du und ich. Wozu gebrauchten wir Worte? Du wußtest es so gut wie ich. Die Liebe, die ich dem Einen zu schenken gedachte, will ich auf Euch Alle vertheilen, wie ich es nur vermag. Und nun weißt Du, warum ich andere Ansichten habe als früher. Verzeihe mir, wenn ich Dich vorhin kränkte. Mit Absicht geschah es nicht.“

Sie ging und ich blieb allein mit schwerem Herzen. Betti hatte entsagt, ihr Frühling war dahin. Es war gut, daß Niemand sah wie ich weinte. Als ich mich erholt hatte, nahm ich mir vor, ihr das Leben von jetzt ab so freundlich zu gestalten, wie es in meinen Kräften steht. Kein bitteres Wort sollte

wieder über meine Lippen kommen, aber wenn ihr Jemand zu nahe treten würde: dann Wehe! —

Mein Karl hatte sich, wie gewöhnlich, nach Tisch ein bischen niedergelegt, wozu wir ihm eine umfassende Schlafdecke gestrickt haben. Ich ging zu ihm. Als ich die Thür öffnete, schlug er die Augen auf. „Karl," sagte ich, „wenn Du durchaus nicht willst, lasse den Wein nur." — „Wie Du meinst Wilhelmine," sagte er theilnahmslos. — „Hattest Du keinen Appetit heut Mittag, mein Karl?" — „Nein." — „War ich Schuld daran?" — „Das habe ich nicht behauptet." — „Karl, ich war etwas erregt." — „Das kam mir auch so vor. Für die Zukunft möchte ich Dir darum das Weinprobiren abrathen, Du kannst das viele Durcheinander nicht gut vertragen?" — „Karl, das sind Retourkutschen! Bist Du mir böse, Karl?" — „Nein, ich weiß, Du kannst einmal nicht gegen Deine Natur, warum sollte ich Dir zürnen? — „Karl," rief ich, „Du bist ein Kleinod von Kindesbeinen an. Ich will zugeben, daß ich heftiger war, als Du verdientest, aber trotzdem: habe ich je einen besseren Vater meiner Kinder verlangt als Dich? Es kommt der Augenblick, wo ich gerechtfertigt vor Dir dastehen werde, er ist nicht mehr weit entfernt, das glaube mir. Heut Abend sollst Du ein delikates Beefsteak haben, weil Du zu Mittag nicht Dein Recht kriegtest. Willst Du mit Zwiebeln oder mit Ei, mein Karl?" — „Beides." — „Und Münchener Hofbräu laß ich Dir dazu holen. Es soll Niemand sagen, ich hätte kein warmes Herz für Dich. Nun nimm noch ein paar Augen voll Schlaf; wenn es Zeit ins Geschäft ist, wecke ich Dich." — Ehe ich ging, gab ich ihm einen Kuß, den er sich willig gefallen ließ. Der Versöhnungsengel war herabgestiegen und hielt Wacht an seinem Ruhelager. Gut zugedeckt war er. —

Das Portrait bildete jetzt die Hauptaufgabe meines Daseins, es mußte unvergleichlich werden und wenn ich wie eine Brüthenne hätte drei Wochen lang sitzen sollen. So vieler Zeit bedurfte es jedoch nicht, denn es war überraschend, wie das Bild gedieh, worüber Betti, die mich jedesmal begleitete, höchlichst in Erstaunen gerieth und schließlich zu dem Resultat gelangte, daß sie solche Geschicklichkeit doch nie erreichen werde. — „Die Farbenmischung ist zu schwierig," sagte sie,

„man sieht auf der Palette von jeder Couleur etwas und das wird auch noch wieder durcheinander gerührt, aber wenn er es mit dem Pinsel auf die Leinewand setzt, stimmt es auf den Tippel mit Deiner Aehnlichkeit überein. Ich glaube, das Wesen der Kunst liegt in dem Blick des Malers für die Natur." — „Wenn Du Dich da nur nicht irrst, Betti," entgegnete ich, „den Blick haben Andere am Ende auch. Nein, das Wesen der Kunst besteht meiner Meinung nach darin, daß er jedesmal in das Richtige einstippt!"

Mit dem Malenlernen durch unbemerktes Absehen war es also nichts, im Gegentheil, Betti gab obendrein die Holzsachen auf, indem sie erklärte, das sei nur Pinselei, wegen der sie die Literatur vernachlässigt hätte, zu der sie, wie aus den höheren Schulzeugnissen hervorgeht, ja auch Begabung Numero 1b und Fleiß Numero 2a besitzt. Ich nahm mir angesichts dieser Garantieen vor, den Herrn Feodor Wichmann-Leuenfels, der seinen Besuch gemacht hatte, öfter heranzuziehen, obgleich Betti nicht sehr von ihm erbaut ist und Onkel Fritz ihn in seiner plebejischen Ausdrucksweise nie anders als den Patentfatzke nennt. Da auch mein Karl äußerte, daß er zu der Branche eines Dichters kein unbedingtes Vertrauen hege, so stehe ich mit meiner Sympathie für dies aufstrebende Genie allein. Aber Leuenfels ist bedeutend, man muß blos hören, mit welcher Sicherheit er über die anderen Versemacher loszieht. Er hielte sich zu gut, seinen Namen unter solchen Schund zu setzen. —

Mittlerweile gingen die Sitzungen ihrem Ende entgegen, es war merkwürdig, wie das Bild immer lebenstreuer ward, bis es zuletzt der Natürlichkeit selbst glich. Das Schwarze unter den Augen und das Gelbe am Hals war verschwunden und bildete ganz ordnungsmäßige Schatten; die farbigen Flecke nahmen sich genau so aus wie die Stickerei des Sessels und die Hände, welche viel Arbeit gemacht hatten, glichen akkurat meinen eigenen. Ich war ganz entzwei, als ich mich der Betrachtung des vollendeten Bildes in dem goldgeschnitzten Rahmen hingab und im Voraus die Gefühle meines Karls an seinem Geburtstage empfand. „Die Kunst ist doch groß," sagte ich, „nur finde ich, daß ich viel zu hübsch auf dem Bilde bin, Herr Professor." — „Sie irren," entgegnete er,

„der Portraitmaler muß nicht blos die Natur gewissermaßen abschreiben, sondern hat danach zu streben, daß er der Aehnlichkeit die angenehmste Seite abgewinnt. Des Menschen Ausdruck wechselt mit seiner Stimmung, und hier habe ich Sie gemalt, wie Sie in froher Stunde aussehen, wenn eigenes oder fremdes Glück Ihre Züge verklärt." — „Aber bin ich nicht vielleicht etwas zu jugendlich gerathen?" — „Mama, was redest Du," nahm Betti das Wort, „so wie auf dem Bilde kennen wir Dich Alle, so lange wir denken können: unsere liebe, freundliche Mutter. Anders hast Du nie ausgesehen." — „Wenn Du nur zufrieden bist, will ich nicht widersprechen, Du weißt, man ist kein Unmensch. Ich habe mich nicht aus Eitelkeit malen lassen, Herr Professor, sondern weil die Kinder es durchaus wollten." — „Dann haben Sie sehr vernünftige Kinder," sagte dieser.

Uns waren die Sitzungen ein wirkliches Vergnügen gewesen, daß es uns leid that, damit aufhören zu müssen. Betti sah dem Malen zu, wenn ich saß, oder spielte auf dem Fortepiano, was sie aus dem Kopfe konnte. Manchmal amüsirte sie sich auch mit dem Hund Peter, eine zoddelige Art Pudelkreatur, der wie ein wahnsinnig gewordener Fußsack umhertanzte, weil man nie daraus klug werden konnte, was Kopf- und was Schwanzende war. Die Bachmann, welche sich ebenfalls sehr lobend über das Bild aussprach, erzählte mir, daß sie in dem alten Atelier einen Polli gehabt hätten, der sich von einem Menschen nur dadurch unterschied, daß er im Hundefell saß, und zuweilen noch klüger als Mancher war, aber dem hätte eine alte mißgünstige Hexe auf dem Hof Gift zu fressen gegeben, weil er sie immer anboll, wenn er ihr begegnete. Abends gegen Fünfen wäre sie es gewahr geworden und Nachts um halb Zwölfen hätte er sie noch einmal angesehen und gewedelt, als wenn er sagen wollte: ‚Bachmann, nun ist es vorbei, grüße Herrchen,' und da war es auch alle gewesen. Herrchen hätte sich sehr gegrämt, als sie hineingegangen wäre und es ihm sagte. Die Person war ihrem Lohn aber nicht entronnen, die hatte wegen Verleumdung und Hausfriedensbruch nebenan zwei Monate gekriegt. „Gottlob, daß es noch Gerechtigkeit giebt," sagte ich. „Das Kleid lasse ich abholen." — Und weil die Alte doch viele Mühe mit dem

Umziehen gehabt hatte und gefällig gewesen war, zeigte ich mich auch erkenntlich. Das Bild blieb noch bis zum Geburtstage im Atelier. —

Ein bischen Kulissenfieber hatte ich doch, als der Tag anbrach, an dem mein Karl überrascht werden sollte. Am Nachmittag vorher war der Professor selbst dabei gewesen, als das Bild in der guten Stube aufgehängt wurde, damit es den richtigen Platz in guter Beleuchtung erhielt und in dieser Hinsicht nichts versäumt werde. Ich schloß die Thür ab und nahm den Schlüssel an mich. Betti war ganz Erwartung, sie sang sogar fröhlich vor sich hin, was sie lange nicht gethan. —

Am Morgen tranken wir den Kaffee, wozu es einen Napfkuchen gab, wie an anderen Geburtstagen, und überreichten meinem Mann verschiedene nützliche Kleinigkeiten, die ihm sehr gefielen. Dann ging ich und schloß auf. „Karl," rief ich durch die Thüre, „es ist Jemand in der guten Stube, der Dich sprechen will." — Obgleich etwas unwirrsch über die Störung, eilte er doch hinaus und wir folgten ihm auf den Zehen ganz leise und behutsam. Da stand er in Betrachtung vor dem Bilde versunken, aber da Betti's Schuhe knarrten, hörte er uns. „Wilhelmine," sprach er bewegt, „mein gutes Weib, eine größere Freude hättest Du mir nicht bereiten können," und zog mich an sich und küßte mir Stirn und Mund. Betti klatschte jubelnd in die Hände: „Hab' ich es nicht gleich gesagt? Wenn die Eltern doch nur immer den Kindern folgen wollten." — Mein Karl lächelte ihr zu und schlang seinen anderen Arm um sie. Dies war ein Geburtstag, wie wir ihn noch nie gehabt hatten, so selig und so zu Herzen gehend.

„Gefällt Dir das Bild, mein Karl?" fragte ich, weil man doch gerne ein Urtheil haben will, „findest Du es getroffen?" — „Du bist es, wie Du leibst und lebst," gab er zur Antwort, „und doch liegt noch etwas mehr darin: es ist, als wärest Du wieder meine Braut, als ständest Du vor mir wie in jenen Tagen unserer ersten Liebe. Weißt Du noch?" — „Also Du meinst zu jugendlich?" — „Nein, aber es weckt mir die Erinnerung, und wenn ich Dich selbst jetzt ansehe, finde ich ganz denselben Ausdruck in Deinen eigenen Zügen. Der Künstler hat es nur verstanden, ihn deutlicher hervor-

zuheben, als wir ihn zu sehen pflegen." — „Und Du bist nicht mehr böse von neulich Mittags her? Ich kam nämlich von der ersten Sitzung . . . ." — Er legte seine Hand sanft auf meinen Mund. „Der Sturm zog ja bald vorüber und ein schlug es noch nie bei uns, wenn Du auch manchmal in heftiger Gewitterlaune warst." — „Karl, habe mal große Wäsche im Kopf . . ." — „Wilhelmine, soll das Bild sich über Dich lustig machen? Sieh doch nur, wie freundlich und liebenswürdig die gemalte Frau Buchholz mich anblickt." — Ich lachte und sagte: „Da hab ich mir ja eine nette Warnungstafel hingehängt." — Es klingelte. — „Kinder," rief ich, „es kommt Besuch. Das werden Emmi und Dr. Wrenzchen sein."

So war es auch. Mein Schwiegersohn wollte gratuliren, bevor er auf die Praxis ging, und ließ Emmi für den ganzen Tag bei uns. Das Bild gefiel ihnen enorm. Der Doktor fragte mich heimlich, was es kostete; ich beruhigte ihn, er könnte es vielleicht noch einmal erben. — Am Abend hatten wir eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft und mein Karl — nein, diese Seele — hatte für ‚Johannitergarten' gesorgt. Das war denn nun meine Ueberraschung und in Folge dessen herrschte große Fidelität bis in die späte Nacht.

Bevor ich mich schlafen legte, begab ich mich noch einmal mit dem Lichte vor das Bild und schwur: „Ich will thun, was ich vermag, dies gelobe ich, aber Uebermenschliches kann Niemand von mir verlangen, kein Portrait der Welt." — Mein Karl, der nachsehen wollte, wo ich blieb, sagte, es hätte sich ungeheuer gespensterhaft ausgenommen, beinahe so, als wenn ich die weiße Frau in der Ahnengallerie hätte spielen wollen. Mein tieferes Gefühl konnte ich ihm aber nicht offenbaren, er war in zu muthwilliger Stimmung.

❦ ❦

Neue Verwandtschaft.

Sie kommen ja ordentlich im Geheimrathsviertel zu wohnen, vorne mit einem Blumengarten, hinten mit einem Gewächshaus, Stallung und Kutscherwohnung und der Gärtner soll mit bei Tische aufwarten, wozu sie ihm sechs Paar weißbaum-

wollene Servirhandschuhe in seinem Lohn festgesetzt haben. Waschen lassen muß er sie aber für sein eigenes Geld, weil er dann nicht so schleißt. Die Möbel haben sie von einem verschwundenen Baron übernommen, die stehen schon auf dem Speicher. Sobald die Handwerker aus dem Hause sind, wird die Hochzeit gefeiert und wenn das junge Paar von der Reise retour ist — sie wollen entweder nach Paris oder nach Wien — dann ziehen sie in die Prachträume ein. Und sämmtliches Porzellan mit Zwiebelmuster und der Ausguß in der Küche von weißem Marmor mit Vergoldung. Kein Fürst kann ihn brillanter verlangen.

Dies Alles erzählte mir Auguste Weigelt, die nach längerer Zeit einmal wieder bei uns vorsprach. Sie kann ja auch nur schwer abkommen, seitdem wieder ein Kleines bei ihnen erschienen ist. Der Junge macht sich ganz prächtig heraus und das zweite, ein Mädchen, kann sich auch sehen lassen; es ist gut durch die Pocken gekommen, obgleich ich es in dem zarten Alter nicht hätte impfen lassen. Aber Auguste meinte, abgemacht wäre abgemacht, einmal müßte es doch heran, daß es später seine richtigen Papiere hätte.

„Du denkst wohl schon an zukünftige Partien für Deine Jüngste?" fragte ich scherzhaft. — „Das gerade nicht," erwiderte sie, „aber wenn die Kleine in der Wiege liegt und träumt und ich sitze mit meiner Handarbeit dabei, dann fange ich auch mitunter an zu simuliren. So etwas wächst rascher heran als man denkt und muß eine Erziehung ersten Ranges haben. Man kann ja nicht wissen, in welche Kreise sie noch kommen wird? Durch die Heirath meines Bruders ändert sich sehr Vieles in unserer Familie."

„Seine Braut muß wirklich großartig reich sein," entgegnete ich, „wenn sich Alles so verhält, wie Du mir erzähltest, ein ganzes Haus im Thiergartenviertel mit Equipage beanspruchen Mittel. Dein Bruder Emil kann von Glück sagen." — „O, gewiß," fiel sie mir hastig ins Wort, „er wird sehr glücklich werden, er setzt sich so zu sagen in das Gold hinein. Wenn man bedenkt, daß er weiter nichts hat als sich selbst und sie ihn mit ihrem unzählbaren Vermögen nur aus reiner Zuneigung nimmt . . . . ." — „Wo hat sie ihn denn eigentlich kennen gelernt?" unterbrach ich Auguste. — „Zu allererst auf

einem Juristenball, zu dem Emil von einigen beschwesterten Freunden geladen war, weil er ein ausgezeichnet flotter Tänzer ist. Und gerade Jura sagt ihr so sehr zu. Emil soll noch Doktor werden und wenn es nicht zu theuer kommt, auch Professor oder sonst etwas von Rang. Darauf ist sie wie versessen, sagt Emil." — „Aber er ist ja kein gelernter Gelehrter," rief ich, „da hat sie sich wohl versehen." — „Sie müssen doch selbst sagen, daß Emil ein bildhübscher Mensch ist." — „Auffallend," entgegnete ich, „aber so viel ich mich besinnen kann, ist das Schöne bei den Professoren meistens etwas im Rückstand, wogegen sie es mehr mit dem Kopfe haben, wie sich nach ihrem Tode mit wissenschaftlicher Sicherheit herausstellt. Mir soll es jedoch recht sein, wenn sie sich die Professorin vorbinden kann, und Emil'n will ich wünschen, daß er kein Geldspinde heirathet und mehr auf ein gutes Herz sieht und daß die Seele keine Falten hat. Ist er denn wirklich glücklich? Ich meine so stillvergnügt zufrieden?"

„Ich glaube ja," erwiderte Auguste. „Warum sollte er es auch nicht sein? Bekommt er doch Alles, was man nur begehren kann. Und den Eltern kann er beistehen und uns Andern auch. Er weiß, wie schwer es wird, durchzukommen." — „Das mag ich von ihm leiden," sagte ich, „und wenn er es so einrichtet, daß er den Kassenschlüssel in die Hände kriegt, wird er gewiß das Seinige für Euch thun?" — „Nicht wahr?" rief Auguste fröhlich, „Mutter meint ganz dasselbe, Vater braucht sich nicht mehr mit Nebenarbeiten absklaven und die Sorgen haben ein Ende!" — „Dann seid ihr schöne heraus mit siebzig," stimmte ich ihr bei, „wenn's nur erst soweit wäre!"

„Lange dauert es nicht mehr," sagte Auguste „und ich wollte auch, daß wir die Hochzeit bereits hinter uns hätten . . . sie wird uns recht schwer." — „Bei all' den glänzenden Aussichten?" — „Gerade das Glänzende macht uns Sorge," antwortete Auguste. „Wir können doch nicht gegen die vornehmen Leute abstechen, die zur Hochzeit gebeten werden, das wäre zu blamabel. Mein Mann kann in dem alten Frack nicht antreten und mein bestes Kleid ist gänzlich aus der Mode. Und wenn wir etwas schenken, muß es wenigstens eine Zuckerzange sein oder ein Salzfaß oder sonst etwas Silbernes vom Gold-Juwelier. Mutter rieth freilich zu einem

Tafelauffsatz, der recht viel herzeigt, allein den können wir nicht leisten, der ist zu theuer.“ — „Nimm's mir nicht übel, Auguste,“ sagte ich, „aber Deine Mutter ist die geborene Unvernuft. Wo wollt Ihr denn das Geld zu solchen Ausschweifungen hernehmen?“

Auguste ward bei diesen, der Wahrheit entsprechenden Worten verlegen und stammelte darauf zögernd: „Wir haben alles bis auf das Genaueste berechnet und nur das Nothwendigste in Betracht gezogen. Mit hundert Thalern könnten wir die Ausgaben bestreiten.“ — „Dies halte ich bei Euren Verhältnissen für unverantwortlich. Bedenke doch die Zukunft, Auguste.“ — „Gerade das thun wir,“ versetzte sie lebhaft. „Gehen wir nicht zu der Hochzeit, dann ist es mit dem vornehmen Umgange ein für alle Mal aus. Wo soll man sonst Leute kennen lernen, die später einmal etwas für den Jungen thun, wenn er eine gute Empfehlung gebraucht, um vorwärts zu kommen, als in solchem Hause? Ist es klug, einer hochstehenden Verwandtschaft vor den Kopf zu stoßen, die sogar Grafen einladen wird, wie Emil sagt, wenn sie Soireen geben, und berühmte Persönlichkeiten?“ —

„Auguste,“ fragte ich ernst, „glaubst Du denn, daß Ihr den richtigen Schliff für solche feudale Gesellschaften habt? Ihr seid doch auch nur aus der Landsbergerstraße. Aber so viel sehe ich ein . . . was Bergfeldtsch ist, das bleibt Bergfeldtsch sein Leben lang!“

„Ich weiß, daß Sie eine Pikanterie auf Mutter haben, aber mich ließen Sie nie die Zwistigkeiten fühlen, die sie mit ihr hatten . . .“ — „Die Zwistigkeiten sind ganz auf ihrer Seite,“ fuhr ich dazwischen, „wenn eine immer anfing, dann war sie es. Aber laß gut sein, wir wollen uns nicht mit Vergangenheiten nervös machen, sondern ruhig und besonnen bleiben . . . Also Du meinst wirklich, daß Ihr die Hochzeit nicht schießen lassen könnt?“

„Wir müssen hin. Was sollen wir den Bekannten antworten, wenn die fragen, warum wir nicht da waren? Liebe gute Frau Buchholz, es geht nicht anders und nun hab' ich eine große Bitte an Sie . . . aber Sie dürfen es nicht falsch verstehen . . . nicht wahr, Sie werden nicht schelten . . . leihen Sie uns die hundert Thaler.“ —

Wenn mir Eine gesagt hätte, ich sollte ihr die Rathhaus-

uhr herunterlangen, ich hätte nicht perplexter sein können, als nach diesem Attentat. „Auguste,“ erwiderte ich nach einer längeren Besinnungspause, „es ist freilich wahr, daß der Ertrinkende den ersten besten Strohhalm ergreift, aber warum soll ich der gerade sein? Wäre wirklich Noth am Mann, Ihr könntet sicher auf mich rechnen, aber Eure Großspurigkeit findet keine Gegenliebe bei mir. Zum allermindesten muß ich erst mit meinem Manne darüber reden. Bedenke doch, hundert Thaler sind baare dreihundert Mark, das ist keine Kleinigkeit in diesen schweren Zeiten. Ueberall hört man über den Ruin der Geschäfte klagen, und den wirthschaftlichen Abgrund, der sich schon seit Jahren aufthut.“ — „Es war ja auch nur eine Anfrage,“ sagte Auguste leise, „wir werden schon anderwärts das Geld bekommen und Emil wird es uns wiedererstatten, das hoffen wir fest und sicher.“ — „Auguste,“ warnte ich, „Hoffnung gilt nichts auf der Reichsbank. Wenn Du Dein Schwarzseidenes hinten mit einem modernen Nachsatz umarbeiten läßt, dazu gebrauchst Du höchstens zwei Bahnen, und es bleibt noch genug, die Aermel damit zu ändern. Dein Mann kann sich im Kleiderladen für ein paar Mark einen hocheleganten Frack leihen und statt des Silberzeugs nehmt ihr einen anmuthsvollen Blumentopf mit feierlicher Ueberreichung. Das thut's auch.“

Auguste schüttelte überlegend das Haupt. „Seine Braut liebt die Blumen nicht,“ sagte sie, „sondern ist mehr für das Werthvolle und Theure, und daß es aussieht, als trüge ich meiner Großmutter Konfirmationskleid auf, das können Sie mir nicht ansinnen, dazu ist sie zu lange her.“ — „Frevle nicht, Auguste. Ich habe sie recht wohl gekannt, sie war eine geborene Neumann aus der Linienstraße, und ich finde es nicht hübsch von Dir, mir die alte Frau als Trumpf vorzuspielen, um Deinen Willen durchzusetzen. Ich sage Dir: verpraßt ist ein Vermögen leicht, aber es zu verdienen, das erfordert mehr.“

„Verzeihen Sie, wenn ich ungelegen kam,“ sagte Auguste verschnupft und stand auf, „es ist die höchste Zeit, daß ich nach meinen Kindern sehe.“ — „Beschlafe Dir's noch einmal gründlich, gewiß läßt es sich billiger einrichten.“ — „Nein,“ erwiderte sie, „es sind noch nicht einmal zwölfknöpfige Hand-

schuhe dabei, wenn es nach Ihnen ginge, könnte ich dort wahrhaftig mit baumwollenen antanzen kommen. Das aber überläßt man der Dienerschaft in so vornehmen Häusern." — Ich benutzte diesmal die Gelegenheit, ihr einige Worte über rücksichtsvolle Benehmung anzudeuten, nicht, obgleich ich innerlich aufwallte und sagte nur: „Ich meine es besser mit Dir und den Deinen, als Du glaubst; meinetwegen kannst Du Dir noch drei Köpfe auf jeden Finger nähen, das wird dann wohl hinreichend Furore machen."

Sie versetzte, das stände mir ungehindert frei, wenn ich in die Verlegenheit käme, zur Hautevolee hinzugezogen zu werden. — „Guste," rief ich ihr nach, „um die paar Pflaumen weinst Du? Mache Dich doch nur nicht lächerlich." — Sie war aber schon gegangen und hörte mich nicht mehr. — —

Wie recht hat doch mein Karl, wenn er öfters sagt: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf." — Sonst, wenn Auguste kam, waren wir ein Herz und eine Seele, denn ich halte viel von ihr, weil sich Darwin fast gar nicht an ihr bewährt hat und ihren Part von dem Bergfeldtschen Charakter auf eine Seitenlinie vererbt zu sein schien. Nun aber, da Vornehmigkeit und schwindelndes Vermögen durch Emil in die Familie geheirathet werden sollen, fängt sie auch an, sich zu verblenden und die Natur der Mutter kommt zum Durchbruch, wie die Weisheitszähne im späteren Alter. Daß mit der Bergfeldten bekanntlich eine ausdauernde Gemüthlichkeit zu den sieben Unmöglichkeiten der Welt gehört, dies weiß selbst derjenige, der ihre Beschränktheit erst nach längerem Umgange entdeckt. Wenn eine höher hinaus will, als es ihrer Stellung nach geht, und so unsicher in der Bildung ist, daß sie immerzu die regulärsten Mißgriffe macht, das ist gerade so, als wenn die Hühner zur Veränderung es den Lerchen nachmachen wollten. Sie können es nicht! —

Ich theilte meinem Karl die Angelegenheit mit, welche Auguste zu mir geführt hatte und verschwieg ihm keine Silbe, damit er mir in der Geldesverweigerung beipflichten sollte. Denn haben wir vielleicht etwas wegzuwerfen? Wer weiß, ob nicht Kaffee und Petroleum durch die neuen Kornzölle zu unerschwinglicher Höhe hinaufgeschleudert werden, so daß

jeder gezwungen ist, das Seinige sorgsam zusammenzuhalten, wenn er nicht der staatlichen Verarmung anheimfallen will?

„Wilhelmine," sagte mein Karl bedachtsam, nachdem er mich gänzlich hatte ausreden lassen und noch ein paar Worte darüber, „hast Du denn schon die schlechten Zeiten so schwer empfunden, daß Du sie zu Deiner Selbstvertheidigung ins Treffen führst?" — „Wieso Selbstvertheidigung und Treffen? Ich bitte Dich, drücke Dich etwas einleuchtender aus, sonst bleibst Du mir unverständlich." — Er nahm meine Hand ganz wie zufällig und sagte, indem er sie zärtlich streichelte: „Wäre es nicht besser gewesen, Augusten das Geld vorzustrecken? Thut es Dir nicht jetzt schon leid, nein gesagt zu haben?" — „Karl, damit Bergfeldts prunken können, sollen wir in die Tasche greifen? Zwölfknöpfige muß sie haben, anders geht es nicht, ganz als wenn die Alte per Telephon aus ihr redete. Und das sage ich Dir, wenn Jemand Zwölfknöpfige trägt, dann bin ich es oder Betti. Aber zu solchem Luxus versteigt sich unser Ehrgeiz nicht."

„Rege Dich nicht auf, Wilhelmine, was liegt an den Handschuhen? Hier steht Wichtigeres auf dem Spiele: Weigelts ganzes Glück." — „Ist das Dein Ernst?" fragte ich beunruhigt, denn mein Mann sah in diesem Augenblick nicht aus, wie zum Scherzen aufgelegt. — „Mein voller Ernst," antwortete er. „Wenn Weiber ihren Kopf worauf gesetzt haben, dann müssen sie ihren Willen haben und wenn es ein Unglück geben sollte." — „Karl, was verstehst Du unter Weibern," fragte ich strenge. — „Wir sprechen ja von Bergfeldts," erwiderte er. — „Das wollte ich mir auch ausgebeten haben." — „Auguste wird sich daher das Geld unter allen Umständen verschaffen." — „Dann ist ihr ja geholfen." — „Nur zu sehr, fürchte ich." — „Karl, thu mir den Gefallen und rede keine Rebusse, sage mir kurz und klar, was Du fürchtest?" — „Daß Weigelts in Wuchererhände fallen und elend zu Grunde gehen. Wer nichts zuzusetzen hat, kann auch nichts aushalten. Wir wollen ihnen das Geld leihen, Wilhelmine. Wenn Emil versprochen hat, ihnen später beizustehen, so wird er es auch thun. Wenigstens wären sie vorläufig aus der Kalamität und würden von thörichten Schritten abgehalten. Was meinst Du dazu?"

Ich überlegte. „Karl," fragte ich darauf, glaubst Du, daß sie denkt, ich hätte ihr die Bitte aus Hartherzigkeit abgeschlagen, oder weil ich ihr vielleicht das Vergnügen nicht gönnte?" — „Mit dem früheren kindlichen Vertrauen, daß sie zu Dir hatte, wird es wohl vorbei sein." — „Weigelts sind zu unselbstständig, wenn man nicht auf sie achtet, machen sie mehr Dummheiten als Gottes Wille ist. Die paar hundert Märkelchen sind am Ende übrig, und die Kornzölle können wir ja abwarten, zumal Dein Geschäft in Wollenwaaren besteht. Morgen gehe ich zu Augusten, für heute ist es wirklich zu spät geworden." — „Willst Du helfen, zaudre nicht," mahnte er, als ich ging.

Mir war recht behaglich zu Muthe, als ich meinen Karl verließ, um nach dem Abendbrot zu sehen; ich kam mir vor, als sei eine schwere Last von mir genommen, die mich drückte, seitdem Auguste gegangen war. Ich schickte das Mädchen nach extra frischen Bücklingen, die ich eigenhändig für meinen Karl mit Rührei bereitete und eine kleine Prise weißen Pfeffer daran, denn so ißt er sie am liebsten. — —

Wenn auch mein Mann mir rieth, Augusten eine Postrohrkarte zu schreiben und mich zum Nachmittage des folgenden Tages mit sammt der Klärung der Geldangelegenheit anzumelden, so dachte ich dagegen, daß die fünfundzwanzig Pfennig gespart werden könnten, da ich überhaupt nicht wußte, ob die Ackerstraße mit dieser segensvollen Einrichtung versehen ist. Ich wollte aber doch, ich hätte Stephan pusten lassen, denn es giebt Leute, die nicht rasch genug in das Verderben stürzen können, und zu denen gehören Weigelts. —

Als ich am andern Nachmittag so um Dreien bei ihnen oben ankam, hörte ich Musike drinnen, freilich immer nur ein paar abgehackte Töne, aber es waren doch welche, worüber ich mich sehr wunderte, denn bis jetzt hatten sie weder bei sich, noch bei den Kindern etwas entdeckt, was auf einen verborgenen Beethoven hindeutete. Ich also geschellt und Auguste mir dann auch gleich aufmacht. „Da bin ich, Kind," rief ich ihr entgegen, „es ist Alles in schönster Ordnung, Du kannst das Gewünschte bereitwilligst haben."

Sonderbarerweise hatten meine Worte jedoch nicht die vorher erwartete Wirkung, Auguste erwiderte nur darauf: „Treten Sie näher und nehmen Sie ab, Frau Buchholz."

— „Hast Du Dich anders besonnen?“ fragte ich beim Eintreten. — „O nein,“ entgegnete sie, „aber wir haben bereits, was wir gebrauchen, die Welt besteht glücklicherweise nicht aus lauter Engherzigkeit.“ — Ich setzte mich. „Was hat denn Dein Junge da für einen Drehflügel?“ fragte ich und wies auf den Kleinen, der einen Musikkasten auf dem Stuhle zu stehen hatte, mit dem er höchst vergnüglich leierte. Auguste wurde verlegen und setzte den Jungen mit dem Tonwerkzeuge ins Nebenzimmer. Als sie wiederkam, sagte sie: „Wir haben die kleine Orgel mit zubekommen,“ als verstände sich das von selbst. — „Wieso? Von wem?“ — „Nun, von dem Geldmann.“ — „Das finde ich sehr nett, gewiß ist er kinderlieb und wußte doch mit dem Dinge nichts anzufangen. Da schenkte er es Euch denn für den Jungen.“ — „Nein, so ist es nicht gemeint,“ sagte Auguste, „aber er hat ihn nicht hoch angerechnet. Meinen Sie nicht auch, daß der Leierkasten gut und gern seine fünfzig Mark werth ist? Und für dreißig hat er ihn uns gelassen. Man kann fünf Stücke darauf spielen.“ — „Dreißig Mark für das Gepiepse,“ rief ich. „Wie konntet Ihr Euch so hereinlegen lassen?“ — „Es ging nicht anders.“ — „Guste, setze Dich zu mir und gieb mir richtigen Bescheid, hier ist etwas nicht in Ordnung.“

Sie nahm neben mir Platz und erzählte. Nachdem sie bei mir vergebens angeklopft hatte, sei ihnen nichts übrig geblieben, als zu einem Geldmann zu gehen, der kleinen Beamten auf Schein und Unterschrift Summen vorschießt. „Ist es ein Wucherer?“ fragte ich. — „Nein,“ erwiderte sie, „das Wuchern ist zu strenge verboten.“ — „Gottlob,“ athmete ich auf. — „Aber, wissen Sie, Frau Buchholz, bei kleinen Beamten, wie bei uns, ist die Sicherheit nicht groß, und deshalb muß man die Hälfte in Waaren nehmen, damit der Mann einigermaßen auf seine Kosten kommt.“ — „Drehorgeln und solchen unnützen Kram,“ bemerkte ich bitter. — „Es sind auch brauchbare und sehr preiswürdige Sachen dabei,“ sagte sie und zeigte auf einen Stapel von Packeten in der Ecke. „Ein Damastgedecke für vierundzwanzig Personen, unglaublich billig, ausgezeichneter Möbelrips, drei Dutzend Taschentücher, vier blauseidene Regenschirme, sechs Schürzen und mehrerlei andere Sachen.“ — „Kann man das

Gedeck einmal sehen?" fragte ich. — Auguste holte eins der Packete und öffnete es. Ich besah die Servietten und das Tischtuch, ich besah sie wieder und wieder, ehe ich mich entschließen konnte, ihr das Unvermeidliche schonend beizubringen. Endlich sagte ich: „Auguste, das Gedeck ist prachtvoll und wird ewig halten, wenn Du es nicht in Gebrauch nimmst, aber so viel ist gewiß, wenn Nasses darauf kommt, geht das ganze Muster heraus. Es ist gemeine, gepreßte Waare, der reine Betrug, keinen Groschen werth."

Auguste blickte mich erstarrt an. „Unmöglich," rief sie, „der kostbare Damast!" — „Hat nicht einmal bei gelegen," sagte ich. — „Um die dreihundert Mark zu bekommen, haben wir außerdem für vierhundert Mark Sachen nehmen müssen." — „Alles auf Kredit? — „Alles zu acht Prozent Zinsen, die jeden Monat bezahlt werden müssen." — „Und die ganzen siebenhundert Mark?" — „Auch auf Abzahlung, wenn meines Mannes Gehalt fällig ist." — „Auguste," nahm ich das Wort, „hättet ihr nicht warten können? Nun sehe ich leider ein, ich bin zu spät gekommen. Wie in aller Welt wollt Ihr Euch jemals aus den Schulden herausarbeiten?" — „Wir verlassen uns auf Emil." — „Und wenn der nicht darf? Bedenke, das Vermögen gehört ihr." — „O, mein Mann steigt auch mit dem Gehalt." — „Den gebraucht Ihr, die Kinder werden größer und die Ausgaben wachsen mit ihnen. Das Steigen auf den Büreaus ist überdies kein Stangenklettern, sondern geht langsam wie Sandfahren." — „Das wird sich schon ändern. Mein Mann sagt, wenn es nicht bald Zulage giebt, dann wird er ganz links und die Regierung kann sehen, wie sie sich im Lichte steht. Er besucht jetzt seinen politischen Verein sehr fleißig. Zuletzt muß der Freiheit dennoch der Sieg werden." — „Auguste, sprich nicht über Dinge, in denen Du noch unbewanderter bist, als in Damastgedecken. Bringe dem Manne die Ramschwaare nur wieder hin und lasse ihn die vierhundert Mark streichen. Oder noch besser, kündige ihm den ganzen Kontrakt und halte Dich an uns." — „Das ist unmöglich." — „Wenn ich es Dir anbiete, brauchst Du doch blos ja sagen." — „Ich darf nicht." — „Nanu! Wer sagt, daß Du nicht dürfen darfst?" — „Mein Mann." — „Was fällt denn dem ein?" — „Die Verhältnisse werden ja bald ganz anders, so-

wie die Opposition ans Ruder kommt: die Steuern hören auf, die Einnahmen steigen und das Leben wird billig. Dann haben wir nicht nöthig zu bitten und uns abschlägige Antworten zu holen. Erst wollten Sie nicht ... nun wollen wir nicht. Wäre die Opposition nur erst da." — „Auguste, das ist Quatsch," sagte ich. „War ich nicht stets Deine mütterliche Freundin? Als ich Dir das Geld nicht gleich gab, wollte ich nur Dein Bestes. Folge auch jetzt meinem Rath."

Sie schlug die Augen nieder und sagte leise: „Es geht nicht mehr, ich habe den Stoff zum Kleide schon gekauft und zur Schneiderin gebracht. Das Geld ist angebrochen und nichts mehr abzuändern. Aber wer weiß, vielleicht gewinnt das Loos, das der Geldmann uns ebenfalls aufgedrungen hat. Wer so recht im Unglück sitzt, hat mitunter das meiste Glück, sagte er." —

Hätte ich doch nur nicht nein gesagt; hätte ich doch nur die Karte geschrieben; hätte ich . . . ja hätte ich. Was half nun alle Selbstanklage? Mir war, als trüge ich beinahe ebensoviel Schuld wie Auguste. „Wir wollen abwarten und das Beste hoffen," sagte ich und erhob mich, aber bevor ich die Wohnung verließ, auf dem dämmerigen Flur nahm ich Auguste in meine Arme und wir wehrten beide unseren Thränen nicht. Worüber wir eigentlich weinten, das war unbestimmt, aber es mochte wohl die Zufriedenheit sein, die mit ihnen auf der vierten Etage gewohnt hatte und die nun verdrängt worden war von der vornehmen neuen Verwandtschaft. Ich konnte nicht froh werden, so viel Mühe ich mir auch gab; vor meinem Geiste wehte in einem fort das Damastgedeck und noch lange war mir, als hörte ich das Gewimmer der Leier, die ihnen für dreißig Mark aufgehängt worden war.

❦ ❦

Der Weihnachtsmarkt.

Zu den vielen ausgesuchtesten Räthseln der Natur gehören, wie man so um Michaelis herum jedesmal in den Zeitungen liest, die Wandervögel, welche schon lange vor der Erfindung des Kompasses schnurgerade nach den fremden

Ländern fliegen, und bei den Schwalben trifft es ja auch auf Datum und Stunde zu. Unerklärlich ist mir allerdings, daß sie sämmtlich auf einmal abziehen, aber warum sie sich überhaupt aufmachen, das kann einem einigermaßen anschlägigen Kopfe keineswegs unergründlich sein: . . . sie gehen der Annehmlichkeit nach, da der Mensch sich genau ebenso verhält. Im Frühling, sobald der erste erwärmende Sonntag lockt, wandert er in die Umgebung, am Charfreitag muß er nach dem Spandauer Bock, Pfingsten wandert er in den Grunewald, ein andermal wandert er nach Stralau oder Treptow, und sobald das Eis hält, ist die Rosseau-Insel im Thiergarten sein Wanderziel. Das liegt ihm so von Kleinauf in den Geh-Organen. Kommt nun aber die Weihnachtszeit, dann halten ihn keine vier Pferde, dann zieht es ihn mit unerklärlicher Gewalt nach dem Weihnachtsmarkt. Genau ebenso kann man es sich mit den Wandervögeln denken, obgleich der Weihnachtsmarkt nicht ausschließliche Annehmlichkeiten bietet, zumal wenn ein Thauwetter dazwischenfährt und man einen Rand am Zeuge mitbringt, als wäre man von höherer Hand durch den Glitsch gezogen.

Wir hatten uns diesmal gemeinschaftlich mit Doktors, Onkel Fritz und Krauses verabredet, obgleich Doktoren wegen ihrer Praxis ziemlich unsichere Kantonisten sind, aber wir thaten es hauptsächlich um Krauses willen, die der Aufheiterung bedurften, denn ihr Eduard hat ihnen zuviel Verdruß bereitet. Kann es auch wohl etwas Bitterlicheres geben, als wenn der Vater, der doch selbst Lehrer ist, seinen eigenen Jungen zu einem anderen Kollegen schicken muß, damit er bei dem seine Schularbeiten macht, was Eduard zu Hause nie einfiel? I bewahre! Anstatt Lateinisch zu lernen, war er ausgerückt und hatte mit den Jungens Räuber und Soldat im Friedrichshain gespielt, oder war auf der Straße umhergestrolcht, und wenn er eingesperrt wurde, hatte mit der Lampe gekokelt, daß es leicht hätte Brandstiftung geben können. Und wenn sie glaubten, daß er wirklich fleißig sei, weil er sich still und ruhig verhielt, dann hatte er einen heimlichen Robinson oder sonst ein Geschichtenbuch bei sich gehabt und seine Aufgaben bestanden aus Fehlern und Tintenklexen. Unbegreiflich war nur, daß die Mutter den Jungen immer noch in Schutz nahm. Wollte sie

denn nicht sehen, daß er die ersten Kinderschuhe bereits ausgetreten hatte und kein Sammtkittelchen und keine weiße Höschen mehr trug? „Es ist unrecht, das Kind mit so schweren Arbeiten zu quälen," sagte sie, sogar wenn der Junge dabei war. Eduard brauchte nur gnauen, das Lateinische mache ihm Kopfweh, dann kajolirte sie ihn und sagte: „Papa wird Dir einen Entschuldigungszettel schreiben, daß Dir nicht ganz gut war, mein Engel," worauf Edechen in den Wiegestuhl kroch und sich schunkelte, um die Zeit doch nur irgend womit zu vertreiben. Herr Krause durfte natürlich keine Einwendungen machen, denn sie hatte sofort die Ueberbürdung der Schuljugend auf dem Tapet und er mußte schweigen wie ein schlecht geputzter Rekrut. Solche Jammerbolle von Mann!

Und so wäre es noch wer weiß wie lange geblieben, wenn die Range nicht Veranlassung zu einem großen Skandal gegeben hätte. Das kam nämlich so. Unmittelbar neben der Landsbergerstraße befindet sich nämlich der Georgenkirchhof, wo sie Anlagen eingerichtet und Bänke hingestellt haben, auf denen alte Leute sitzen können und Gebrechliche, denen die Sonne in ihrem Stübchen vielleicht nur des Morgens einen kurzen Augenblick in das Fenster sieht, oder wenn sie auf der Schattenseite wohnen, auch das nicht einmal. An kleinem Volk fehlt es natürlich erst recht nicht und es läßt sich kein hübscheres Gemälde denken, als wenn eine feine Trauung stattfindet und das junge Paar ganz gerührt aus der Kirche tritt, um mit den Spreewälder Ammen und Wärterinnen, welche sich neugierig mit dem Kindersegen auf dem Arme herandrängen, eine, wenn auch nur flüchtige, so doch verheißend auf die Zukunft deutende Gruppe zu bilden.

Bei solchen Ereignissen bleiben die größeren Kinder jedesmal ohne Aufsicht und dies benutzte Krausens Eduard zu seiner Schandthat, indem er auf einen Sandhaufen, wo gerade die meisten buddelten, ein kleines Kienrußtönnchen hinpraktizierte, über dessen Erwerb auch noch ein dunkler Schleier schwebt. Nun halten ja Kinder leider Gottes Alles für Spielzeug, was ihnen in die Hände fällt, es mag Kienruß darin sein oder sonstiges Schädliche, und es hatte richtig keine zehn Minuten gedauert, da haben die süßen Wesen sich eingerahmt, wie die Mohren: Hände und Gesicht, und die Kleider Alles voll, und

was die weißen Schürzen waren und die Strümpfe, da ist nie wieder Grund hineingekommen. Bei der ersten Wäsche nun einmal ganz bestimmt nicht.

Aber die Nemesis hatte nicht geschlafen. Ein alter Mann, der sich ein bischen auf einer Bank sonnte, hatte bemerkt, wie Eduard einen Gegenstand auf den Sandhaufen warf und sich dann hastig entfernte, aber weil die Brautkutsche gerade vorfuhr, achtete er nicht früher darauf, als bis das Unglück geschehen war und nichts weiter übrig blieb, als die kleinen Schweine nach Hause zu schaffen, was ohne Schelten und Schubsen und großes Geschrei nicht abgegangen ist. Der Mann hatte erzählt, was er gesehen, und da sie den Bengel so wie so auf dem Strich haben, wußten sie gleich Bescheid.

Nachher sind mehrere aufgeregte Mütter und auch einige laut redende Väter Herrn Krause auf die Bude gerückt und haben ihm das zuschandene Zeug zum Kauf angeboten, worauf er denn auch stellenweise, allerdings mit Widerstreben, eingegangen ist. Die halbe Landsbergerstraße sprach noch längere Zeit von Eduards Hinterlist und die Polizeilieutenanten sagte mir, ihr Mann hätte gesagt, wenn ein Antrag eingebracht worden wäre, hätte es leicht kriminaliter werden können, aber der Alte hätte es noch eben rechtzeitig unter der Hand abgemacht. Freilich hat Herr Krause seit dieser Zeit strengere Saiten aufgezogen, aber was nützen die? Es sind ja doch nur Zwirnsfäden. —

Etwas Zerstreuung und Erheiterung war Krause's daher mehr als paßlich und eine Weihnachtswanderung ihnen sehr willkommen. Wir erwarteten sie zu um Sechsen bei uns, wie verabredet worden war, aber sie kamen erst um halb sieben. Die Krausen entschuldigte sich damit, sie hätte bemerkt, daß ihr japanesisches Tablett weg wäre und das hätte sie erst gesucht, ohne es jedoch finden zu können. Ich sagte, so etwas verkröche sich manchmal, oder verstäche sich hinter ein Möbel, es würde sich schon morgen oder sonst gelegentlich wieder angeben. Es fand sich auch an, aber anders als wir gedacht hatten und, wie ich sagen muß, in niederschmetternder Weise. Doch alles zu seiner Zeit. —

Wir zögerten nun nicht lange, als wir komplett waren, und wanderten dem Schloßplatz zu, denn da ist doch der

Hauptmarkt, indessen wir kamen nur langsam vorwärts, theils wegen der Menschenmenge auf der Straße, theils wegen der Läden, die betrachtet werden wollten. Einer machte den Anderen auf das aufmerksam, was ihm am besten gefiel. — „Nein, sieh blos dies hier.“ — „O, das möchte ich haben.“ — „Seht doch nur, wie prachtvoll!“ — Und so ging es in einer Tour. Mancher Laden überbot sich auch wirklich selbst. In einem hatten sie sogar eine stilvolle Burg aus lauter Pfefferkuchen aufgebaut, mit gleichfalls stilvollen Pflaumenmännern als Ritter.

Und nun erst die Stoff- und Porzellangeschäfte, die Bronzeläden und Seidenwaarenhandlungen: alle miteinander hatten sich geputzt, indem sie das Feinste zum Vorschein brachten. Es ist Alles prunkhaft um diese Zeit, als wenn Illumination wäre, sämmtliche Glasflammen und Lampen, die nur brennen können, haben sie im Gange, und was irgend glitzert und blänkert, liegt in den Schaufenstern aus: man kann eben nicht vorbeikommen. Da wird immer so viel von den Schätzen des Orients geredet und von den Bazaren, die sie dort haben. Was will das sagen? Vor Weihnachten ist das ganze Berlin mit seinen stundenlangen, gasstrahlenden Straßen ein einziger, ungeheurer Bazar.

Zwischen all dieser neuen Pracht liegt der Weihnachtsmarkt, wie die gute alte Zeit. So war es damals, als meine Eltern mich das erste Mal mitnahmen, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Das sind dieselben schmalen, langen Budenreihen, dieselben Spielsachen liegen aus, die Verkäufer haben ebenso rothgefrorene Nasen und eben solche warme Kappen auf wie damals und die Kinder mit den Dreierschäffen, den Sagemännern, Waldteufeln, Hampelmännern und womit sie sonst ihr kleines Handelsgeschäftchen betreiben, haben noch eben solche dünne Stimmen wie damals. Und wie balsamisch duften die dunklen Tannenbäume, von denen ganze Wälder umherstehen, dazu die maigrünen Pergamiten, aufgeputzt mit buntem Flitter und besteckt mit Lichtern. Und wie anheimelnd riecht es nach frischen Pfannkuchen und Schmalzgebackenem! Und die vielen Menschen, Groß und Klein ergötzen sich, als hätten sie solche Herrlichkeiten nie zuvor gesehen, und bewundern aufs Neue, was sie eigentlich doch schon kennen sollten.

Die Spaßvögel kommen noch immer aus demselben Neste, sie sind roth und gelb und grün gemalt, mit einer Feder auf dem Kopf, und wenn an der Strippe gezogen wird, klappen sie ebenso zusammen wie in all' den Jahren. Dazu wird immer noch gerufen: Vorne nickt er, hinten pickt er, nur einen Groschen der schöne Spaßvogel. Kaufen Sie, Madameken, es ist der letzte! Das klingt so vertraut, wie aus der fernen Jugendzeit. — Mein alter lieber Weihnachtsmarkt. —

Was von jeher einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich machte, das ist das ernste, schweigende Königsschloß, welches wie ein Riese die Zwerggezelte des Marktes überragt. Da summt es von Menschengewirr, da schimmert es röthlich von tausenden Lichtlein um das stille, dunkle Schloß herum, als wenn die kribbelnde, wibbelnde Gegenwart keinen geschützteren Platz finden könnte als bei der unverrückbaren Vergangenheit. — „So ist es auch," bestätigte Herr Krause. „Wo das Volk früher zu den Opferfesten zusammenströmte, wurden die Burgen der Herrscher oder christliche Kirchen erbaut und deshalb werden noch heute die Jahrmärkte an fast denselben Plätzen und Tagen abgehalten, an denen einst die heidnische Götzenfeier stattfand. Wer weiß, ob nicht gerade hier, wo wir jetzt gehen, zur Zeit der Wintersonnenwende Menschen geschlachtet wurden, während das Volk an der Stechbahn stand, ungefähr da, wo jetzt die sogenannte Radauecke des Weihnachtsmarktes ist, und zu den Göttern zeterte." — „Herr Krause," entgegnete ich, nachdem er sich ausgequasselt hatte, „ist Ihnen sonst auch wohl? Glauben Sie, daß ein preußischer König solche Zucht geduldet hätte, . . . Menschenopfer und Tumult unter seinen Fenstern? Wozu wäre denn die Schloßwache da?" — „Erlauben Sie, dies Alles geschah in der vorgeschichtlichen Zeit, als man noch kein Eisen kannte und sich der Steinmesser bediente." — „Hier in Berlin?" — Sicherlich ebenso gut wie anderswo!" — „Wem wollen Sie das einbilden?" — „Sehen Sie sich doch die Steingeräthe im Museum an, das sind handgreifliche Beweise." — „Ich will zugeben, daß sie in Berlin vielleicht einmal mit Steinmessern gegessen haben, aber wenn schon, dann doch blos aus Ulk." — „Ich habe die vorgeschichtliche Forschung für mich." — „Herr Krause, Sie sind Lehrer und müssen darum

mehr wissen als andere Leute, aber ich will hoffen, daß Sie mit dieser Art Weltgeschichte aus Ihrer Schule bleiben." — „Durchaus nicht, die Jugend muß mit den ersten Anfängen des Völkerlebens vertraut gemacht werden, wenn sie sich selbst und ihre Stellung als politisches Wesen begreifen soll." — „Für mich fängt die Weltgeschichte mit dem großen Kurfürsten an und hört mit dem großen Friedrich noch lange nicht auf," sagte ich, „und wenn Jemand begreifen soll, was er als politisches Wesen ist, dann sagen sie ihm nur, er sei ein Deutscher, der sein Vaterland und seinen Kaiser lieben müsse von ganzem Herzen. Und damit Punktum." —

Aber was macht die Menschheit konfuse? . . . Die Ueberklugheit, und daran scheint Herr Krause auch zu leiden. —

Wir waren jedoch nicht auf den Markt gezogen, um zu streiten, sondern, nützliche Sachen einzukaufen. Die Handelsleute wollen ihre Waaren absetzen, deshalb kommen sie von nah und fern und gerade für den Hausstand wird Brauchbares in großer Auswahl feilgeboten. Herr Krause kann sich meinetwegen mit Steinmessern behelfen, wenn es ihm Spaß macht. Wir vertheilten uns daher und gingen an das Geschäftliche.

Derweile ich und Emmi eine Reibesatte einhandelten, die ihr so nothgedrungen fehlt und das Erbspüree, an dem der Doktor sich so gern Donnerstags mit Eisbein labt, doch bedeutend erleichtert, ging Onkel Fritz an eine Bude und kaufte Honigkuchen mit Inschriften ein, um sie uns zu verehren, aber er hätte es lieber unterlassen sollen, denn auf meinem stand: ‚Olle, brumme nicht!' und auf Emmi ihrem: ‚Ewig will ich an Dir kleben. Klacks!' Der Doktor steckte den ihm gespendeten erröthend in den Paletot. „Fritz," sagte ich mit einem Anhauch von Mißmuth, „ich kann nicht behaupten, daß mir diese Zuckerguß-Poesie behagt." — „Denn kratze sie ab," erwiderte er, „und lasse Dir einen frischen Vers von Leuenfels daraufdichten. Dem Kuchen schadet das nicht." — Er ist eben unverbesserlich.

Nun wollten wir noch nach der Breitenstraße und Rudolph Hertzogs Auslage betrachten, einmal weil sie das glanzvollste ist, was man beaugenscheinigen kann, und zweitens, weil mein Karl einzelne Phantasie-Artikel für dies immense Geschäft liefert, die er extrafein weben läßt; aber so gut der Gedanke

war, das Hinkommen hatte seine Schwierigkeit, denn solche Drängelbergerei wie an der Ecke vom Schloßplatz und der Breitenstraße, giebt es nirgends. Aber wir kamen durch, weil der Berliner bei derartigem Festgedränge stets zur rechten Seite geht und nur der Fremdling gegen den Strom will, bis ihm einer zuruft: ‚Sie da, mit's Jesichte halten Sie sich rechts, sonst werden Ihnen die Plätteisen abjetreten!‘ Das hilft dann prompt.

Als wir frei aufathmen konnten und uns in unzerdrücktem Zustande wieder vorfanden, mußten wir eine lange Reihe von kleinen Verkäufern passiren. „Hier wird gekauft," sagte Onkel Fritz, „ich gebrauche Allerlei und Ihr werdet auch gewiß in Euerer Nachbarschaft Leute kennen, die wohl Kinder, aber sonst nichts übrig haben. Denkt nur nach." — Und merkwürdig, jeder von uns konnte sich besinnen. Wie das Geschäft blühte, als wir Alle mit einander in die Portemonnaies griffen, das war vergnüglich. Onkel Fritz ramschte gleich ganze Reste und ein Junge schrie: ‚Hurrah, reeller Ausverkauf; wird meine Mutter aberscht kieken!‘ — Und fort rannte er. — Für die paar Nickel solche Freude!

Aber noch ein Junge rannte fort und die Krausen stand da, mit einem japanesischen Tablett in der Hand, sprachlos und entsetzt, wie eine versteinerte Salzstange. Herr Krause rannte ebenfalls davon, hinter dem Ausreißer drein. „Liebe!" rief ich, „was ist Ihnen, was bedeutet das?" — „Unser Tablett," stöhnte sie. „O, Eduard!" — Sie wankte. Onkel Fritz sprang ihr bei und gab ihr seinen Arm, indem er sagte: „Kommen Sie nur zu sich und nehmen Sie die Sache von der heiteren Seite." Das that sie aber nicht, sondern zog das Taschentusch und machte eine hysterische Scene.

Mittlerweile erschien Herr Krause wieder. „Er ist entwischt," rief er zornig. — „Wer?" fragte ich. — „Eduard," stieß er hervor, „der Junge! Cigarren hat er mir ausgeführt und verkauft sie hier auf dem Weihnachtsmarkt. Auch das Tablett hat er genommen, Löcher hineingebohrt... Schnur durchgezogen... sich umgehängt. Steht hier mitten zwischen den armen Kindern. Wie ich ihn erblicke und glaube, ich fasse ihn schon... er den Kopf aus der Schlinge gezogen und fort. Die Polizei soll ihn verhaften." — „Wie kannst Du so

unmenschlich sein?“ fing nun die Krausen an, „komm, laß uns nach Hause gehen, er wird sich gewiß ängstigen.“ — „Nein,“ sagte Herr Krause, „ich bleibe, ich würde zu strenge mit ihm ins Gericht gehen. Morgen früh soll er seinen Lohn haben.“ — „Du wirst ihn doch nicht schlagen?“ jammerte die Krausen. — „Ich werde ihm verkünden,“ erwiderte Herr Krause weicher, „daß er jeden Tag eine Strafarbeit zu liefern hat und,“ fügte er mit wehmuthsverquollener Stimme hinzu, „daß er nichts zu Weihnachten bekommt.“ — „Aber doch einen Baum?“ schrie sie. — „Keinen Baum,“ seufzte Herr Krause.

„Wenn das Wort 'ne Brücke wäre, ich ginge nicht darüber,“ flüsterte mein Karl mir zu. — „In drei Tagen ist Alles vergessen,“ antwortete ich, „er müßte meiner Meinung nach den Bengel so verbimsen, daß nur noch die Knopflöcher von seiner Jacke zu gebrauchen wären, sonst wird aus dem nie etwas Vernünftiges.“ — Ich bin prinzipiell gegen jegliche Prügelstrafe, weil sie unaufgeklärt und inhuman ist, aber Keile muß sein. —

Für die Besichtigung der übrigen Weihnachtsherrlichkeiten, die aus den Fenstern der Läden leuchteten, war kein rechtes Interesse nach diesem Ereigniß mehr vorhanden, und so folgten wir denn Onkel Fritz, der uns Revanchirens halber nach Dressel eingeladen hatte, da er in seiner eigenen Wohnung nicht auf Gegenseitigkeitsgesellschaften eingerichtet ist.

Wir hätten sehr amüsant zusammen sein können, wenn Krauses nicht in zu großer Zerknirschung gewesen wären: er mit den Zornfalten vor dem Kopf und sie mit dem verruinirten Tablett und ziemlich verweint. Onkel Fritz hatte mit Dresseln ein opulentes Abendbrot mit verschiedenen Seltenheiten abgekartet, die sich in die einfache bürgerliche Küche nicht hineinverirren. Er kann es ja, da sein Geschäft flotter geht, als zu irgend einer Zeit und er von Hause aus spendabel veranlagt ist.

Trotzdem jedoch Alles vorzüglich war, herrschte aus Schonung gegen Krauses ziemliche Stummheit an unserem Tische. Onkel Fritz konnte deshalb nicht umhin, auszurufen: „Herr Jott, sind wir vergnügt und haben es gar nicht nöthig.“ — „Das sagen Sie wohl,“ erwiderte Herr Krause, „aber wenn Ihnen ihr eigen Fleisch und Blut erstens den Skandal mit

der Kienrußbüchse macht . . ." — „Er hat nichts Arges dabei gedacht," fiel seine Frau ihm ins Wort. — „So?" fragte Herr Krause, scharf wie Essigsprit. — „Du weißt doch, daß Eduard ganz ungewöhnlichen Antheil an fremden Völkern nimmt, ich kann wohl sagen, es kommt ihm kein Knabe seines Alters darin gleich, wie gut er Alles von Kolumbus und Robinson behält . . ." — „Aber Frau, was hat das mit dem Kienruß zu thun und den Kinderkleidern, die ich für schweres Geld einlösen mußte?" rief Herr Krause. — „Nun," antwortete sie spitz, „mir hat er es gesagt, denn zu mir hat er Vertrauen, weil ich nicht heftig und gefühllos gegen ihn bin . . . er wollte nämlich, daß die Kinder ein bischen Ara Pequenna spielen sollten, wo doch die Schwarzen zu Hause sind . . ."

Herr Krause sah seine Adelheid an, als wenn er fragen wollte: „Wen willst Du damit wieder betimpeln?" und sie schwieg verlegen. Onkel Fritz äußerte dagegen, es sei gewiß ein belustigendes Spiel, das voraussichtlich große Zukunft hätte, wenn es sich weniger schwarz einrichten ließe, und nannte Eduard ein kolossales Erfindungstalent. Dies nahm die Krausen nun übel. Ob man Zweifel in ihre Worte setzte? Beleidigen ließe sie sich nicht. Und Hurr Burr aufgestanden und weggewollt. Zu halten waren sie nicht länger und unseren Segen hatten sie, als sie gingen.

Wir blieben noch. Herr Dressel, sehr elegant mit weißer Weste, überreichte uns Damen jeder einen reizenden Blumenstrauß und trug selbst Sorge, daß es nicht zu wenig Eis gab, Vanille- und Erdbeereis von unwiderstehlicher Kühle, und wir fanden unsere gute Laune bald wieder. Der Doktor schenkte mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit ein und pellte mir eigenhändig eine Apfelsine ab. Wenn er will, ist er doch, bis auf die Donnerstage, recht angenehm.

Zum Schluß stießen wir darauf an, im nächsten Jahre wieder eine Weihnachtswanderung zu unternehmen, aber nur allein die Familie und ich toastete: „Es ist wie mit den Wandervögeln, wenn die Zeit da ist, muß man mitmachen, ob man nun über das Meer zieht oder von der Landsberger-straße nach dem Schloßplatz, oder nach Dressel unter den Linden, das bleibt sich gleich. Auf die paar Kilometer mehr

oder weniger kommt es nicht an, die Hauptsache ist die richtige Empfindung im menschlichen Busen!"

„Wilhelmine," rief Onkel Fritz, „das hast Du wieder einmal sehr schön gesagt. Wärst Du ein Mann, ich ließe Dich ganz gewiß in meinem Wahlkreise aufstellen."

Darauf mußte denn noch einmal angestoßen werden.

❦ ❦

Feiner Verkehr.

Wir waren durch meinen Schwiegersohn mit Lehmanns so bekannt geworden, wie ich es liebe, ohne viele Komplimente, sondern bürgerlich und ohne die stillvollen Plakate mit der Inschrift: ‚Genöthigt wird nicht', welche jetzt Mode werden, denn gerade das Anbieten macht Vergnügen. Lehmanns werden jedoch mitunter wieder rückfällig in das Vornehmgethue, wie wir zu unserem Leidwesen erleben mußten, was sie um so weniger sollten, als die Frau für große Gesellschaften viel zu schüchtern ist und der Mann sich dabei benimmt, wie sein eigener Gast.

Schon vierzehn Tage vorher kam eine Karte von Wandkalendergröße, worauf stand:

‚Assessor Lehmann und Frau geben sich die Ehre, Herrn Buchholz und Frau nebst Fräulein Tochter auf Sonnabend, den 17. Januar, um 8½ Uhr zum Thee ergebenst einzuladen. U. A. w. g.'

„Karl", sagte ich, „dies ist eine Fracksache mit weißer Binde für Dich und eine wichtige Toilettenfrage für Betti und mich. Ich werde leicht davonkommen, indem ich mein bordeauxfarbenes Hochzeitskleid ändern lasse. — „Mit einem Anbau?" warf mein Mann dazwischen. — „Karl," erwiderte ich, „es ist indezent, von dergleichen zu reden und ich verbitte mir überhaupt, daß Du Dein Augenmerk auf die Aeußerlichkeiten der Damenwelt wirfst. Was Betti betrifft, so haben wir in der letzten ‚Modenwelt' ein pompöses Kostüm für die Saison entdeckt."

„Saison?" fragte mein Karl, „was verstehst Du unter Saison?"

„Nun," erwiderte ich, „wenn Lehmanns einen Thee geben, das ist Saison. Die Assessorin hat mir selbst gesagt, sie müßten mitmachen, ihre gesellschaftliche Stellung erforderte es." — „Wenn sie sich das nur nicht einredet?" — „Karl, sie haben eine alte Excellenz in der Familie und die wollen sie zeigen. Ob das jedoch ein sogenannter Genuß für die Gäste ist, darüber wollen wir schweigen." — Mein Karl lachte und meinte, Excellenzen wären immer sehr sehenswerth, worauf ich sagte: „Lieber Gott, ich gönne ihnen die Excellenz von Herzen gerne, denn was haben sie davon? Kostspielige Umstände und mageren Effekt!"

Doktors waren natürlich auch gebeten. Emmi, die nicht wußte, ob wir sämmtlich aus der Landsbergerstraße hinzuzogen wären, kam heran und erkundigte sich danach, weil sie sonst ihren Mops so lange bei uns in Pension geben wollte, den sie sich richtig angeschafft hat, denn das Thier mag nicht mit der Köchin allein zu Hause bleiben. „Emmi," sagte ich, „an dieser unschuldigen Hundekreatur kannst Du wie mit einem Wink aus unbekannten Regionen sehen, daß Eure Köchin schlecht von Charakter ist und Du besser thätest, ihr den Stuhl vor die Thür zu setzen. Hunde haben sehr feine Menschenkenntniß; sie wird ihm gewiß einmal einen heimlichen Seitentritt beigebogen haben, den er nicht verzeihen kann. Ich fühle ihm das lebhaft nach."

„Mama," entgegnete Emmi, „Maffi kann außer Franz und mir Niemand recht leiden und ist so bellselig, daß er Jedermann anblafft, namentlich wenn mein Mann Abends spät zu einem Patienten geholt wird. Herr Greve, der über uns wohnt, hat sich den Lärm sogar schon schriftlich verbeten. Im Uebrigen giebt es kein putzigeres Thier als Maffi Pamph." — „Das ist Geschmacksangelegenheit," bemerkte ich, „für mich hat er zu gräßliche Lucca-Augen." — „Aber er hat Dich gern wegen der Cakes, die Du ihm mitbringst, und würde sich bei Dir ruhig verhalten." — „Das geht nicht, da wir auch bei Lehmanns sind. Mache ihn nur ordentlich satt, ehe Ihr wegfahrt." — „Möpse haben immer Hunger," sagte Emmi. — „Es sind Gierschlungse," stimmte ich bei.

Alle diese Molesten mit dem Etagenhund erträgt der Doktor wegen seines Donnerstagsskats, ja er ist sogar selbst

mit Emmi gegangen, um den Stoff zur Toilette auszusuchen, und hat sich nicht knickerig erwiesen. Als ich ihm deswegen ein scherzweises Lob spendete: „Ei, ei, Herr Schwiegersohn, solche Ausgaben verstoßen ja ganz gegen die Hausordnung," antwortete er: „Sie sind immer noch nicht so heftig, als wenn wir eine große Wohnung genommen hätten!" — Ich fühlte recht gut, daß dieser Stich mir galt, aber ich lächelte und entgegnete: „Wenn die Wohnung zu klein ist, giebt es ja genug Kneipen zur Aushilfe!" — Da hatte er denn, was ihm beikam, aber trotz des augenblicklichen Sieges war ich überzeugter denn jemals, daß es über kurz oder lang doch zu einem Krach kommt, den können weder der Mops Maffi noch der Kleiderstoff aufhalten. Emmi wird schon wissen, was sie sich und ihrer Familie schuldig ist. —

Während wir nun theils mit der Toilette, theils mit anderen Sorgen beschäftigt waren, stellte sich der Frost ein. Ueberall thaten sich Eisbahnen auf, denn so wie es anfängt zu frieren, planschen sie die Biergärten am Abend voll Wasser und am nächsten Morgen haben sie mitten in der Stadt zahlreiche Eisflächen. Als meine beiden Töchter noch in die Schule gingen, hatte ich nichts dagegen, wenn sie mit ihren Freundinnen für einen Groschen ein solches Eislokal besuchten, denn das einzige Malheur, was ihnen passiren konnte, war, daß sie gegen einen Baum oder einen Laternenpfahl anrannten, später aber gestattete ich nur die Rousseau-Insel im Thiergarten, weil dort der vornehme Extrakt von Berlin sich dem stärkenden Wintervergnügen hingiebt.

Unser alter Hausarzt sagte stets, daß es nichts Gesünderes gäbe, als das Schlittschuhlaufen, und in dieser Hinsicht stammt Doktor Wrenzchen mit ihm aus derselben medizinischen Schule, denn er läuft selbst gerne und fliegt über die spiegelnde Fläche wie ein Brummtriesel, jedoch mit dem Unterschiede, daß er klüger ist und vernunftbegabt. Es ist aber auch zu hübsch, denn der Thiergarten umgiebt das Wasser wie ein Wald und durch die grauen winterlichen Zweige scheint der Himmel mit rosigen Farben, mit einem Stich ins Melonengelbe, wenn die Sonne hinter Spandau an dem Horizont herabgleitet. Die Bäume an den Ufern haben sie mit bunten Fahnen von allen Nationalitäten geschmückt, was sich zu der meistens schwärzlich gekleideten

Menschenfülle sehr belebend ausnimmt, und wenn nun das Trompeterkorps recht etwas Lustiges anstimmt, dann schwärmt Alles im Takt an einander vorbei und durcheinander, wie es gerade kommt. Einige arrangiren perfekte Quadrillen und verschlungene Tänze mit Handgeben, Herumsausen, Loslassen, Bogenfahren und wiederum Handgeben, daß man die Geschicklichkeit bewundert.

Von höchster Schneidigkeit auf dem Eise ist wie überall das Militär und die Lieutenants entwickeln dieselbe Schnellkraft, ebensowohl wenn sie mit der Gattin ihres Vorgesetzten laufen, als wenn sie den Eisritter bei den jungen Damen spielen, von denen man munkelt, daß sie nicht viel unter einer Million mitbekommen, woran man wieder einmal die nie genug hervorgehobene dienstliche Pflichttreue erkennen kann. Die Kulecke, welche ziemlich Bescheid weiß, machte mich hierauf aufmerksam und zeigte mir eine Kette von Laufenden, worin immer ein Lieutenant mit einer beachtenswerthen Mitgift abwechselte und eins das andere tüchtig an der Taille fest hielt. Wie mancher wohl denkt, es wäre doch fabelhaft, wenn er so direkt von der Rousseau-Insel in den Ehestand schliddern könnte, aber mit dem Thauwetter schmelzen auch die Anknipperungen, weil die Väter selten Sinn für die schönsten Achten haben, die einer mit größter, wenn auch ziemlich brotloser Kunst in das Eis schneidet. Mitunter soll es jedoch glücken, wie die Kulecke sagte, und auf dem Nachhausewege durch den schummerigen Thiergarten rückt einer wohl mit der Sprache heraus und sie sagt nicht „Nein", weil sie glaubt, Heirathen sei auch so ein seliges Dahingleiten durch das Leben.

Aber es gleitet sich nicht immer; das Leben muthet Manchem sogar zu, steile Treppen auf Schlittschuhen hinabzulaufen. —

Lehmanns Theeabend war mittlerweile fällig geworden.

Da die Einladung auf halb Neune lautete, so kamen wir um gegen Zehne immer noch zeitig genug, denn je feiner es sein soll, um so entsetzlich später erscheinen die Gäste. Wir waren noch lange nicht die letzten, obgleich die alte Excellenz sich bereits eingefunden hatte und mit dem kahlen Schädel und den vielen Orden gewissermaßen den strahlenden Glanzpunkt bildete. Wir wurden sofort vorgestellt und die Excellenz

freute sich sehr, den Vorzug zu haben, unsere Bekanntschaft zu machen, worauf ich mit durchaus formeller Verneigung und sichtlichem Ernst entgegnete, daß dies ganz auf unserer Seite sei. Damit wollte ich zu erkennen geben, daß, wenn wir auch nur Mittelstand sind, uns deshalb von Excellenzen lange nicht imponiren lassen. Die Excellenz ließ sich mit meinem Karl in ein längeres Gespräch über die allgemeine Geschäftslage ein, was ich nicht sehr taktvoll von ihr fand, da sie doch wissen mußte, daß Damen hierfür kein Interesse haben. Ich schwenkte daher mit einer kleineren, aber nichts desto weniger ernst gemessenen Verbeugung ab und sah mir die übrigen Gäste an. Wen Lehmanns alle gebeten hatten, davon war das Ende weg. Um sämmtlich zu behalten, mußte Jemand wenigstens mit einem Gedächtniß von Omnibusgröße geboren sein.

Bekannt war mir nur der Hamburger Doktor mit seiner reizenden jungen Frau in rosenknospengeblümter grauer Seide mit Maria-Antoniettenschnitt, was sie ganz exquisit kleidete. Betti wurde gleich von zwei Lieutenants krampfhaft ins Gespräch genommen; Emmi fühlte sich dagegen zu der Hamburger Doktorin hingezogen und ich kann wohl sagen: junge Mädchen sind lieblich, aber junge Frauen noch viel bezaubernder. Sie haben etwas so Inniges an sich.

Nach und nach wurde ich zu den Ehrensitzen geleitet, nämlich in die Sophagegend, wo die älteren und umfangreichsten Damen mit großer Würde und durchweg neuen Haubenbändern einen weihevollen Eindruck verbreiteten. Viel Reden war jedoch nicht. Der Thee wurde ziemlich tonlos getrunken, wozu es mit sehr dünnem Messer geschnittene Torte gab.

Worüber sollte auch geredet werden, da man sich völlig fremd war? Vom Wetter mag keiner den Mund aufthun, vom Theater weiß man nicht Bescheid und der Hausstand steht zu niedrig. Außerdem kamen immer noch Gäste, daß man vermuthen konnte, Lehmann's hätten sich einen Wartesaal zugelegt und der Schaffner würde gleich schellen und „einsteigen" rufen. — „Wie das wohl noch wird?" dachte ich. „Wären wir bei uns in der Landsbergerstraße, dann säßen wir längst bei Tisch und wüßten, warum wir zusammenkamen."

Als es jedoch schon zum Auswachsen war und ich bereits

im Stillen die Saison zu verwünschen anfing, ging das Musizieren los. Lehmanns hatten sich einen Jüngling von einem Konservatorium zu verschaffen gewußt, mit Handmanschetten, wovon nur drei auf das Dutzend gehen. Der gab nun Mozarten ein paar an die Ohren und den Zuhörern auch; es dröhnte ordentlich. Damit hatte er aber den Kanarienvogel aus dem Schlaf gestört, der mit voller Kehle einfiel und die folgende Musik völlig überschrie. Erst nachdem der Vogel zugedeckt worden war, konnten die musikalischen Genüsse fortgesetzt werden. Hierauf brüllte eine junge Dame die Stube voll. Melodie war nach meiner Auffassung nicht viel darin, darum klang es aber um so trauriger. Nachdem der Beifall erledigt war, sang sie eine zweite Nummer. Dieselbe Kulör in grün, um einen Wachtmeister melancholisch zu machen.

„So," sagte ich zu meiner Nachbarin zur Rechten, als der Begleiter dem Klavier noch einige Schlußklagetöne abpreßte, „nun ist das zweite Kind auch todt!" — „Wie meinen Sie das?" fragte sie. — „O," antwortete ich, „so pflegen wir immer zu sagen, wenn ein jämmerliches Musikstück zu Ende ist." — „Es war meine Tochter, die eben gesungen hat," erwiderte sie spinnegiftig, worauf sie sich so drehte, daß sie mich mit dem Rücken ansah.

Um ihr zu beweisen, daß ihr Benehmen mich völlig kalt ließ, suchte ich mit meiner linken Nachbarin ein Gespräch anzuknüpfen, wozu ein soeben eintretender tornisterblonder Jüngling von über Lebensgröße geeignet erschien. „Was ist denn das für'n Geist?" fragte ich. — „Wen meinen Sie?" entgegnete die Dame. — „Nun den langen Laban da in der Thür, passen Sie auf, der richtet noch Unheil an." — „Ich wüßte nicht, daß mein Sohn Ihnen zu einer solchen Aeußerung Veranlassung gegeben hätte," sagte sie bissig. — „Entschuldigen Sie man, daß ich geboren bin," gab ich zurück, denn wie man in den Wald ruft, kommt das Echo wieder retour.

Ich schwor mir zu, kein Wort mehr zu sagen, da ich unmöglich wissen konnte, in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß die Leute alle mit einander standen, welche Lehmanns zur Verherrlichung der Excellenz zusammengeschaart hatten und machte mir so meine Gedanken über den feinen Verkehr. Aus dieser mißfarbigen Betrachtung störte mich zum Glück das Abendbrot auf.

In dem bisher verschlossen gehaltenen Berliner Zimmer war ein Büffet aufgebaut, das, mit allen möglichen Eßwaaren besetzt, einen sehr einladenden Anblick darbot, als die Thüren geöffnet wurden. Zuerst stürzten die Herren hinein, um in galanter Weise die Damen zu versorgen. Wer jedoch keinen Spezialherrn hatte und sich nicht herandrängte und von dem nahm, was gerade vor ihm stand, der kriegte nichts. Ich kam ganz zuletzt mit an die Krippe und konnte nur noch ein Dessertteller chen nebst Messer und Gabel ergattern, wobei ich gleich sah, daß die sehr guten Sachen, wie Kaviar, Gänseleberpastete und junges Huhn schon verschwunden waren. Von der Pute war nur noch das Gerippe übrig gelassen und von dem Filet blos der Fleck auf der Schüssel, wo es gelegen hatte. Dagegen konnte man noch italienischen Salat haben und kalten Aufschnitt, der sich bei näherer Betrachtung als amerikanisches Dosenfleisch und Cervelatwurst auswies. Auch die Geleepuddings standen noch ziemlich unberührt. Ich nahm mir von diesen Resten ein Weniges und dachte, während ich es mühsam im Stehgewühle verzehrte, daß man zum Büffet doch wohl einige Uebung haben muß, weil auch nicht im geringsten dabei genöthigt wird und das ganze Verfahren einem Raubzuge ähnlich sieht, und beneidete im Stillen die Sekondelieutenants, welche im Sturm vorgegangen waren. Betti sagte mir später, ihr Lieutenant hätte ihr ausgezeichnete Bruststücke von dem Geflügel gebracht, während er mehr für Reh und besonders reichlich Kaviar gewesen wäre. Die jüngeren Leute hatten sich nämlich gewissermaßen engagirt, weil nachher getanzt werden sollte. Da Lehmanns jedoch glaubten, es sei schicklicher, die Excellenz sich erst entfernen zu lassen, so mußte gewartet werden. Es wurde Wein gereicht und Bowle und dabei gerieth das Gespräch mehr in Fluß, wobei die Excellenz, unter dem Kronleuchter stehend, eine Art von Audienz ertheilte.

Wie ich jedoch vorher bemerkt hatte, daß der lange Mensch Unheil anrichten würde, geschah es auch richtig. Habe ich irgendwo einen Animus, so trifft er auch ein und zwar mit einer Genauheit, daß ich sicher zu den Propheten gerechnet worden wäre, wenn ich im alten Testament gelebt hätte.

Da flurrte und flatterte es denn auf einmal durch die

Gemächer und wie sich sofort herausstellte, war es der Kanarienvogel. Der junge Mann von vorhin hatte, wahrscheinlich weil er sonst nichts anzufangen wußte, mit dem Thierchen spielen wollen und vermöge seiner Zehndreiviertelhände die Thür vom Käfig verbogen, daß sie nicht wieder zu ging.

Aber nun der Aufstand, den das Greifen machte. Es wurden einige Besen, sowie eine Trittleiter geholt, um das Thier womöglich ins Nebenzimmer zu jagen und zu fangen, wenn es sich aufs Gardinenbrett setzte. Der Vogel wollte aber weder in das Nebenzimmer noch auf das Gardinenbrett gehen. Die Jagd wurde immer heftiger und energischer und der Vogel immer wilder. Der Uebelthäter vom Ganzen betheiligte sich auch, um seine Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen, aber wie er nun mit dem Haarbesen so recht eifrig scheuchen wollte, als wenn er Billard in der Luft spielte, schlug er kräftig auf die Gaskuppel, unter der die Excellenz stand, daß ihr die Scherben auf den blanken Schädel segelten.

Obgleich die Excellenz unbeschädigt geblieben war, zog sie es vor, eine Gesellschaft zu verlassen, die einen lebensgefährlichen Charakter angenommen hatte, worüber Lehmanns sehr bestürzt wurden und den Kopf ganz verloren. Indessen sie die Excellenz hinausbegleiteten, griff der Hamburger Doktor den Vogel und der Ball begann. Die Jugend amüsirte sich prächtig, wie immer, wenn sie tanzt, aber ich athmete erst auf, als wir uns in einem Rippenbrecher zweiter Güte auf dem Heimweg befanden und die Hitze, die ungeordnete Verpflegung, die vielen gleichgiltigen Menschen, mit einem Worte den feinen Verkehr hinter uns hatten.

Als wir angekommen waren, sagte mein Karl: „Wilhelmine, wenn Du so denkst wie ich, dann schmierst Du uns eine Stulle und giebst einige Flaschen Bier zum Besten, ich habe Hunger." — „Ganz meine Idee," antwortete ich, und so saßen wir denn im Winterüberzeug des Morgens um drei Uhr in dem kalten Zimmer mit den gefrorenen Fenstern und stärkten uns nach den ausgestandenen Strapazen.

Während wir nun einig darüber wurden, daß Lehmanns weder sich noch Anderen einen Gefallen mit ihrem Thee gethan hätten und die Einzelnen durchzogen, wie sie es nicht

besser verdienten, fragte ich Betti, ob Onkel Fritz nicht auch gebeten worden sei? — „Geladen war er,“ antwortete Betti, „aber er sagte, Büffetgesellschaften wären nicht seine Passion. Auf den Leim kröche er nicht.“

„Ich finde nicht, daß Leim ein gewählter Ausdruck ist,“ erwiderte ich, „aber wenn er den feinen Verkehr der Saison damit meint, kann ich ihm nur Beifall geben, denn aufrichtig gesagt: dieser Abend war der verlorenste meines Lebens.“

Auf dem Kriegspfad.

Wenn mir Onkel Fritz in meinen Mädchenjahren gesagt hätte, ich würde einmal in späteren, gesetzteren, zumal verheiratheten Tagen, ohne Vorwissen meines Karls, nur in Begleitung der Frau Polizeilieutenanten, Jagd auf einen Menschen machen, wie die Rothhäute, von denen wir damals gemeinschaftlich in Lederstrumpfs Erzählungen lasen, daß sie ihren Feind auf allen Vieren beschleichen und dann unter gräulichem Kriegsgeschrei skalpiren . . . ich hätte sicherlich gesagt: „Du hast wohl 'ne neue Mütze aufgehabt und Frost in den Kopf gekriegt.“ — Aber daß es wirklich so kommen konnte, daß ich mit hinaus mußte auf den Kriegspfad . . . war ich vielleicht daran Schuld? O nein, sondern die neuen Einrichtungen, die Berlin mit sich bringt, seitdem es von Jahr zu Jahr gewachsen ist, als hätte es eigens dafür eingenommen, und die doch hauptsächlich für ein wohlgesonnenes Publikum geschaffen und nicht angelegt sind, daß sie von gewissenlosen Menschen gemißbraucht werden. Oder hat Herr Kleines ein Gewissen? Ich für meine Person zweifle daran, und wenn doch, dann hat es Nebenluft.

Nun giebt die Polizeilieutenanten mir die Schuld, ich hätte ihn bei ihnen eingeführt, aber dies bestritt ich mit allen mir innewohnenden Kräften, da sie selbst von mir verlangte, daß ich ihn ihr vorstellen sollte, als er in Pichelswerder herankam und sie sich vor Neugier nicht länger halten konnte und wissen wollte, wer der sei, der so auffallend in Mode ging. Erst

darauf erlaubte ich mir, ihn ihr sich präsentiren zu dürfen. Wenn sie dagegen anders behauptet, so wird sie sich dermaleinst verantworten müssen, wenn Herz und Nieren geprüft werden, und das dürfte ihr wohl nicht ganz besonders bekommen. Damit will ich aber nichts gegen eine so hochstehende Dame gesagt haben, deren Umgang ich so sehr schätze. Schließlich sind wir ja alle nicht ohne Fehler, wenn mir auch Niemand nachweisen kann, daß ich andere Leute jemals für das verantwortlich gemacht habe, was Andere verursachten und sie dann allen Gefahren und der Unbill der Witterung aussetzte, weil sie vor Hochachtung gekränkt schwiegen und lieber duldeten und litten, als daß sie die Grenzen der sozialen Schicklichkeit überschritten. Wäre die Bergfeldten mir so gekommen, ich hätte die Bildung nicht bei Seite gesetzt, keineswegs, aber ich würde meinem Schöpfer doch gedankt haben, nicht an ihrer Stelle gewesen zu sein.

Die Sache selbst lag so einfach wie nur möglich. Die Polizeilieutenanten merkte nämlich, daß ihre Mila in der letzten Zeit ungewöhnlich viele Briefe an ihre Freundinnen schrieb, ohne daß der Briefträger ihr jedoch Gegenantworten retour brachte, und dies muß einer Mutter verdächtig sein, namentlich wenn die Tochter wirklich so sehr schöne dunkelblonde Zöpfe hat wie Mila und recht hübsch geworden ist. Nach meiner Idee zwar ein bischen üppig für ihr Alter, aber doch schlank dabei und besonders adrett zu Fuß, was sie wohl vom Vater hat, der immer noch gerne mal einen selbstgefälligen Blick auf seine engen Stiefel niedersenkt, obgleich er doch über die Jahre hinaus sein sollte, wo kneifendes Fußzeug zur Lebensfreude gehört. Von der Mutter hat sie ihre unternehmende Gangart nicht und ebensowenig die niedlichen Tanzfüßchen, denn seitdem die auf der Welt herumläuft, sind die Lederpreise ganz gewiß gestiegen. Deshalb aber braucht sich Niemand verletzt zu fühlen, denn Naturgaben sind einmal Naturgaben, und ich finde es herablassend, wenn Damen von gesellschaftlicher Stellung der Industrie ansehnliche Absatzgebiete eröffnen.

Als nun einmal der Verdacht rege geworden war, daß nicht Alles in Ordnung sei, ward die Frau Polizeilieutenanten aufmerksam, allein, obgleich sie Mila's gänzliche Sachen durch-

suchte, fand sich kein Fingerzeig vor. Aber beim Großreinemachen, wo alle Möbel an die Sonne gebracht werden, da kam es an den Tag, da stachen in den Sprungfedern von der früheren Chaiselongue, welche Mila als Sopha in ihrem Zimmer hat, die Briefe mit einem himmelblauen Seidenband zusammengebunden. Alle miteinander postlagernd und die angebliche Freundin, welche sie geschrieben, war kein Anderer, . . . als Herr Kleines.

Nachdem sie sich von ihrem Schreck erholt, schloß sich die Frau Polizeilieutenanten ein und las die Aktenstücke durch, wie sie mir später mittheilte. „Ganz wie in den Romanen," sagte sie, „und mit Gedichten untermischt, sie glaubte nicht, daß Spielhagen es viel schwunghafter zusammenbringen könnte."

Was nun thun? Dem Gatten Alles sagen, die Briefe einzeln auf den Tisch legen, sich auf das Sopha dahinter setzen, Mila hereinrufen und eine Inquisition abhalten, die mit Heftigkeit und Schelte endigt, oder mit Weisheit zu Werke gehen, Mila bei der optischen Täuschung lassen, als wüßte man nichts, und dann Herrn Kleines greifen, damit der seinen wohlverdienten Lohn empfange? Sie entschied sich für das letztere, schlang das blauseidene Band um die sündhafte Lektüre und vertraute sie den Sprungfedern wieder an. So konnte sie nun von Zeit zu Zeit nachsehen, und indem sie stets wußte was vorging, war sie der verkappte Schutzgeist ihrer eigenen Tochter, denn das wußte sie, daß Herr Kleines nur ein Familientäuscher ist, der sein Vergnügen darin findet, jungen Damen die Cour bis aufs Aeußerste zu schneiden, aber sofort abschnappt, wenn er merkt, daß die Familien unscherzhaft werden. Das sind trübe Schattenseiten der großen Stadt, denn wenn so etwas in einer kleinen Stadt passirt, wird derjenige sogleich von allen respektablen Familien in Acht und Bann gethan, bis er zur Einsicht kommt und diejenige nimmt, oder wenn es angeht, wird er versetzt und ein anderer junger Mann von honetten Grundsätzen bekommt seine Stelle mit Avancement, so daß man keinen Vorwand hat, diesem die Einwilligung länger zu verweigern.

Ueber Herrn Kleines' Charakter war die Frau Polizeilieutenant hinreichend unterrichtet, denn nach jener abendlichen Bootfahrt auf der Havel hatte sich der Herr Polizeilieutenant

am nächsten Tage selbst hinbegeben, wo Herr Kleines Chambre garnie wohnt und, da er ihn nicht persönlich traf, sich mit der Vermietherin in ein längeres privates Gespräch eingelassen, worauf diese um so erwünschter redselig gewesen war, als es ihr offenbar das Herz erleichterte, einmal ungebremst auszukramen. Schuldig war er keinen Pfennig, dies mußte sie gestehen, aber mit der Ordnung sei es nichts; wenn sie nicht all und jedes wegräumte, sähe es in dem Zimmer aus, als hätte ein Erdbeben stattgefunden. Und das fürchterliche Rauchen! Daß das Haus nicht schon längst in Flammen aufgegangen sei, wäre nur ein Wunder, die neue Tischdecke wäre gleich durchlöchert gewesen und einen Bettüberzug hätte er auch angebrannt. Als sie ihm dies vorgehalten, habe er gesagt: Sie könnte sich ja nur an die Feuerversicherung halten, die wäre für Brandschäden haftbar. Ob man das Manier nennte? — Wann er nach Hause käme, hatte der Herr Polizeilieutenant darauf gefragt. — Dies wäre schon mehr Lebenswandel, hätte die Frau darauf geantwortet, eine christliche Zeitrechnung könnte sie das nicht nennen. Und sie sei aus ordentlicher Familie. Ihre Eltern hätten ihr nichts hinterlassen, als die Hauseinrichtung, sie wäre darauf angewiesen, zu vermiethen und das sei ein schweres Brot, ein bitteres armuthsvolles Leben. Krank werden dürfe sie nicht und erdulden müsse sie Vieles, denn die jungen Leute, die bescheiden wären und sich Alles gefallen ließen, die blieben mit der Miethe im Rückstand und die Herren, welche prompt bezahlten, wären anspruchsvoll und grob. Sonst würde sie die Kaffeegesellschaften nicht leiden, das könnte man ihr glauben, ihr Vater sei sogar höherer Beamter gewesen.

Was das für Kaffeegesellschaften seien? hatte der Herr Polizeilieutenant nun offiziell gefragt. — Sie nennen sie ihre Cousinen, hatte die Vermietherin geantwortet, aber es wären Ladenmamsells, mit denen sie die Tanzlokale besuchen. — Welche ‚sie'? hatte er gleich nachgefaßt. — „Nun, Herr Kleines und Herr Pfeiffer, der auch bei mir wohnt. Und ich muß den Kaffee machen und den Kuchen besorgen und hungrig sind sie wie die Wehrwölfe. Manchmal geht für zwei Mark Gebäck darauf und mehr. Wo soll das hinaus? Aber läßt man ein Wort von Verschwendung fallen, gleich giebt es

Krakehl mit Anzüglichkeiten; wenn man gezwungen ist, von möblirten Herren zu leben, lernt man die Welt kennen." —

Ich fühlte meine Frisur sich sträuben, als die Frau Polizeilieutenanten mir diese Art von Laufbahn hinterbrachte, und fragte Onkel Fritz daher bei passender Gelegenheit, ob er Aehnliches erfahren hätte und ob die jungen Leute wirklich so wären? — „Es giebt so'ne und solche," antwortete er, „aber die Schuld liegt nicht allein an ihnen. Wenn die Familien sich der jungen Leute annähmen und nicht in jedem einen Heirathskandidaten erblicken wollten, würde wohl Mancher solider sein. Es dürfte ja aber nur Einer in einer Familie mit Töchtern verkehren, so hätten die Tanten die Partie gleich unter sich ausgemacht, worauf der junge Mann kopfscheu würde und heulend davon flöhe. Ist es dann ein Wunder, wenn er sich in den Berliner Strudel stürzt? Betrachtet doch die Geselligkeit nicht als Heirathsbureau." — Was Onkel Fritz hierauf von mir zu hören bekam, das war nicht von Pappe!

Die Hauptsache war jedoch, daß wir über Herrn Kleines genügend unterrichtet waren, und als die Ereignisse ihre Reife hatten, kam die Frau Polizeilieutenanten zu mir und sagte: „Nun ist es so weit." — „Was?" fragte ich. — „Er hat sie zu einem Rendezvous mit Schokolade bei Konditor Müller eingeladen." — „Der schräg a vis vom Centralhotel wohnt?" fragte ich, „und den besten Baumkuchen backt?" — „Der wird es wohl sein, denn auf dem Bahnhof Friedrichstraße wollen sie sich treffen." — „Dies ist schändlich!" fuhr ich auf, „eine so dankenswerthe Einrichtung wie die Stadtbahn zu solchen Fehltritten herabzuwürdigen." — „Und Sie haben ihn mit uns bekannt gemacht!" — „O nein." — „O ja!" — „Durchaus nicht." — „Erst recht!" — „Nun soll mir doch einer einen Storch braten, aber einen milchernen," entgegnete ich möglichst gleichmüthig, um keine Erzürnung zu veranlassen. — „Frau Buchholz," erwiderte sie mit aller ihr anhaftender Vornehmheit, „Sie sind dessen ungeachtet verantwortlich und müssen mir Herrn Kleines auf dem Bahnhof abfangen helfen. Die Billete habe ich gleich mitgebracht, seien Sie nur so gut, sich reisefertig zu machen."

Ich hatte bis hierher das Eisenbahnfahren immer für

eine Art von Vergnügen gehalten, mit Ausnahme natürlich von den Bummelzügen, die bei jeder Telegraphenstange anhalten, aber nun sah ich doch ein, daß es darauf ankommt, warum und wohin man reist, wobei die Schnelligkeit ganz Nebensache bleibt.

Mir wäre es schon recht gewesen, wenn die Lokomotive einen Anfall von Explosion bekommen hätte, damit der Zug nicht vorwärts konnte, aber mir ging es wie immer, wenn ich irgendwo bei bin . . . ich hatte wiederum kein Glück. Wie oft wünschte ich als Kind am letzten Ferientage, wegen der unvollbrachten Arbeiten, die Schule möchte zusammenfallen, oder abbrennen, oder der Hauptlehrer das Bein brechen, aber solche Freude ward mir nie gewährt, im Gegentheil: meine Nachbarin bekam immer das herzusagen, was ich gerade wußte, und ich blieb ausgerechnet bei dem Vers hacken, von dem ich fest und sicher meinte, wir hätten ihn nicht mit aufgekriegt. Und deshalb passirte diesmal auch kein rettendes Ereigniß, weder ein Bischen Entgleisung, noch eine kleine Anrempelung, und bevor ich mich nothdürftig ausgeseufzt hatte, waren wir auf dem Bahnhof Friedrichstraße.

„Wir müssen rasch nach der anderen Seite hinüber," sagte die Frau Polizeilieutenanten, „denn er hat ihr ein Billet nach Potsdam geschickt, natürlich damit, wenn man etwas merken sollte, man auf dem Stadtbahnhof vergeblich warten könnte. Ich habe den Brief gelesen und das Billet gesehen." — „Schauderhaft!" rief ich. — „Dabei fragt es sich, ob der Konditor Müller etwa nur ein Vorwand ist und er mit dem Kinde in die weite, weite Welt hinausfährt." — „Lassen Sie uns eilen, meine Beste," rief ich, „hier liegt ein Verbrechen vor, das wir verhüten müssen. Er soll die Buchholzen kennen lernen." — „Auch an mich soll er denken," sagte die Polizeilieutenanten, „wenn der Blitz sich unerwartet über seinem Haupt entladet." — „Jawohl, wir sind die Gewitterwolken," rief ich, mich ihrem Gedankengange anschließend. — „Ich wüßte nicht, daß ich etwas gewitterwolkenartiges an mir hätte," erwiderte sie spitz, „und wenn ich meinen neuen Mantel für diese Tour zu gut halte, brauche ich mir darüber doch keine Vorwürfe machen lassen. Sie haben ihn mit uns bekannt gemacht." — „O nein." — „O ja." — Es half nichts, sie blieb bei dieser verbohrten Meinung.

Wir nun die Treppe hinunter, durch die Hallen geschlängelt,

an den Wigwams vorbei, worin die Billetmenschen sitzen, bald um diesen Pfeiler, bald um jene Ecke, ganz genau wie die Indianer auf dem Kriegspfade, bis wir den richtigen Aufgang gefunden hatten und auf dem Fernverkehr-Perron angekeucht kamen. —

Mittlerweile stand der Tag auf der Kippe und das elektrische Licht war aufgegangen. Wie Mondschein sah es nun in der riesigen Halle aus, die sich etwas krümmt wie eine architektonische Leberwurst mit zwei offenen Enden, durch welche die Züge nur so ein- und aussausen. Auch der Wind zieht durch die Halle und wer für eine zerrüttete Gesundheit schwärmt, braucht sich nur gehörig warm rennen und dann auf den Stadtbahnhöfen Platz nehmen. In drei Minuten meldet sich der Schnupfen, oder man spürt es im Kreuz. Ich sah mich schon im Geiste mit Opodeldok eingerieben und heißen Lindenblüthenthee dazu, obgleich der menschliche Organismus doch wohl eine andere Bestimmung bekommen hat, als ihn aus achtungsvoller Ergebenheit zu erkälten. Aber auch das Gemüth hat keinen Vortheil von dem Gewarte und Herumgestehe, denn es klingt und klappt und rührt sich in allen Ecken und Kanten, als wenn es rechtschaffen spukte, weil kein menschliches Auge die elektrischen Fäden entdeckt, womit sie den ganzen Sprechanismus dirigiren.

Je schwärzer der Abend draußen wird, um so mehr nimmt die Unheimlichkeit zu. Man sieht von dem Mondschein der Halle in die Nacht hinaus, die sich allerdings nicht viel von einem Ofenloch unterscheidet, aber dann kommt es an wie ein paar glühende Augen, die immer größer und größer werden, immer runder und immer glänzender, bis es fauchend wie ein Ungeheuer heranlärmt und plötzlich stille steht. Sobald es hält, sieht man ja gleich, daß die Erscheinung nichts Anderes ist als ein Eisenbahnzug, wenn es jedoch aus der Finsterniß in das Helle rast, und zischt und Dampf speit, so glaubt man jedesmal, es wäre ein übernatürliches Geschöpf, das Alles über den Haufen rennen wollte, was ihm in den Weg tritt.

Und von allen Seiten schnoben sie herbei, von rechts und links, vor Einem und hinter Einem, als hätte der Teufel seine sämmtlichen Schoßthiere losgelassen, um mich zu ängstigen,

während wir im fliegenden Zugwinde dasaßen und mit dem fertigen Schlachtplan auf den Feind lauerten. Entrinnen konnte er nicht, denn so wie er kam, wollte die Frau Polizeilieutenanten ihn umzingeln, indessen ich mit seitwärts von mir gestreckten Armen vor der Treppe den Rückzug abschnitt. Er war bereits so gut wie erbeutet, dies schien uns unzweifelhaft.

Als mir der Feldzug schon anfing unausstehlich zu werden, zeigte sich endlich etwas, und wenn auch nicht Herr Kleines, so doch sein Schwiemelkompagnon Herr Pfeiffer. „Das ist der eine von den beiden," flüsterte ich, „auf in den Kampf!" — Ehe Herr Pfeiffer noch wußte, wie und warum, hatte die Frau Polizeilieutenanten ihn in unmittelbarer Augennähe und als er rasch wieder davon wollte und sich umwandte, da erblickte er mich mit den ausgebreiteten Armen, wie abgemacht worden war. Der Sieg war ein gewaltiger: er versank in sich wie ein zu früh aus der Röhre genommener Auflauf. So viel Verstellung war aber doch in ihm, daß er that, als wenn er sich sehr freute, uns begrüßen zu dürfen. Wir sagten auch, daß wir sehr glücklich wären, einen ‚so sehr soliden' Gesellschafter zu treffen, und so logen wir uns gegenseitig Galanterieen vor, während die eine Partei die Angst, die andere den Zorn damit zu verhehlen suchte.

Er sann nun auf verschiedene Weise zu retiriren . . . es war ihm aber unmöglich; er hatte nothwendig einem Kofferträger etwas zu sagen . . . wir wichen nicht von ihm, jede warnende Mittheilung an Herrn Kleines wurde im Keime erstickt. Da raffte er sich zu einer letzten Anstrengung auf, indem er uns mit der Wahrheit einzuschüchtern versuchte. „Entschuldigen die Damen," sagte er, „ich muß unbedingt augenblicklich zu einem Freunde; es giebt ein Malheur, wenn ich nicht gehe." — „Darf man fragen, wie der Freund heißt?" inquirirte die Polizeilieutenanten. — „Es ist mein Freund, Herr Kleines," erwiderte Herr Pfeiffer mit dem tiefsten Tone der Ueberzeugung. — „Den können Sie sich unsertwegen an den Hut stechen," sagte ich, und kaum war diese, den Umständen nach wohl berechtigte Mißbilligung meinen Lippen entflohen, als Herr Kleines in höchst eigener Person die Treppe heraufgewutscht kam, immer zwei Stufen auf einmal, in das linke Auge ein Stück Glas getreten, und äußerlich in einem röth-

lichblau karrirten, waschledergelben Asphaltfeger von Ueberzieher gethan, daß er sich mehr putzig als verführerisch ausnahm.

Mit dem an Herrn Pfeiffer eingeübten Schlachtplan gedachten wir ihn nun mit leichter Mühe zu kriegen, aber als er uns sah, entwich er nach rückwärts, immer wärtser und wärtser, dahin, wo der Bahnhof aufhört und das Ueberfahrenwerden anfängt. „Ob er sich auf die Schienen wirft und von dem ersten besten Teufelsthier von Lokomotive zermalmen läßt?“ dachte ich mit Grauen. Aber dies war nicht denkbar, denn indem er flüchtete, wandte er uns sein Gesicht mit dem Augenglas zu und hüpfte abwechselnd auf seinen Spazierhölzern in einer sehr ungebührlichen Weise, wobei er ganz unmenschlich verdrehte Grimassen schnitt. Die Polizeilieutenanten behauptete später unwiderruflich, er hätte sogar die Zunge herausgeblöckt, sie hätte aber angenommen, es wäre auf mich gemünzt, was ich jedoch bescheiden abwälzte. Uebrigens ging die Angelegenheit so rasch vor sich, daß sie sich auch getäuscht haben kann, zumal in dem Mondscheinlicht und in Gegenwart der vielen Menschen, die nicht wußten, was passierte, und über Herrn Kleines Kriegstanz höchlichst erstaunten.

Nun aber hatten wir ihn. Weiter konnte er nicht kommen, wenn er nicht den Tod unserer Gesellschaft vorzog. Schon streckten wir die Finger nach ihm aus, da hatte er auch schon einen eisernen Handgriff bewegt und vor unseren sichtlichen Augen verschwand Herr Kleines langsam in den Abgrund, wobei er den Hut abnahm und uns höhnisch angrinste. Er fuhr mit dem Gepäckfahrstuhl hinunter, und wir hatten das Nachsehen.

„Gottlob, er ist gerettet!“ sagte Herr Pfeiffer, als die Klappen sich über Herrn Kleines schlossen und er uns wie durch Blendwerk entrückt war. — „Darüber freuen Sie sich noch, Herr Pfeiffer?“ fragte ich, „Sie können mir wahrhaftig leid thun.“

Wäre in diesem Augenblick nicht der Zug vom Schlesischen Bahnhof-Alexanderplatz, mit Mila darin, angekommen, ich glaube die Polizeilieutenanten stände noch in verblüfftem Zustande da, als hätte sie das Mittagessen fallen lassen und bemühte sich, zu begreifen, wie Herr Kleines eigentlich entwich,

weil sie nicht wußte, daß sein Geschäft ihn oft auf die Bahnhöfe führt und er sich mit allen Einrichtungen auskennt. Denn hätte er sonst so gewissenlosen Mißbrauch mit dem Fahrstuhl treiben können, der doch im Dienste des Publikums steht und nicht hinsichtlich leichtfertigen Entschlüpfens auf Staatskosten erbaut worden ist? Die Sprache ist hier einfach wortlos; es giebt keine Bezeichnung, die miserabel genug für solches Benehmen wäre. —

Mila reckte sich fast den Hals aus, ob sie den karrirten Schlafrock nicht erblickte, mit dem Herr Kleines sie zu bezaubern gedachte, aber als sie nun statt dessen uns beide wahrnahm, verschwand sie wie an einer Gummistrippe gezogen, vom Coupeefenster. Dies half aber nichts, denn was einmal entdeckt ist, das bleibt entdeckt, und sie mußte heraus aus dem Waggon, aus ihren romantischen Träumen von heimlicher Ausflucht mit Schokolade und Baumkuchen bei Müller, heraus in das wirkliche Leben mit elektrischer Beleuchtung, heraus auf den Perron für Vorort- und Fernverkehr.

„So, mein' Dochder," sagte die Frau Polizeilieutenanten im reinsten Landsbergerstraßen-Aczang, „nu komm man mit," und faßte Mila kräftig festhaltend an den Ellbogen. Mila sah so jammervoll aus, als wenn eine von Castan seinen plieräugigen Wachspuppen das Nachtwandeln bekommen hätte. Ich wollte mich ihrer annehmen, aber die Frau Polizeilieutenanten sagte: „Lassen Sie nur, liebe Frau Buchholz, ich werde schon als Mutter mit meiner Tochter reden. Das Beste wird wohl sein, wir schicken sie in ein Pensionat in die Schweiz und zwar so bald als möglich. Soviel ich weiß, ist man dort strenge und Stadtbahnen sollen gänzlich fehlen." — „Das wäre ein großer Vortheil," pflichtete ich bei. — „Und noch eine Bitte: Sie sind diskret, nicht wahr? — „Kein Sterbenswort." — „Ich danke Ihnen, Adieu!"

Als sie nun mit Mila hinabging, wollte ich noch Herrn Pfeiffer, theils in Vermahnung, theils in Eid und Pflicht wegen der Verschwiegenheit nehmen, allein er war vierdimensional geworden, wie Onkel Fritz neuerdings zu sagen pflegt, wenn etwas weg ist. Wahrscheinlich stieg er aus Angst in den Zug, und da ich annehme, daß er kein Billet hatte, so hoffe ich, dieser Eisenbahnfrevel

wird ihm nicht so hingegangen sein, denn wenn Maybach auch für die Bequemlichkeit des Publikums in jeder Weise sorgt: die Vergehen gegen den gewaltigen Bahnkörper unter sich ahndet er schonungslos. Das mögen Herr Pfeiffer und Herr Kleines wohl bedenken; im anderen Falle könnte es sich ereignen, daß Maybach Befehl giebt, den Fahrstuhl im Interesse der Familien festzunageln und dies Resultat des Kriegspfades würde dann wohl günstiger für die beleidigten Mütter ausfallen. Um dies zu erreichen, ward dem deutschen Volk der Weg der Beschwerde gegeben, und wer kann es verwehren, ihn zu betreten, wobei man natürlich darauf hinweisen muß, daß im Auslande Alles besser ist als wie bei uns. Auch die Frau hat ihre politischen Rechte und braucht sich nicht anführen lassen.

Mila wird, wie mir die Frau Polizeilieutenanten zwei Tage darauf sagte, baldigst nach der Schweiz ausgethan, wo sie gleichzeitig Durchbildung in Sprachen und feinstem Benehmen erhält. Die Mutter hat ihr Herrn Kleines mit sammt der Wurzel aus dem Herzen gerissen — sie hat ihn eingestandener Maßen auch mehr komisch und amüsant gefunden als für ernst zu nehmen — und somit ist diese Sommerliebschaft als beendigt zu betrachten. Trotzdem lobe ich die Vorsicht, Mila aus dem Distrikte ihres Anbeters zu entfernen, damit wir nicht wieder auf den Kriegspfad hinausbrauchen und Mila noch einige Fortschritte macht, denn obgleich wir nicht den Rang beanspruchen, wie die Frau Polizeilieutenanten, so kann ich doch sagen, in Literatur, Geschichte und derartigen Kenntnissen ist meine Betti ihrer Mila doch eine Strecke voraus, wie wenigstens vom Belleallianceplatz bis zum Wedding.

* *

Betti.

Wir hatten die Saison glücklich hinter uns, und lebten ein harmloses Dasein. Mein Karl ward rastloser denn je zuvor vom Geschäft in Anspruch genommen, daß er nicht schlecht Lust verspürte, es zu vergrößern und sich mehr auf eigene Fabri-

kation zu verlegen, wenn er passende Unterstützung gefunden hätte. Da er jedoch keinen geeigneten Kompagnon ermittelte, so blieb es vorläufig beim Alten und er konnte sich allein abmaracken. Wir suchten ihm darum auch das Leben nach allen Seiten hin zu verschönern, weil er im Grunde genommen doch für uns oft bis spät in die Nacht bei den Büchern saß. Ihm wiederum lag hauptsächlich an Betti's Wohlfahrt und ihre Zukunft war es, die er sichergestellt wissen wollte. Als ich ihm einmal vorwarf, daß er sich noch überarbeiten würde, sagte er: „Laß' nur, Kind, wenn ich einst die Augen schließe, will ich die Beruhigung haben, daß Ihr nicht entbehren müßt." — „Karl, rede nicht so, Du thust mir wehe. Was sollen wir mit dem Mammon ohne Dich? Halte Dich nur immer gut warm und denke nicht an Trauervolles; das macht den Menschen hypochondrig und benimmt ihm den Appetit." — „Wie Du meinst Wilhelmine, aber wir können uns doch nicht verhehlen, daß wir keine Jünglinge mehr sind." —

Von solchem Gespräche durfte Betti nichts erfahren, die, ganz umgekehrt gegen früher, jetzt fleißige Neigung für häusliche Arbeiten zeigte und sich kein Gras unter den Füßen wachsen ließ. Dafür hatte ich denn andererseits die Befriedigung, daß sie sich des Nachmittags hinsetzte und schreibend beschäftigte. Die Verse gelangen ihr noch immer vergeblich, obwohl Herr Leuenfels von Zeit zu Zeit kam und sie in den poetischen Anfangsgründen unterwies, woran ich am Nähtisch sitzend theilnahm, weil man nie wissen kann, wozu man das Dichten mal braucht.

Aber solcher poetischer Unterricht ist nicht leicht. Erst mußte Betti beliebige Worte wählen wie: Mauer, Wurm, Perle, Blume und dann so viele Reime darauf suchen, wie sie irgend kriegen konnte. Fiel uns allen Dreien kein Reim mehr ein, so wurden aus dem Gesammelten Gedichte hergestellt. Schön geriethen sie gerade nicht, manche hatten sogar keine Idee von Sinn, aber Herr Leuenfels erklärte, dies wären die unumgänglichen Vorübungen; wer nicht gewandt im Reimen sei, könnte in der Poesie nie bedeutend werden. Selbst die sogenannten Klassiker (Leuenfels hatte eine mächtige Pieke auf sie) wären Stümper im Reimen gewesen und hätten noch dazu von den alten Griechen und sonstigen faulen Dichtern abgeschrieben.

„Sie irren sich gewiß, indem Sie Jemand anders meinen."

bestritt ich sein Gutachten, „Schiller, diese edle Seele, sollte sich mit den Federn fremder Geister verziert haben? Nein, dazu war sein Erdenwallen zu schlicht.“

„Pah! der und schlicht!“ sagte Leuenfels wegwerfend. „Er hielt sich die besten Weine im Keller.“ — „Die hatte er auch verdient.“ — „Für seine gewöhnlichen Reime?“ — „Nicht Jeder kann es so gut, wie er,“ wurde ich anzüglich, „und an das Abschreiben glaube ich nicht.“ — Statt aller Antwort nahm Leuenfels einen Band von Shakespeare und einen von Schiller aus dem Bücherspinde und schlug die Stellen auf, an denen man die Unredlichkeiten deutlich sehen konnte. Da stand im Hamlet: „Lebt wohl“ und in Kabale und Liebe dito „Lebt wohl“. Desgleichen heißt es im Hamlet „Da kommt der König“ und in der Jungfrau von Orleans ganz das Nämliche. Und die Louise Millerin sagt „Ach“ und die Ophelia sagt auch „Ach“ und so eine ganze Menge von Wörtlichkeiten mehr.

„Siehst Du wohl?“ sagte Betti, die ihm vergleichen half. „Wenn Schiller das bei einer Examensarbeit gethan hätte, wäre er durchgefallen.“

„Und so Etwas läßt sich noch lange Klassiker schimpfen?“ rief ich empört aus. „Wem soll man nun noch trauen? Es ist heut zu Tage Alles Schwindel.“

„Man weist ihnen mit einander auf den Tippel nach, wo sie lange Finger gemacht haben,“ sagte Leuenfels, „wir jüngeren Gelehrten lassen den sogenannten Geistesheroen nichts durchgehen, wir sind unerbittlich gründlich.“

Ich war wie mit Gewalt dumm gemacht über diese Entdeckung, denn aufrichtig gesagt, ich hatte meinen Schiller lieb, er war mir mehr als Andere. „Hat er seine Glocke auch gestohlen? fragte ich. — „Hierüber haben wir noch keine festen Anhaltspunkte,“ erwiderte Leuenfels. — „Das ist wenigstens ein Trost, denn die weiß ich beinahe auswendig, und es wäre doch sehr anstößig, geraubte Waare im Gedächtniß mit sich herumzuschleppen.“

„Es ist Zeit, daß die Ueberschätzung aufhört,“ nahm Leuenfels das Wort. „Warum hat das Publikum nur Anerkennung für die alten Dichter und vernachlässigt die jüngere Schule in unverantwortlicher Weise? Die Alten werden

gekauft, wir können im Schreibtisch verschimmeln. Der Sinn für wahre Poesie ist dem Volke abhanden gekommen." — „Nehmen Sie es ihm nur nicht weiter übel," suchte ich ihn zu besänftigen, „es wird Sie auch ganz gewiß bewundern, wenn Sie todt sind." — Er warf sich in den Lehnstuhl und fuhr mit allen zehn Fingern durch die blonden Haare, wobei er stöhnte: „Ich fühle es, ich bin um ein Jahrhundert zu früh auf diese undankbare Welt gekommen." Hohnlachend setzte er dann hinzu: „Warum bin ich nicht lieber Bierwirth geworden?" — „Das können Sie noch immer, wenn das Volk seinen Geschmack absolut nicht erläutern will. Außerdem, glaube ich, versteht es mehr vom Bier, als von der Poesie. Legen Sie ihm versuchsweise einmal ein Gedichtenbuch hin und stellen Sie daneben ein schönes kühles Seidel vom frischen Faß; Sie werden sehen, wonach es greift." — „Das Volk ist nicht werth, daß man dichtet. Meinetwegen mag es in dem Pfuhl seiner eigenen Gemeinheit versumpfen. Ich zertrümmere mein Saitenspiel und lasse das Volk verkommen!" — „Diese Härte!" rief ich. „Versuchen Sie es vorher doch ein paarmal in Güte, wie Abraham mit den Leuten zu Sodom und Gomorrha, ehe der liebe Gott den Dynamit anstach."

„Wie soll ich das anfangen, wenn mir Niemand Gehör schenkt?" fing er wieder an. „In den Papierkorb hat man meine Gesänge geworfen und ... oh Schmach ... in den Briefkästen der Journale zum Ueberfluß verhöhnt." — Der arme Bengel fing an mir leid zu thun. „Muß denn Alles gereimt sein?" nahm ich tröstend und aufmunternd zugleich das Wort. „Es giebt Leute, die mögen keine Bollen riechen, und andere, die essen vor Johanni das grüne Kraut ober der Erde und nach Johanni die Knollen unterhalb. So ist es auch mit der Poesie; dem Einen ist sie sein Leibgericht und der andere nimmt sie nicht in die la main. Aufrichtig gestanden, bin ich auch mehr für das Ungereimte, weil doch die seltensten Menschen in Versen sprechen und dies meistens nur, wenn sie phantasiren und Blutegel heran müssen nebst Eis auf den Kopf. Schreiben Sie statt Versmaße ein verständliches Aufsatzdeutsch, das wird sicherlich gefallen." — „Prosa!" rief er kläglich aus, „elende Prosa?" — „Meine Tochter hat, glaube ich, auch mehr Talent für das Simple. Nicht wahr Betti?" — „Bis jetzt ist

mir das Dichten noch nicht faßlich," bestätigte sie. — „Du solltest doch Herrn Leuenfels die kleine Geschichte vorlesen, die Du neulich geschrieben hast." — „Sie ist gar zu unbedeutend, ich müßte mich geniren." — „Ich bitte Sie, mein Fräulein," sagte Leuenfels, „für durchaus überflüssig halte ich die Prosa nicht." — „Er wird sich schon noch geben," dachte ich.

Betti ging die Erzählung holen, welche Sie ihrem Papa zum Weihnachtsabend geschenkt hat und die uns so außerordentlich erfreute, weil sie Alles ganz aus sich selbst hatte, ohne Beihilfe, nur daß sie den Baum, wovon sie schrieb, vorher in einem Laden sah. Die Mutter, der Vater und die Kinder sind ihr dagegen völlig unbekannt, die hat sie sich auf ihre eigene Hand ausgedacht. Ich war deshalb sehr neugierig, was Feodor Wichmann-Leuenfels wohl sagen würde, und Betti schien auch etwas benaut, denn nur stöckerig begann sie zu lesen: „Der patentirte Tannenbaum." — „Das ist purer Unsinn," rief Leuenfels dazwischen. — „O nein," entgegnete ich, „so etwas giebt es, und was es giebt, ist kein Unsinn. Nun unterbrechen Sie aber nicht wieder, sonst werd' ich unangenehm." — Betti fuhr fort:

„Er war von Amerika gekommen, sorgsam in einer Kiste verpackt. Die einzelnen Theile waren numerirt, damit man sie zusammenstellen konnte, wie es sich gehört, und wenn Alles ineinandergeschoben war, dann stand der patentirte Tannenbaum fix und fertig da. Der Stamm sah beinahe ebenso aus wie ein wirklicher Tannenstamm, nur war er glänzender als dieser, weil er einen wundervollen patentirten Lacküberzug trug, seine Zweige saßen in viel regelmäßigerer Anordnung daran, als sie ein armer Waldbaum aufzuweisen vermag und krümmten sich so elegant und so gleichmäßig, als hätten sie alle ein und denselben Anstandsunterricht genossen. Und wie herrlich grün waren die Zweige! Statt der Nadeln bekleidete sie feine weiche Chenille, die der Färber mit seinem besten Grün gefärbt hatte. So grün war kein Baum auf der weiten Welt. An jedem der Drathzweige saß ein Kerzenhalter und kleine Häkchen waren daran zum Befestigen des Konfektes und der silbernen Aepfel und goldenen Nüsse. Auch die Nüsse und Aepfel waren nach einem patentirten Verfahren aus Metall angefertigt. Sie ließen sich freilich nicht essen,

aber dafür konnten sie stets wieder gebraucht werden, wenn Weihnachten kam. Und nun erst der Untersatz, auf dem der Baum stand. Der war aus Gußeisen, fein vernickelt und hatte eine Inschrift, die Jedem, der lesen konnte, verkündete, daß der Baum patentirt sei. Der Untersatz barg außerdem noch ein Geheimniß, das erst am heiligen Abend offenbart werden sollte und auch dieses war patentirt. Es gab keinen patentirteren Tannenbaum, als das Kunstwerk aus Amerika.

Nun kam der Weihnachtsabend, und während die Kinder sehnsüchtig des Augenblickes harrten, in dem die Thüren zum Bescheerungszimmer geöffnet wurden, bauten die Eltern da drinnen auf. Die Liebe hatte die einzelnen Gaben gewählt und wiederum war es die Liebe, welche half, die Geschenke auszubreiten, daß sie sich dem Empfänger anmuthig darböten und er zuerst fände, worauf sein Wunsch am lebhaftesten gerichtet war. Manches wurde versteckt hingelegt, damit es erst später entdeckt werde und eine neue Ueberraschung bereite, nachdem die erste Freude sich ein wenig gelegt. Und zwischen all' den Gaben stand der patentirte Tannenbaum.

Die Eltern ließen noch einmal prüfend die Blicke in stiller Vorfreude über die Herrlichkeiten gleiten, welche Kinderherzen froher schlagen machen sollten, als sonst an einem Tage im Jahre.

„Ich vermisse Nichts," sagte die Mutter, „aber doch ist mir, als fehle Etwas. Nur kann ich nicht finden, was es sein möchte."

„Es fehlt der Weihnachtsglanz," erwiderte der Vater. „Lass' uns die Kerzen anzünden, ihr Licht giebt erst dem Ganzen die Vollendung."

Als die Lichter an dem Patentbaume brannten, wurden die Thüren weit geöffnet und wie von dem hellen Schimmer geblendet, standen die Kinder an der Schwelle. Dann aber, als sie zu den Gaben geleitet wurden, Jedes an seinen Platz, jubelten sie auf. Nun war sie da, die Wonne seligen Gebens und beglückenden Empfangens.

„Habt Ihr Euch den Tannenbaum schon genau angesehen?" fragte der Vater nach eilicher Weile.

„Ist das ein wirklicher Tannenbaum?" entgegnete einer der Knaben.

„Nein, aber er ist viel schöner. Und nun gebt Acht, wie wunderbar er ist.“

Bei diesen Worten drückte der Vater auf einen kleinen Knopf, der an dem nickelplattirten Fuße des Kunstbaumes angebracht war, und der Baum fing an sich langsam zu drehen. Dazu spielte eine Musikdose einen lustigen Tanz. Das war das Geheimniß des patentirten Tannenbaums.

Einen Weihnachtsbaum, der sich dreht und obendrein selbst Musik dazu macht, hatten die Kinder noch nie gesehen. — „Gefällt er Euch?“ fragte der Vater und zog das Uhrwerk von Neuem auf.

Die Kinder schwiegen. „Hat dieser Baum sich im Walde auch die Geschichten mit dem Hasen erzählt, wie es in meinem Märchenbuche steht,“ begann einer der Knaben. — Der Vater lächelte. „Nein,“ antwortete er, „dieser Baum ist kein Märchenbaum, den hat ein kluger Mann in Amerika gemacht.“

„Er riecht nicht nach Weihnachten,“ sagte die Schwester. „Nun weiß ich, was ich vermißte,“ flüsterte die Frau ihrem Gatten zu. „Der Baum athmet nicht den würzigen Hauch aus, wie die Tanne unserer Wälder. Ihm fehlt der Duft.“ — Ob der patentirte Baum merkte, daß man tadelnd über ihn sprach, das ist schwer zu sagen, aber gerade in diesem Augenblick knackte es in seinem Uhrwerke und während er ein neues, viel lustigeres Stück zu spielen begann, drehte er sich noch rascher als vorher. Man hätte glauben können, er wollte zeigen, was er konnte. Aber das schien nur so, denn das neue Stück und die raschere Bewegung waren auch patentirt.

Mittlerweile hatte die Mutter sich entfernt, und als sie nach einiger Zeit zurückkehrte, brachte sie ein kleines Tannenbäumchen mit, das letzte, welches der Mann draußen auf der Straße den Vorübergehenden zum Kaufe anbot, das aber Niemand haben wollte, weil es zu elend und erbärmlich war. Dann nahm sie Konfekt von dem patentirten Baum und schmückte den Neuangekommenen damit, auch Netze und Goldpapier hing sie daran und befestigte Wachslichter an seinen Zweigen. Ein Tischchen, mit einem weißen Tuche bedeckt, wurde für ihn hingestellt, und als er darauf stand und seine

Kerzen brannten, schaarten sich die Kinder um ihn. „Dies ist Weihnachten," sagten sie. Als nun eins der Lichter sich neigte und die grünen Nadeln des Nachbarzweiges sengte, daß sie zischten, mußte es ausgeblasen werden. Ein leichter Rauchstreifen erhob sich von dem glimmenden Dochte. „Jetzt ist es ebenso Weihnachten wie sonst," hieß es.

Der patentirte Tannenbaum stand still, da er nicht wieder aufgezogen war, aber der kleine Waldtannenbaum durchduftete das ganze Zimmer mit seinem frischen harzigen Geruch. Die schiefe Wachskerze hatte ihm dabei zu helfen versucht, so gut es in ihren Kräften stand.

Wenn Besuch während der Festtage kam, wurde der patentirte Baum gezeigt und mußte seine Kunststücke machen. Man fand ihn allgemein ganz außerordentlich, aber weil der Weihnachtsabend vorüber war, merkte man nicht, daß ihm das Beste fehle — die Kraft, Erinnerungen zu wecken, die Erinnerung an frühere Weihnachtsabende und an den grünen Wald, der nun unter dem Schneedache schlummert und der Auferstehung im Frühlinge wartet.

Später wurde der patentirte Tannenbaum wieder auseinander genommen, in seine Kiste gepackt und auf den Boden gestellt, jedes numerirte Stück des Stammes, jeder numerirte Zweig sorgsam in Seidenpapier eingewickelt. Ich bezweifle aber, daß er in diesem Jahre heruntergeholt und wieder zusammengesetzt werden wird, denn ich habe erfahren, es sei ein großer schöner Tannenbaum bestellt, der fast bis an die Decke reicht, und auch Nüsse mit wirklichen Kernen und Aepfel, die man essen kann, werden am Abend, wenn die Kinder schlafen gegangen, emsig vergoldet und versilbert.

Das sind schlechte Aussichten für den patentirten Tannenbaum." —

Betti schwieg und schlug die Augen nieder, als hätte sie genascht oder irgend eine Thorheit begangen, deren man sich schämt, und obgleich mir die kleine Erzählung, trotzdem ich sie bereits bis auf jedes Komma kannte, wieder Spaß machte, schwieg ich auch und wartete gespannt auf Leuenfelsen's Ausspruch. Aber der blieb stumm. — „Na?" rief ich ungeduldig.

Leuenfels zuckte die Achseln. — „Ist das Alles?" -- „Wie kann man solche Alltäglichkeiten schreiben?" nörgelte er.

„Aber sie hat es doch ganz niedlich gemacht," versetzte ich, „oder sind viele Fehler drin?" — „Nichts ist da," rief er, „keine Exposition, keine Peripetie, keine Abrundung des Ganzen und vor Allem keine Poesie. Wo ist der Weihnachtsengel mit seinen poetischen, weißschimmernden Flügeln, wo sind die Festglocken mit ihren harmonischen Klängen, wo sind Glaube, Liebe und Hoffnung? Und was das Unverzeihlichste ist... die Anleihe bei Andersen und sonstigen Märchenschmierern ist zu augenscheinlich. Ja man könnte von Plündern sprechen. Geben Sie das Schreiben auf, mein Fräulein. Sie besitzen allerdings Talent, aber kein Genie!"

Mir war bei diesem Tadelserguß, als würfe man mich von allen Seiten mit Klietern, besonders direktemang ins Angesicht, und Betti saß wie unheilbar verhagelt da und wagte sich vor Schmach und Schande nicht zu rühren, denn Leuenfels hatte recht: alle jene Zuthaten fehlten. Ich begriff jetzt selbst nicht mehr, daß wir Freude an der kleinen Erzählung gehabt hatten, daß mein Karl behaupten konnte, Betti wäre wohl verschlossen, aber sie sei tief von Gemüth, und wie ich so fehlschoß, daß ich glaubte, Betti werde, weil doch Gouvernante, Musik und Malen nichts für sie war, Befriedigung und eine Art von Beruf im Schriftstellern finden. Da hatte wieder einmal eine Eule gesessen.

Betti sagte kein Wort, denn sie ist nicht von der nachgeberigen Sorte, also mußte ich eine Lippe riskiren. „Da Ihnen Alles nicht gut genug dünkt, Herr Leuenfels," begann ich, „so möchte ich wohl mal wissen, was Ihrer Meinung nach der richtige poetische Zweck ist, damit man Unterschied lernt." — „Nichts leichter als das. Zwei Gedichte von mir sind in der „Aeolsharfe" abgedruckt, deren Redakteur, Hunold Müller von der Havel, mich persönlich aufforderte, Mitglied des Allgemeinen deutschen Reimvereins zu werden. Ich bin Mitglied. Mein letztes Gedicht wurde preisgekrönt. Verlangen Sie mehr?" — „O bitte, durchaus nicht." — „Ich dichtete es im Wintergarten auf dem Preßfest. Der wahre Genius ist nicht an Zeit und Ort gebunden. Ich werde es rezitiren."

Er sich nun gegen den Ofen gestützt, die Manschetten herausgezupft, die Haare aufgewühlt, eine Miene angenommen wie gerührtes Apfelmuß und angefangen:

Die schmerzlich Getrennten.

Gekröntes Preisgedicht von Feodor Wichmann-Leuenfels.

Ein Palmbaum steht im Norden
In einem Gartenhaus.
Was ist aus ihm geworden?
Die Blätter geh'n ihm aus.

Er träumt von einer Fichte
Am fernen Kongostrand,
Die ward schon längst zu nichte
Im heißen Wüstenbrand.

„Na hören Sie," rief ich, als er mit vieler Wehmuth zu Ende gekommen war, „berühmt kann ich das Gedicht nicht finden und neu ist es auch nicht mehr." — „Nicht neu? Eine Improvisation von mir an jenem Abend nicht neu?" — „Nee," sagte ich, „Du kennst doch auch das Gedicht von dem drömerigen Fichtenbaum, Betti, geht das nicht gerade so, wie das, was Herr Leuenfels eben deklamirte?" — „Nicht die geringste Aehnlichkeit", schrie er beleidigt. „In dem elenden Machwerke, das Sie meinen, steht der Fichtenbaum im Norden und bei mir der Palmbaum, und das soll dasselbe sein? Lächerlich! Wer nicht dazu fähig ist, sollte sich doch kein Urtheil anmaßen."

Nun kochte mir die Galle über. „Sie sagen von meiner Betti, sie hätte Anleihen gemacht, wo sie selbst grapschen, daß man glaubt, der Staatsanwalt klopfte bereits an die Thüre, und reden noch lange von Genius und Pathologie und was weiß ich? Das paßt mir nicht in meinem Hause und wenn Sie mir'n Gefallen thun wollen, Herr Wichmann, dann sehen Sie nach, ob Ihr Paletot vielleicht draußen gestohlen sein sollte, und wenn nicht, dann führen Sie'n an die Luft, daß die Motten nicht hineinkommen. Wer meiner Betti was zu Leide thut, dem werd' ich helfen. Und nun denk ich, lassen wir's Dichten ein für alle Mal sein!" — Er sagte, er sei gewohnt, mißverstanden zu werden und so auch hier, und schloß mit den Worten: „Nun gut, verschmäht man meine Poesien, so werde ich den Leuten zeigen, was ich vermag. Wer mich nicht verehrt als Dichter, der soll mich fürchten als Kritiker. Jetzt habe ich meine Bestimmung erkannt, Frau Buchholz, dafür bin ich Ihnen dankbar." — Er empfahl sich und ging stolz davon.

Wie recht hatte doch Onkel Fritz: wenn das Wort Patentfatzke nicht schon erfunden wäre, hätte man es für diesen Pojatz eigens erfinden müssen. Und den hat mir der Dr. Stinde aufgepackt. Na warte, Jungeken, Dir werde ich wieder Gans braten! —

Die Folge davon war, daß Betti kein Vergnügen am Schreiben mehr fand und die Welt um einen Kritiker reicher geworden ist; ich wünsch' ihm gerade nicht, daß er einmal gehörig anläuft, aber Gott gebe es. Ohne seine Schnodderigkeit hätte Betti unschuldig darauf los geschrieben, und die Gedanken an verlorenes Glück wären ihr beim Arbeiten fern geblieben; sie hätte Zerstreuung gehabt, ohne sie weit im Theater oder in Konzerten zu suchen, wohin wir nur selten kommen, weil das theuerste Vergnügen immer das ist, welches man sich von anderen Leuten vormachen lassen muß, und so wegwerferisch haben wir es nicht. Wenn wir mal in den Lohengrin gehen oder ins Schauspielhaus, das sind erinnerungsreiche Festabende, oder mal bei Wallner, wenn sie recht etwas zum Trudeln geben, wohingegen die Operette uns zu schenirlich ist.

Nun war Alles wieder beim Alten, und, da Mila auch noch fehlte, brachte das tägliche Einerlei Stunden, die mit Blei ausgegossen schienen. Allein, wo nichts zu machen ist, da ist auch nichts zu wollen und so trugen wir Beide dasselbe Leid: Betti auf ihren jungen Schultern, ich auf meinen alten, wem es am schwersten ward, das mochte Keiner eingestehen.—

Mich beschäftigten außerdem die mysteriösen Andeutungen, welche Herr Max bei der Regatta äußerte, und ich weiß nicht, was ich darum gegeben hätte, deutlich bis auf den Grund zu sehen. Aber, fließt das menschliche Leben kristallklar dahin? O, nein, mehrstens ist es modderig, wie die Panke. —

Endlich kam aber dennoch die Zeit der Offenbarung in der Form eines Briefes von Herrn Max, der mich um eine Unterredung ersuchte. Ich bestimmte ihm den kommenden Freitag, an welchem Betti bei Kuleckes ging, und empfing ihn pünktlich um Sechsen in der guten Stube. — „Halten Sie sich nur nicht lange in der Vorrede auf," bat ich, nachdem ich ihm zur Ermuthigung der Lebensgeister Portwein hingesetzt hatte, denn er machte einen zurückhaltenden Eindruck. „Sie können

ohne Umschweife reden, ich bin auf das Schlimmste gefaßt." — „Ich komme mit guten Nachrichten," entgegnete er. — „Dann nur heraus damit." — „Als Anwalt meines Freundes muß ich umständlicher sein, als Ihnen vielleicht lieb ist." — „Nun denn, meinetwegen, aber stärken Sie sich vorher." — Er nippte kaum von dem Wein und fuhr darauf fort: „Sie haben ihn kennen gelernt." — „Und mich in ihm getäuscht. Nie werde ich es vergessen, wie er, rasch entschlossen, in frischem Jugendmuthe sein Leben wagte, um den Knaben zu retten. Ich bewunderte ihn, und sein bescheidenes und doch so mannhaftes Wesen gewann bei näherer Bekanntschaft mein ganzes Herz. Nicht das meine allein, und das war unrecht von ihm. Er wußte, was er angerichtet hatte, Sie wußten es auch, und nachdem er den Triumph gefeiert hatte, eine unschuldige Mädchenseele zu bethören, verschwand er auf Nimmerwiedersehen. Das war falsch, und so steht er jetzt in meinen Augen da."

Lebhaft entgegnete Herr Max: „Ich kann ihn rechtfertigen." — „Wer's glaubt!" — „Mir werden Sie glauben, mir, seinem Freunde." — „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!" bemerkte ich mißtrauisch. Er biß die Zähne auf einander und blickte mich unwillig an. — „Sie verunglimpfen ihn," stieß er hervor. „Ich kenne ihn von der Schulbank an. Er, der Kräftige, Starke, schützte mich, den schwachen Knaben, vor dem Uebermuthe der Anderen, er sorgte für mich, als ich verwaiste, ihm verdanke ich, was ich bin. Keinen Treueren giebt es als ihn, und darum betrifft mich Alles, was ihn betrifft. Wie jubelte auch mein Herz, als er mir vertraute, er habe das Glück seines Lebens gefunden, und nicht mehr kann er gelitten haben als ich, da er verzichten mußte." —

„Mußte?" fragte ich verwundert.

Max schwieg eine Weile und fuhr dann mit leiser Stimme fort: „Wir waren Beide erst seit einigen Jahren in Berlin, die Woche gehörte der Thätigkeit im Geschäfte, an den Sonntagen bot die Großstadt mit ihrer Umgebung Kurzweil die Hülle und Fülle. Verdenken Sie es lebensfrohen Männern, wenn Sie zugreifen, wo das Vergnügen ihnen die Hand reicht? — „Warum sollen sie sich nicht zerstreuen? Das heißt Sie müssen nicht solche krummbeinigen Wege gehen wie Herr Kleines." — „Ich verstehe Sie nicht." — „Der Cousinen ein-

ladet, die es gar nicht sind." — Er schlug die Augen nieder und verstummte. — „So reden Sie doch," rief ich angstvoll. — „Er hatte sie zuerst in Treptow gesehen und mit ihr getanzt . . ." „Welche ‚sie'?" — „Sein Verderben." — „Jetzt weiß ich genug," entgegnete ich bitter, „mehr wird wohl nicht nöthig sein." — „Doch," rief er, „Sie müssen mich zu Ende hören. Als wir damals von Tegel zurückkehrten, sagte mein Freund: ‚Max, von heute an wird mit der Vergangenheit gebrochen' . . ." — „Das sagte er wohl, aber er that es nicht." — „Er versuchte sich loszureißen, sie litt es aber nicht. Sie drohte ihm, wenn er sich verloben würde, mit Ansprüchen hervorzutreten." — „Hatte sie Rechte dazu?" — „Nein. Er lachte sie aus. Sie schwur, ihm den unerhörtesten Skandal zu machen und sei es am Hochzeitsmorgen, in der Kirche selbst. Sie würde behaupten, er habe ihr die Ehe versprochen. Wer das Gegentheil beweisen könne? — Er fragte sie, ob sie ihn für sein ganzes Leben unglücklich machen wollte, worauf sie antwortete, sie sei aus respektabler Familie, einer Anderen nachzustehen, fiele ihr nicht ein. In ihrem Hasse wäre sie zu Allem fähig, das möge er bedenken. Da vermied er es, der jungen Dame zu begegnen, die er mit der Allgewalt des Herzens liebte, er fürchtete, seinen Lippen könnte ein Wort entschlüpfen, das er nicht aussprechen durfte, damit er sie nicht an sich zöge und Kränkungen aussetze. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als Berlin zu verlassen." . . . „Und sich vorher noch nach der Möglichkeit zu amüsiren. Wollen Sie mir vormachen, der Bock sei ein Aufenthalt für Leute mit gebrochenem Herzen?" Er blickte mich erstaunt an. „Jawohl, ich selber habe ihn dort gesehen und zwar in ganz merkwürdiger Gesellschaft. So viel Zeit hatte ich noch, das zu bemerken." — „Auch diesen Umstand kann ich Ihnen erklären. Es galt, jene rachsüchtige Person von der rechten Fährte zu bringen; von dieser Zeit an spürte sie seinen Schritten nicht mehr nach." — „Berlin, Berlin" rief! ich, „was machst Du aus den Menschen! Und solche Geschichten nennen Sie gute Nachricht? Ich danke!"

„Gewiß," versetzte er ruhig. „Die Besorgnisse, welche meinen Freund fernhielten sind nicht mehr vorhanden; seit vorgestern ist die Bekanntschaft von Treptow mit einem gut situirten Handwerker verheirathet und mir ward von Felix

der Auftrag, Ihnen Alles mitzutheilen, damit Sie ihn nicht ganz verkennen."

Ich schwieg. Konnte ich ihn von aller Schuld freisprechen? Nein. Und doch fühlte ich, daß er nicht unrecht an uns gehandelt hatte. Er drängte sich nicht bei uns ein, ich selbst zog ihn heran, er hatte nie mit Betti über Liebe gesprochen, ihr kein Wort gegeben nnd auch keins abverlangt. Das stimmte. Und doch waren aus Beider Herzen Hoffnungen ergrünt, ganz im Stillen und Geheimen, und ebenso still und geheim verwelkt, zerstört durch den Leichtsinn an lustigen Sonntagen.

„That er solches Unrecht, daß Sie kein Wort der Verzeihung haben?" fragte Herr Max. — „Was nützt ihm meine Verzeihung?" entgegnete ich. — „Alles, er würde wieder hoffen, sich Ihnen nähern zu dürfen." — „Es ist zu spät. Betti hat entsagt. Verlorene Liebe kehrt nicht wieder." —

Herr Max sprang auf. „Das kann ich ihm nicht schreiben," rief er erregt. „Nun und nimmer. Er wartet auf gute Botschaft. Die muß und muß ich haben." — Er sprach so warm und innig für seinen Freund, daß ich nicht unbewegt bleiben konnte. — „Hier darf ich nicht allein entscheiden, es haben noch Andere mitzusprechen." — Ich klingelte und schickte Doris zu meinem Karl ins Kontor und ließ ihn heraufbitten. Er kam auch gleich, und als er Herrn Max sah, begrüßte er ihn freundlich und fragte: „Nun wie steht die Angelegenheit, junger Freund." — „Vorgestern war die Hochzeit," lautete die Antwort. — „Was ist das?" rief ich erstaunt, „Du weißt Bescheid?" — „Herr Felix Schmidt war so aufrichtig, mir vor seiner Abreise zu erklären, welche Beweggründe ihn von Berlin trieben. Ich konnte seine Handlungsweise nur billigen." — „Und mir . . . mir verschwiegst Du das? Karl, das finde ich . . ." — „Wilhelmine, thue mir den Gefallen und sieh' Dein Bild einen Augenblick an. Was solltest Du Dich unnöthig quälen? Auch ich hatte bereits an jeder glücklichen Wendung der Dinge gezweifelt und hielt es für besser, Vergangenes ruhen zu lassen. Jetzt aber handelt es sich darum, hat Betti ihn vergessen oder nicht?" — „Sie scheint seiner nicht mehr zu gedenken." — „Sie scheint nur?" fragte Herr Max eindringlich. — „Ich werde Sie vorsichtig aushorchen. Aber was nützt das? Sobald sie Alles erfährt, tritt sie zurück. Sie

hat ihren Stolz.“ — „Wenn es an der Zeit ist, wird der ihr sein Geheimniß mittheilen, dem es gehört. Wir haben kein Recht, sein offenes Vertrauen zu mißbrauchen. Er hat seine Thorheit bereut und gebüßt, indem er seiner Liebe Schweigen gebot. Willst Du ihm deshalb nachtragen? Wer ohne Fehl ist, werfe den ersten Stein auf ihn.“ — „Karl, ich will hoffen, daß Du mitwerfen darfst.“ — Er lachte. „Meine Frau hat schon eingelenkt,“ sagte er zu Herrn Max, „holen Sie sich morgen Bescheid.“ — „Nicht persönlich, das könnte Betti auffallen,“ wehrte ich ab, „aber wenn morgen diese rothe Hyacinthe vor dem zweiten Fenster steht, sind die Aussichten gut.“ — „In aller Frühe werde ich an Ihrem Hause vorbeigehen und hinaufspähen,“ erwiderte Herr Max und nahm Abschied. — Ich mußte denken: „Wer einen so anhänglichen Freund hat, der kann unmöglich schlecht sein. Wäre die Jugend nur nicht so überschäumend und unüberlegt. Aber vielleicht läge der kleine Knabe längst in der kühlen Erde, wenn sie es nicht wäre.“ —

Ich konnte doch nicht umhin, mich noch mit meinem Karl über sein egoistisches Verschweigen ein wenig anzulegen, aber es fruchtete nichts, er sah zu rosenfarben in die Zukunft. Er wünschte sich Herrn Felix Schmidt als Kompagnon, darüber kam er gar nicht hinaus. „Dann hätte ich eine Stütze, Minchen, er versteht sich auf die Fabrikation. Dort, wo er jetzt ist, in Sachsen, wollen sie ihn als Associé ins Geschäft nehmen.“ — „Woher weißt Du das?“ — „Man hat sich bei mir nach ihm erkundigt, da er sich auf mich berief.“ — „Und was berichtetest Du über ihn?“ — „Daß er vor allen Dingen ehrlich sei und ich ihm das höchste Vertrauen schenken würde.“ —

Mein Karl ging nach dem Abendbrot noch auf ein Stündchen zu Biere und ich wartete auf Betti, die zur rechten Zeit kam. Sie war guter Dinge, denn sie hatte bei Kuleckes ihre kleine Erzählung vorgelesen, wie sie früher versprochen, und Alle, namentlich Amanda, waren sehr anerkennend gewesen; sie hatte trotz Leuenfelsen nun doch wieder Lust zum Schreiben. Allerdings hatte Amanda Kulecke gesagt: „Kind, es muß mehr Liebe dazwischen, einerlei ob glückliche oder unglückliche, wenn es nur welche ist.“ — „Willst Du das nicht einmal versuchen?“

kundschaftete ich aus, und mein Herz fing an zu klopfen. „Glückliche Liebe?“ entgegnete sie schwermüthig, „soll ich mit Thränen schreiben?“ — „Du könntest,“ setzte ich meinen Gedankengang fort, während das Herzklopfen so zunahm, daß ich die Worte kaum hervorzubringen vermochte, „vielleicht schildern, wie Zwei sich lieben, ohne es einander zu gestehen, und wie der Eine in die Ferne zieht, um Geld und Gut zu erwerben, oder so ähnlich, und erst wiederkommen will, wenn er glaubt genug zu haben, worüber die Andere ihn mittlerweile vergißt.“ —

„Vergißt?“ fragte Betti und blickte mich groß an, „dann hat sie ihn nicht geliebt.“

„Du liebst ihn also immer noch? Weißt Du denn, warum er davon gegangen ist?“ platzte ich unbedacht heraus. In diesem Augenblick wäre mir ein Schlagfluß wohlthätig gewesen, denn ich erwartete, Betti würde außer sich gerathen. Sie blieb aber ruhig und sagte kaum hörbar:

„Ich bin ihm wohl zu gering gewesen.“

Meine Hände hatten sich fest in das Sopha gekrallt, weil ich einen Anhalt haben mußte. Sie lösten sich nun allmählich wieder und ich schöpfte Athem. „Betti,“ sagte ich „sei so gut und setze die rothe Hyacinthe vor das zweite Fenster, sie duftet in der Nähe zu stark.“ —

Betti that, wie ich gebeten; ich aber wußte nun, daß sie verzeihen und vergeben würde, wenn sie je etwas erführe, und sah auch ein, wie wohlweislich mein Karl geschwiegen hatte, denn wie leicht kann man sich vergalloppiren.

„War Besuch da, weil Du in der guten Stube sitzest?“ fragte Betti.

„Ein Geschäftsfreund von Papa war hier,“ sagte ich so bedeutungslos wie möglich.

Und dann sprachen wir von mancherlei Dingen, die uns eigentlich gar nichts angingen, aber Betti vermied, das Schriftstellern zu berühren, und ich gab Acht, daß ich mich nicht verrieth. Zuletzt kam der Sandmann, der streute uns Traumkörner in die Augen und wir gingen zur Ruhe. Die Hyacinthe stand ja an dem richtigen Platz.

❦ ❦

Der erste April.

Ich war mir nicht bewußt, Augusten etwas zu Leide gethan zu haben und konnte mir daher nicht erklären, warum sie unser Haus mied, als hätten wir das Scharlach. Das verdroß mich, und als ich ihr vor einiger Zeit zufällig unterwegs begegnete, erlaubte ich mir die Frage, weshalb sie sich gar nicht sehen ließe, worauf sie Ausflüchte machte, wie eine, die sich im Lügen übt. — „Wenn Du nicht willst, kann ich Dich nicht zwingen," gab ich ihr zu verstehen, „und wenn wir Dir doch gleichgültig sind, können wir uns ja „Sie" schreiben. Adje, Frau Weigelten." —

Wie es bei Weigelts zustand, konnte ich von ihr nicht erfahren: ob sie schon einen Scheffel Zwanzigmarkstücke von der Millionenschwägerin bekommen hatten, oder ob ihnen bereits der Pleitegeier auf dem Dache saß, wie Onkel Fritz zu sagen pflegt, wenn die Rechnungen für das gute Leben bezahlt werden sollen und blos der Wille dazu vorhanden ist.

Zu meiner nachträglichen Freude ward mir jedoch kund, daß ich mich in Augusten geirrt hatte. Sie war nicht schuld an der Spannung zwischen uns, sondern ganz allein ihr Herr Gemahl, der eine solche Frau nicht verdiente. Wer sollte gedacht haben, daß dieser blöde Student von ehemals, der erkenntlich sein müßte, daß er eine Stelle im Büreau erhielt, so aufsässig werden würde? Die Ursache kann einzig in seiner Dämlichkeit liegen, obgleich sie trotzdem unbegreiflich erscheint.

Mir war es schon sehr verwunderlich, daß er Augusten verbot, etwas von uns anzunehmen, aber ich schob seinen Unwillen auf die Verweigerung des Borgs, als sie eine Anleihe bei mir machen wollten, denn Manche können es nicht vertragen, wenn sie abfallen, aber Onkel Fritz war hinter das Richtige gekommen.

Mein Weigelt war in den Umgang von Leuten gerathen, die ihm so lange von der Schlechtigkeit der heutigen Verhältnisse vorschwefelten, bis sie ihn so aufgeklärt hatten, daß er Alles glaubte, es durfte nur nicht in der Bibel stehen. Er war in Schulden, aus denen er gerne herauswollte, und weil

es ihm durch eigene Dummheit schlecht ging, mußte die ganze Welt schlecht sein. Der Staat taugte nichts, die Regierung machte Fehler über Fehler, und wer weiß, womit sie sich sonst noch das Bier sauer redeten.

Die Folge davon war, daß mein Weigelt nachlässig in seinen Arbeiten wurde, seinen Vorgesetzten höchst unpassend kam und auf seine eigene Hand anfangen wollte, den Staat umzuwälzen, wozu ein königlich preußisches Büreau wohl nicht der geeignete Ort ist. Ob er sich einbildete, man hätte ihn um seiner schönen Augen willen angestellt? Solche wie ihn konnten sie eine Menge bekommen, immer fünfzehn auf die Mandel. Er durfte froh sein, daß er nicht entlassen wurde, daß Weib und Kind mit in Betracht kamen, als er dicht daran war, den Laufpaß zu erhalten. Er aber sich auf das hohe Pferd gesetzt, weil Kollegen von ihm befördert wurden und er bis zum nächsten Male warten mußte.

Jeder ist zwar seines Glückes Schmied, aber wenn er es nicht ordentlich gelernt hat, wird es Pfuscharbeit, und das war der Fall mit Weigelt. —

„Wenn ihm unser Staat hier nicht gefällt," sagte Onkel Fritz, „dann hat er die Freiheit, sich einen auszusuchen, der ihm zusagt, aber er scheint auch zu wissen, daß anderwärts ebensogut Knochen im Fleisch sind wie bei uns, und die Ochsen in Amerika nicht auf Bratwürsten herumlaufen; daß man hier arbeiten, drüben aber schuften muß. Laß ihn doch mit den paar Kenntnissen und dem bischen leserlicher Handschrift auswandern, wohin er will. Pfotensaugen kann er. Vielleicht wäre es ihm gut, wenn er ginge, damit er einsieht, welchen Blaak ihm die gehirnerweichten Brüllaffen eingeredet haben, die sich seine Parteifreunde nennen. Und dies Schaf, das seinen eigenen Hausstand nicht übersehen kann, das sich von einem Geldverleiher und Waarenschwindler bis über die Ohren hineinlegen läßt, will mit in die Politik hineinreden? will mit regieren? will dem Staat gute Lehren geben? So ein Stimmvieh!" —

„Warum ereiferst Du Dich?" fragte ich Onkel Fritz, „er ist zu untergeordnet, sich über ihn zu ärgern." —

„Ich war bei ihm, um ihn aufzufordern, den Fackelzug mitzumachen und den Abend hernach mit mir und meinen Freunden zuzubringen. Darauf entgegnete er: das gestatte

ihm seine Ueberzeugung nicht." — „Ist die Möglichkeit?" rief ich. — „Jawohl," antwortete Onkel Fritz, „wie die Natur spielt, ist mitunter groß!" —

Das war einige Tage vor dem letzten März, an welchem dem Fürsten Bismarck ein Fackelzug gebracht werden sollte, als am Vorabend seines siebzigjährigen Geburtstages. Schon lange vorher hörten wir von den Zurüstungen und freuten uns auf den Abend ungeheuer, zumal Onkel Fritz nur noch Begeisterung war. Er hatte ja auch den französischen Feldzug mitgemacht, und wußte, was es heißt, Kraft und Leben für das Vaterland einzusetzen. „Wilhelm," sagte er, „kein Tropfen Blut ist umsonst dahingegeben, aus jedem ist Ehre entsprossen und Macht. Uns kann Keiner! Deutschland ist groß, wie es niemals zuvor gewesen, das danken wir dem Kaiser und seinem Kanzler." —

Am Abend des Fackelzuges waren wir rechtzeitig unter den Linden. Mein Karl, Betti und ich, und halb Berlin schien sich blos an diesem einen Platz versammelt zu haben, Kopf an Kopf in den Fenstern und auf den Balkonen, noch mehr Köpfe auf dem Fahrdamm, den Reitwegen und den Bürgersteigen. Und alle diese Menschen wollen mit den Ihrigen leben. Dazu gebrauchen sie den Frieden, und den hat Bismarck ihnen erhalten und wird dafür weiter sorgen.

„Wir wollen suchen, unseren alten Platz wieder zu erlangen," sagte mein Karl, „dicht bei der Friedrichstraße." Als wir dort waren, fragte er: „Erinnerst Du Dich, Wilhelmine, hier standen wir und sahen den König, als er aus Ems kam? Neben ihm saß die Königin, die ihren Thränen nicht gebieten konnte." — „Ich weiß es, mein Karl, das war eine schmerzliche Zeit. Onkel Fritz mußte auch mit. Die Franzosen galten als die Ersten und Mächtigsten und fluchten und wetterten, Berlin dem Erdboden gleich zu machen. Wer wußte, wie es kommen werde." — „Der König und Bismarck und Moltke wußten es. Und erinnerst Du Dich weiter: Hier standen wir wieder, als unser König mit seinem siegreichen Heere einzog als Kaiser." — „Wie würde ich das je vergessen? — Das war ein Tag des Jubels. Und wie sah Onkel Fritz aus: voll von Staub und behängt mit Kränzen." — „Und heute gilt der festliche Dank dem gewaltigen Kanzler, seiner Treue für Kaiser und Reich. Siehst Du dort beim Schloß? Der Fackelzug beginnt."

So war es auch. Eine Rauchwolke stieg an dem unteren Ende der Linden auf und darunter röthete es sich wie von einer Feuersbrunst, die mächtiger und mächtiger anschwoll und einer feurigen Schlange gleich näher kam, bis sie auch uns erreichte. Musikchöre in historischen Kostümen, zu Fuß und zu Pferde, wechselten mit Gruppen von Fackelträgern ab, und den Couleur-Studenten, welche in vollem Wichs in unzähligen Equipagen saßen, folgten die Studenten zu Fuß. Das war die Jugend, die Hoffnung des Kanzlers und der Erbe seines Vermächtnisses. Diesen voran schritt, die hellbrennende Fackel tragend, ein Mann mit grauem Haar, das die schwarzroth-goldene Studentenkappe aus alter Zeit bedeckte. Der mochte sich wohl ein junges Herz bewahrt haben, das heiß erglühte.

Immer neue Massen mit lohenden Flammen, leuchtenden Inschriften, Bannern, Fahnen und Abzeichen zogen vorüber. Dann kam der Künstlerwagen, ein Riesenschiff, auf dem hoch oben die Germania das schützende Schwert schwang, während auf dem Deck die geeinten Angehörigen aller Gauen und Stände ihr zujauchzten. Daran schlossen sich die Gesandten aus Kamerun mit Kameelen, welche Gaben trugen, wie sie Afrika bietet, und wieder folgten endlose Reihen von Wandernden mit brennenden Fackeln in der erhobenen Hand.

Schon war eine Stunde verflossen und noch kein Ende abzusehen. Ergriffen standen die Tausende von Menschen, von dem ungeahnten Schauspiel überwältigt. Und als nun zum Schluß die Schering'sche Fabrik mit Hunderten von Magnesiumfackeln heranzog, welche die Straßen tageshell erleuchteten, da vermochte einer dem anderen in das feuchte Auge zu blicken. Ergriffen huldigte das Volk seinem großen Staatsmanne, seinem Bismarck. —

Mein Karl war durchaus abgeneigt, ein öffentliches Lokal aufzusuchen. „Wir wollen unter uns bleiben," sagte er, „mit Euch möchte ich über das Erlebte sprechen."

Wir machten es uns zu Hause gemüthlich und als ich mit dem guten ‚Johannitergarten' anrückte, lobte mein Karl mich als sehr verständig. Er aber war gegangen und hatte ein Büchlein geholt, das hieß ‚Fürst Bismarck von Ernst Scherenberg'. Daraus las er uns vor.

Es war mir und Betti unbegreiflich, was früher mit

Deutschland aufgestellt wurde. Schweigend mußte es Kränkungen seines Rechtes und seiner Ehre ertragen, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Nun aber ist umgekehrt ein Schuh daraus geworden.

Und dann kam der Tag in Versailles, an dem der Bundeskanzler die Kaiserproklamation verlas, die mit dem Gelübde schloß: „Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

„Das war des Kaisers Wort," sagte mein Karl, „daß es erfüllt wurde, dafür sorgte Fürst Bismarck. Fünfzehn Jahre haben wir den Frieden mit seinen Segnungen; den danken wir der deutschen Treue."

Wir erhoben uns alle drei und leerten unser Glas. Wem es galt, das brauchten wir nicht erst sagen.

„Seht um Euch," begann mein Karl lebhaft wieder das Gespräch. „Frankreichs Republik schlachtet dem alten Götzen Gloire aufs Neue Landeskinder, Englands Parlament opfert dem Egoismus ruhmloses Blut, an uns wenden sie sich, damit Bismarck schlichte, der in Versailles mit seinem Kaiser vor aller Welt schwur: Friede! Die Zeit, in der wir leben, ist so groß, daß wir sie kaum zu fassen vermögen. Die Jugend von heute erwächst in einem anderen Deutschland als wir. Es ist nicht mehr das arme Vaterland, das sein Sohn um so tiefer beklagen mußte, je inniger er es liebte."

„Schade, daß wir keinen haben," sagte ich achtlos.

„Wir müssen uns mit Schwiegersöhnen behelfen," neckte mich mein Karl.

Um den Eindruck zu verwischen, den diese Aeußerung auf Betti ausüben konnte, erwiderte ich ablenkend:

„Töchter thun schließlich ganz dasselbe!"

Wie es so ganz anders kam.

Den Umgang mit dem alten Bergfeldt hatte ich meinem Karl nicht statutenmäßig untersagt, da es doch unmöglich gewesen wäre, das Verbot durchzuführen, weil es zu viele Punkte in Berlin giebt, wo sie sich trotzdem treffen konnten. Ein Geschäftsgang um die Mittagsstunde ist ja leicht vorgeschützt und Frühschoppenlokale finden sich alle drei Häuser weit von einander, man braucht nur gegen die Thüre fallen und drin ist man. Außerdem war er weniger Schuld an dem Zerwürfniß als sie, die Bergfeldten, mit der auf die Dauer Niemand auskommt, denn wenn die keinen Anderen hat, ist sie kapabel, mit sich selbst Streit anzufangen.

Warum lebe ich sonst mit Jedermann in Harmonie und warum war dies bei ihr nicht statthaft? Weil eine, die mich für dumm ästimiren will, doch wohl zwei Tage früher aufstehen muß, wenn nicht noch eher. Und dann auf Andere von oben herabgesehen, weil der Mann Beamter ist und Andere nur Kaufmann sind, und dicke thun mit dem klatrigen Gehalt, wo sie den Kaffee durch die Sparbüchse müssen laufen lassen, daß ihnen noch ein Groschen zu Pflaumenmus übrig bleibt.

Hat sie nicht überall, wo sie gebeten war, Ansprüche gemacht, als wäre sie die Erste? Und wenn ihr dies nicht zu Theil ward, gleich einen Flunsch gezogen, und die gemüthlichste Heiterkeit gestört. Dabei sich gehabt, als wenn sie Bildung gelernt hätte, und mit Anderen über ganz ausgefallene Sachen gestritten, wie einmal mit mir, ob es der oder das Petroleum hieße. Ich behauptete nämlich, man schriebe das Petroleum, weil es eine aus dem Lateinischen kommende Flüssigkeit sei, sie aber bestand darauf, man sagte der Oel, und da man ihn ebenfalls auf den Lampen brennte, heiße es der Petroleum. Was ich meinte, sei über alle Begriffe falsch. — Dies fuchste mich derart, daß ich nicht umhin konnte, zu erwidern: „Sie mögen so schlau sein, daß Sie Winters die Plötzen in der Spree husten hören, aber deshalb nennt es sich dennoch das Petroleum, gerade so wie das Museum, das Trillirium und Alles, was auf ‚um' ausläuft. Mancher lernt es nie und dann auch nur unvollkommen, wofür er natürlich nichts kann."

— „So?“ fragte sie darauf ganz neunmalklug, „dann sagen Sie wohl das Rum, um vor Anderen etwas voraus zu haben. Na, die Geschmäcker sind ja verschieden.“ — Immer und stets riß sie das letzte Wort an sich. Mir kribbelte es manchmal in den Fingern und viel anders wie auf glühenden Nadeln saß ich auch nicht, aber wahrhaft Gebildete bleiben lautlos. Von Vergessen war jedoch keine Rede. Und trotzdem wagte es mein Karl, mir seelenvergnügt, als wenn nichts bei los wäre, die Neuigkeit zu erzählen, die Bergfeldten sei eigentlich eine statiöse Person und sehr hübsch gewachsen. Er wollte sich bei dieser Aeußerung weiter nichts gedacht haben, aber damit ließ ich ihn nicht durch. Er hätte geglaubt, wir beiden Frauen wären ebenso gut miteinander befreundet geworden, wie sie, die beiden Männer von jung auf zu einander hielten. „Da hätte Dein lieber Freund Bergfeldt eine total Entgegengesetzte freien müssen,“ erwiderte ich, „meinetwegen eine Schiefe und Krumme, aber mit Bildung und Gemüth. So Einer würde ich mich gerne schwesterlich angeschlossen haben.“ — Das Ende davon war eine längere Erzürnung mit Bergfeldts, bis wir wieder zusammenkamen. Dann spielte sie mir den Streich mit Betti's Verlobung hinter meinem Rücken und als ihr Emil eine reiche Partie machen konnte, kam ihr wahrer Charakter zum Vorschein, da war ihr meiner Betti Zukunft und Glück nicht so viel werth, wie ein falsches Viergroschenstück, und sie warf uns Buchholzens mit Respekt zu sagen in den Müllkasten. Mit ihr kann ich mich daher in meinem Leben nicht wieder aussöhnen, so gut wir auch zeitweise mit einander standen; sie hat mich zu tödtlich beleidigt. —

Der alte Bergfeldt dagegen konnte mich recht dauern, wenn ich ihn zuweilen von Ungefähr sah: wie ist der Mann vor der Zeit grau geworden, wie geht er kreplig, als wenn eine ungesehene schwere Last seine schwachen Schultern beugte. Mein Karl hat wohl mal mit ein graues Härchen, aber das rupf ich ihm aus, wenn es sich zeigt, und dabei ist er von Positur wie ein Tambourmajor in Civil.

Was hat der alte Bergfeldt sich zu grämen, sie werden ja reich wie die Krösusse? Anstatt aufs Bureau gehen, kann er den Schwänen auf die Köpfe spucken, sie braucht vor Elfen

nicht aus den Federn und backt ihm den Eierkuchen in einer silbervergoldeten Pfanne. Unter dem werden sie's wohl nicht thun. —

Es kam aber anders . . . ganz anders! —

Wenn ich daran denke, däucht mir, als wäre Alles nicht wahr, was ich miterlebte, als könnte es nicht gewesen sein, ebensowenig wie die Sonne plötzlich erlischt, oder ein stolzer, schöner Baum jählings umfällt. Und ein Mensch ist dem Andern oft mehr als die Sonne, mehr als ein Baum, dessen blühende Zweige herrliche Früchte versprechen. Man kann es nicht glauben, daß er dahin ging, wohin er nicht hätte gehen dürfen.

Mein Karl deutete mir zwar oftmals an, daß die reiche Partie, welche Emil gemacht hatte, ihn mit Besorgniß erfülle, er sei bange, Bergfeldts täuschten sich, der Vater allerdings weniger, als die Mutter. Aber wundert man sich lange über so etwas, wenn Eine total besinnungslos auf die Welt kommt und ihr nachher nichts beizubringen gewesen ist? Anfangs, als Emil sich mit der einzigen Tochter der steinreichen Wittwe verlobt hatte, die bis über die Ohren in den bildhübschen Menschen vernarrt war, da herrschte Jubel in Bergfeldts Hallen: Emil hatte in den Glückstopf gelangt und das große Loos gezogen. Die Bergfeldten sich gleich an die künftige Schwiegermutter herangeschmissen und ein Herz und eine Seele mit ihr geworden. Weil die Alte sowohl, wie die Junge trotz ihres Geldes dennoch keinen intimen Umgang gehabt hatten, sind sie froh gewesen, Bergfeldtens als solchen zu benutzen, und in der ersten Zeit hat es an Geschenken nicht gefehlt. Emil bekam von seiner Braut eine große goldene Uhr mit Kette und Bammelage und Kredit bei dem Schneider, weil es der Tochter gefiel, Emil stets nach der neuesten Mode gehen zu lassen. Der Bergfeldten hatten sie mit großer Liebenswürdigkeit etliche seidene Kleider verehrt, daß sie für das Macherlohn einen mächtigen Schatten werfen konnte, wogegen Weigelts und der alte Bergfeldt nichts abkriegten, da sie zum Staatmachen keine Veranlagung besaßen. Die Frauensleute sahen freilich nicht ein, daß in solcher Busenfreundschaft keine Manier lag, und ließen sich durch den quarkigen Abfall von dem Reichthum blenden, aber der alte

Bergfeldt fühlte halbwegs heraus, wie nicht Alles in Ordnung sei, und Emil mochte das wohl noch deutlicher empfinden, denn er war es, der schließlich und zuletzt vor dem Rest stehen sollte.

Man kann nicht direkt sagen, Emil sei leichtfertig gewesen; er war im Grunde genommen ein herzensguter Kerl, der Keinem übel wollte mit Ausnahme von dem, der die Kopfarbeit erfunden hat. Das Studiren machte ihm Mühe. Der Alte hatte ihn freilich durch das Gymnasium gedarbt, aber damit war nicht viel erreicht, das dicke Ende kam noch erst mit der Universität, mit dem Freiwilligenjahr, mit dem Harren auf eine nothdürftige Anstellung, wo es jetzt beinah mehr Juristen giebt als Prozesse. Da fiel die Geldpartie dazwischen wie eine Erlösung: Emil brauchte sich nicht mehr vor dem Examen graulen und so viel, dachte er, würde reichlich übrig sein, mit vollen Händen zurückzuerstatten, was auf ihn verwandt worden war. Das wollte er; er hatte es versprochen, seinem Vater, seiner Mutter, seiner Schwester. Er hatte sich aber verrechnet.

Ich habe seine Frau nicht kennen gelernt, ich sah sie nur von Weitem, als sie seine Braut war, aber aus Augusten habe ich hinterher herausbekommen, was man von ihr zu halten hatte. Wo andere Leute ein Herz haben, saß bei ihr ein Portemonnaie, das sie nur aus Eigennutz öffnete. Schon auf der Hochzeit waren ihr seine Verwandten nicht mehr gut genug gewesen und die übrigen fremdartigen Gäste hatten so hochnasig gethan, daß Auguste sich schrecklich unglücklich dazwischen fühlte und ihr Mann sich überhaupt nicht von den Wänden abgewagt hat. Ihr hat Emil Vieles vertraut, wenn er einmal auf ein Stündchen zu ihr schlich, was er sonst Niemandem beichten mochte: wie es ihm widerwärtig sei, fortwährend zu Hause bei den Weibern zu hocken und sich ihren Launen fügen zu müssen, wie ihm seine Armuth täglich auf das Brot gelegt wurde und wie sie ihn triezten.

Als die Flitterwochen kaum begonnen hatten, hetzte sie ihn, sich berühmt zu machen, wieder zu arbeiten, zu studiren, damit er einen Titel erobere, mit dem sie angeredet werden könnte. Aus Liebe hätte er sich vielleicht angestrengt, aber die fehlte auf beiden Seiten. Und als er eine größere Summe

verlangte — nicht für sich, wie Auguste mir später schmerzerfüllt klagte —, da verhöhnte sie ihn, er sei nur eine Null, wozu er Geld gebrauche?

Er hatte sich verkauft, und sie wollte nun den Wechsel nicht einlösen. Das war der Anfang vom Ende.

Es muß ein grauenhaftes Leben gewesen sein, das die Beiden führten, eine Hölle auf Erden. — Ob wohl ein Mensch ahnte, der im Thiergartenviertel an der Villa vorbeiging und die seltenen Blumen im Vorgarten sah, die Kübel mit Lorbeeren und Orangen, daß das Glück dort hinter den Spiegelscheiben keine Heimstätte gefunden hatte, daß seit Wochen ein anderer, unheimlicher Gast sich in den Ecken und Winkeln der Prunkzimmer herumdrückte, dessen Schritte Niemand hörte außer Emil, den vermeintlichen Herrn des Hauses?

Allerdings hatte er ein Mittel gefunden, sein Ohr zu verschließen, das lag unten im Keller, dem sprach er zu, auch wenn er auf Ausfahrten von anstandswegen die Kasse führte, aber es kamen Stunden der Nüchternheit, in denen er sein Elend doppelt empfand, dann schlich der lauernde Gast zu ihm und begann zu raunen, bis er immer lauter und eindringlicher zu ihm sprach: „Du mußt, Du kannst nicht anders!"

Und da geschah das Furchtbare, da kam es an den Tag, wer der fremde Gast gewesen war. — Der Tod. —

Mir ist es noch wie gestern. Es dämmerte bereits und der Tageslärm begann sich zu legen, als mein Karl heftiger als sonst eintrat. Ich merkte schon daran, wie er die Thüre aufriß, daß etwas passirt sein mußte, und fragte, ehe er noch Zeit zu einem Worte finden konnte: „Karl, was giebt es, ist ein Unglück geschehen?" — „Mein armer alter Freund Bergfeldt," sagte er trübe. — „So rede doch, ist er seine Stellung los?" — „Er hat mehr verloren als das. Sein Sohn, sein Emil . . ." — „Verloren, sagst Du?" — „Emil ist todt?" — „Unmöglich!" rief ich erschreckt. — „Nur zu wahr. Er nahm sich selbst das Leben. Soeben komme ich von Bergfeldt. Er ist ganz gebrochen. Auguste ist bei ihm." — „Und wo ist sie . . . die Mutter?" — „Wo anders als bei ihrem todten Sohne." — „Allein?" — „Die beiden Damen sind vorläufig ins Hotel gezogen, sie haben das Haus mit Schmähungen über den Unglücklichen verlassen, daß er ihnen einen solchen

Schimpf angethan." — „Verlassen?" wiederholte ich. „Karl, ich muß zu ihr. So großes Leid kann sie allein nicht tragen. Vermag ich ihr den Sohn nicht wiederzugeben, so kann ich doch mit ihr weinen." — Mein Karl umarmte mich, er mußte mich halten, so nahm die Nachricht mir alle Kraft. Wir hatten Emil gern gehabt, stand er uns einst doch näher auf der Welt als viele Tausende. — „Geh zu ihr," sagte mein Karl sanft, „ich habe meinem alten Freunde die schweren Gänge abgenommen, die nöthig sind. Wenn es dunkelt, komme ich mit den Leuten." —

Viel früher als ich gedacht, hielt die Droschke vor dem Gitterthor. Ich zog an dem Griff, das Thor sprang auf und schloß sich wieder hinter mir; vor dem Hause wartete der Diener, der mich schweigend einließ. Auf dem Flur legte ich ab. Zwei große Mohrenfiguren hielten Lampen in den Händen und grinsten, daß Einem allein schon davon nicht gut werden konnte. Jeden Tag solche kunstgewerbliche Gesellschaft auszuhalten, muß eine Strafe sein. Der Diener öffnete eine Thür und zögernd schritt ich vor.

Nur eine halbaufgedrehte Gasflamme brannte an der Krone, es sollte wohl nicht zu heiß werden, aber trotzdem glitzerten die Goldrähme der Spiegel und Bilder und ließen sich die bunten Majolikaschüsseln und Porzellanfiguren erkennen, mit denen die Borde überladen waren. Dies Alles nahm ich wahr, nur die Bergfeldten konnte ich nicht entdecken. Schon wollte ich mich in das Nebengemach begeben, das durch dicke Plüschportieren von dem ersten Raum getrennt war, als sich in der dunkelsten Ecke etwas regte. Ich stand still. Das war sie. Kümmerlich, zusammengesunken, saß sie in einem goldgestickten Armsessel und richtete ihr Auge matt und leer auf mich. „Da sind Sie," sagte sie kaum verständlich, „ich wußte, daß Sie kommen würden." — Ich setzte mich zu ihr, ich faßte ihre Hände, ich glättete ihr Haar und streichelte ihre Wangen, aber sie that, als sei sie noch immer allein. Ich versuchte zu sprechen, es ging nicht.

Nach einer Weile erhob sie sich. „Wollen Sie ihn sehen?" fragte sie heiser. — Ich nickte blos. Sie faßte meine Hand und zog mich in das andere Zimmer. Dort brannte auf einem Tischchen eine von den gedrehten rothen Kerzen, wie

sie jetzt Mode sind, in einem silbernen Leuchter und warf ihren flackernden Schein auf einen Divan, über den man einen türkischen Teppich gebreitet hatte. Den schlug sie zurück und starrte dann unbeweglich auf das bleiche Antlitz ihres Sohnes. Als wenn er schlummerte, so lag er da, nur in der linken Schläfe war eine kleine dunkle Wunde, da hinein war die Kugel gedrungen. Ich kämpfte vergebens mit meinen Thränen, sie drangen unaufhaltsam hervor. — „Er wacht nicht wieder auf," fing sie an. „Die Aerzte waren hier. Sie sagten, er habe zu sicher gezielt. Warum zitterte seine Hand nicht, vielleicht lebte er dann noch? Warum zitterte sie nicht?" —

Vermochte ich ihr eine Antwort darauf zu geben? Er wollte wohl aus einem verhaßten Leben scheiden, darum war seine Hand so sicher. — „Gehen wir nicht lieber zurück?" fragte sie, „vorhin saß ich hier bei ihm, aber es raschelte dort am Kamin. Ich glaubte es waren Mäuse und fürchtete mich."

Noch einen Blick, einen letzten Blick; dann deckte ich den Teppich wieder über den Todten und geleitete sie auf ihren alten Platz. Draußen hörte man hin und wieder einen Wagen vorbeifahren, sonst war es still, wie mitten in der Nacht.

„Buchholzen," unterbrach sie das Schweigen, „mich durstet so; schon die ganze Zeit. Ich mochte es dem Diener nicht sagen, er ist so vornehm. Eine Weiße hätte ich gerne; nur einen Schluck. Sie sind so resolut. Emil sagte es immer. Würden Sie es wohl wagen?"

Ich ging hinaus und beorderte den Diener, das Verlangte zu holen. Er wollte Einwendungen machen, er dürfe sich nicht aus dem Hause entfernen, aber ein kurzes ‚Allez' machte ihm Beine. —

Endlich kam er wieder. Ich brachte das Glas selbst hinein und reichte es ihr. Sie sah mich dankerfüllt an und that dann einen langen, langen Zug. Wie mußte sie gedurstet haben, wie hatte sie wohl gelitten, das arme Weib. Sie athmete tief auf, ein Beben durchflog ihren ganzen Körper. „Mein Sohn, mein Sohn!" schrie sie laut auf; dann erstickte der Jammer ihre Stimme. —

Emil, hättest du die Verzweiflung deiner Mutter gesehen, deine Hand würde gezittert haben, du hättest die Waffe

weit von dir geschleudert. Unglückseliges Kind, du trafst nicht dich allein, du trafst auch die Herzen deiner Eltern. War das der einzige Weg, der Drangsal zu entrinnen, den du einschlugst? Gott im Himmel vergebe dir deine schwere Schuld. —

Nur ganz allmählich gelang es mir, sie einigermaßen zu beruhigen; als mein Karl kam, war sie gefaßt und willig zu folgen. Einmal noch ging sie in das andere Zimmer; sie kniete neben dem Todten und küßte seinen bleichen Mund zum letzten Male. Dann ließ sie sich den Mantel umhängen und den Hut aufsetzen, wie ein Kind. Der Wagen hielt vor dem Thor, mein Karl und ich nahmen sie in unsere Mitte, und so ward sie die Leute nicht gewahr, welche seitwärts in der Dunkelheit des Gartens neben einer Trage standen. Mein Karl kehrte wieder um, und wir fuhren der Stadt zu. Ich hielt sie in meinen Armen, bis wir vor Bergfeldts Wohnung anlangten, wo ihre Tochter uns empfing. „Ach, Frau Buchholz,“ schluchzte Auguste, „liebe Frau Buchholz. Wie ist das Alles anders gekommen . . . so ganz anders.“

❦ ❦

Der verhängnißvolle Donnerstag.

Es ist doch sehr weise von der Natur eingerichtet, daß die Erde rund ist und sich dreht, damit die alten Zeiten nach unten kommen und die neuen nach oben. Freilich ist der Uebelstand dabei vermacht, daß sie Alles kurz und klein mühlt, so Leid wie Freude, und nichts auf ihr Bestand hat, aber wo existirt überall etwas Vollkommenes? —

Allmählich fanden Bergfeldt's sich in den Schlag, der sie getroffen; Betti ging oft zu ihnen und plauderte in den Abendstunden mit dem Alten. Zwar ward ihr das nicht leicht, besonders in der ersten Zeit, aber als sie bald einsah, daß es ihn tröstete, aus Emils Kindheit zu erzählen, bald Dieses, bald Jenes, mit vielen Wiederholungen und Nebensachen, da that sie ihm gerne den Gefallen, geduldig zuzuhören. Auf das letzte Ereigniß kam er jedoch nie zu sprechen, es war, als hätte er noch nicht begriffen, was

eigentlich vorgefallen war. Betti brachte ein Opfer, aber sie that es; das Malen, Schreiben, Sticken für Bazare und die übrigen Beschäftigungsmittel für die weibliche Jugend ruhten, nun da sie sorgte mit den Sorgenden. Selbst die Polizeilieutenanten spielte auf Vernachlässigung an. —

Waren wir aber verpflichtet, auf dem Posten zu sein, wenn sie es verlangte? Hatten wir uns geschmeichelt zu fühlen, wenn sie herumschickte, und wenn wir da waren, von ihrer Abkunft anfing und mit ihrem Stammbaum aufwartete?

Das war früher wohl mal, aber jetzt doch nicht mehr, seitdem wir erfahren haben, daß die Buchholzens zu den ältesten Familien Berlins gehören. Dies hat Herr Hermann Vogt bei seiner Berliner Geschichtsforschung im Archiv aufgefunden und uns mitgetheilt. Der erste bekannte Buchholz hieß Claus und war im Jahre 1449 und 1451 Rathmann von Berlin, wohnhaft in der Stralauerstraße. Ein anderer war der Probst Georg Buchholz, der sich große Verdienste um die Einführung der Reformation in Berlin erwarb und Canossa schon damals im Magen hatte. Das erkannten sie auch an und setzten ihm deswegen am 15. August 1540 ein bedeutendes Gehalt aus. Und dann war Kersten Buchholz im Jahre 1452 Vorsteher der Liebfrauengilde, die zu Ehren Gottes einen Altar in der Nicolaikirche gestiftet hatte und auf ihre Kosten unterhielt. Das Alles steht in alten Urkunden geschrieben, und auch das Wappen ist dabei abgemalt: im oberen silbernen Felde ein halber eiserner Ritter, der in der Rechten eine Buche hält, im unteren silbernen Felde zwei rothe Balken mit einer Buche dazwischen. Ganz der nämliche Ritter bildet den Helmschmuck.

Wir sind also durchaus nicht von gestern. Meine Idee ist nun, Betti stickt das Wappen in Seide und arbeitet daran, wenn wir gelegentlich bei Polizeilieutenants gehen. Fragt sie alsdann, was es werden soll, sage ich so oben hin: „Es ist blos unser Wappen." — Das wird sie hoffentlich genügend erschüttern. Besonders auf Visitenkarten und Briefbögen wird es sich bestrickend aristokratisch ausnehmen. Aber man muß Sinn dafür haben, der leider sowohl dem Doktor, wie Onkel Fritz völlig abgeht.

Wenn man Onkel Fritz überhaupt nimmt, scheint die

Welt stillzustehen und kein Atom von Drehung vorhanden zu sein. Als ich ihm vor einigen Jahren zurieth: „Fritz, Du solltest heirathen," antwortete er: „Wilhelm, ich fürchte, es wird mir über, lieber kaufe ich mir eine Spieluhr" — jetzt aber hat er das Junggesellenleben dick und macht trotzdem keine Anstalten. Daher war ich gesonnen, am letzten Donnerstag — wir sind Donnerstags stets mit einigen Bekannten bei uns versammelt, damit mein Schwiegersohn schließlich einsieht, daß er durch sein konsequentes Ausbleiben sich noch das Mißfallen der ganzen Familie zuzieht — Onkel Fritz ordentlich vorzunehmen. —

Er kam erwünschter Weise etwas zeitiger, als die Uebrigen, so daß die Gelegenheit zu einem freimüthigen Diskurs gar nicht besser zu verlangen war. Nachdem er auf die Frage nach seinem Befinden, wie üblich geantwortet hatte: „Danke, et schneet!" setzte er sich zu mir und kramte in meinem Arbeitskörbchen, bis er aus Nadeln und Garnrollen ein Spielwerk zusammengestellt hatte, wie er von jeher gerne that.

„Fritz," fing ich an, „willst Du denn ewig ein Kind bleiben? Einmal mußt Du doch verständig werden." — Statt aller Antwort ließ er die Rolle schwirbeln und amüsirte sich darüber.

„Was soll man von Dir denken," fuhr ich fort. „Gefällt Dir Deine jetzige Lebensweise so gut, daß Du Dich nicht entschließen kannst, sie aufzugeben? Gefällt es Dir immer noch, täglich im Wirthshaus zu speisen?" — „Das hat mir nie gefallen," entgegnete er. „Fünfmal reine Teller und jedesmal nichts darauf, ist kein Plan für Deutschlands Söhne, von denen die meisten zu Hause einfache, aber reelle Kost gewöhnt sind." — „Na, also! Du kannst Dir einen eigenen Mittagstisch gründen, warum thust Du es nicht?" — Er schwieg und bastelte an seinem Spielzeug. — „Wie weit bist Du mit der Großmutter in Lingen?" ging ich geradeaus auf das Ziel los. — „Hm!" sagte er. „Halb sind wir einig . . . ich will." — „Fritz, ich bitte Dich, sei ernst. Hast Du feste Absicht, die Erika zu heirathen, dann mache der Zoddelei ein Ende. Sonst stelle auf eine andere Partie zu." — „Nicht im Traume!" — „Woran liegt es denn, daß die Angelegenheit nicht vorwärts kommt?" — „An der lieben Großmutter. Die hat sich in den Kopf gesetzt, Berlin sei ein Sündennest und ich

der schwärzeste Galgenvogel darin; ihre Enkelin nähme Schaden an ihrer Seele, wenn sie ihrer Obhut entrissen würde!" — „Was sagt aber Erika's Vater dazu?" — „Nichts. Der muß wollen, wie die brave alte Frau. Sie hat ihr Geld in seinem Geschäft und hält die ganze Sippschaft unter der Fuchtel." — „Dann ist er eine Nachtmütze!" — „Mit Klunkern." — „Und von ihr finde ich es anmaßend, immer noch regieren zu wollen. Alte Leute haben ihre Ansichten, aber junge auch die ihrigen, man muß ihnen Freiheit lassen." — „Wie recht Du hast, Wilhelmine, Dr. Wrenzchen behauptet ganz dasselbe." — „Das heißt, nicht in allen Dingen," entgegnete ich rasch, „eine gewisse Leitung ist unerläßlich. Das sieht man an Dir. Du solltest wieder gutmachen, was Du durch Dein damaliges Auftreten verdorben hast, und Dir die Achtung der Großmutter rückerwerben." — „Ich kann doch unmöglich nach Lingen gehen und ihr etwas vordursten?" — „Sag mir nur das Eine, Fritz: Ist Erika Dir wirklich treu und gut gesinnt?" — „Ob!" antwortete er. „Sie läßt nicht von mir und sollte sie grau darüber werden. Und ich, das steht bombenfest, lasse auch nicht von ihr." — „Da könnt ihr ja am Krückstock zur Trauung gehen." — „Wenn Erika nur nicht zu folgsam wäre, wenn sie in ihrer frommen Einfalt nicht glaubte, sie beginge einen Frevel gegen ihre Angehörigen, sie säße längst nicht mehr daheim in der Familientyrannei. Ich habe versucht, was sich versuchen läßt, aber der Schluß in allen ihren herzigen Briefen lautet: hoffe und vertraue, unsere Liebe wird siegen."

„Das ist allerdings rührend," bemerkte ich, „aber was soll da herausdalbern? Fritz, bestehst Du mehr aus Eigensinn auf Deinem Stück, als aus Neigung zu ihr?" — „Wilhelmine, die Erika hat es mir angethan vom ersten Augenblick, als ich sie sah; es drängte mich, mit ihr zusammenzutreffen, wie und wo es nur immer ging." — „Du wohntest schon mehr bei Krausens." — „Sie war so unbefangen, so kindlich, so treuherzig. Gar bald fühlte ich heraus, daß ihr das Leben in der Heimath keine Freude bot, wo selbst die Natur sich nicht viel weiter als zu Torfmoor, einer Allee und einem Erdhaufen aufgeschwungen hat, den sie Berg nennen." — „Ebenso hoch wie unser Kreuzberg?" — „Wenigstens einen halben

Meter niedriger." — „Und die Stadt?" — „Sauber und gefällig; nur nicht ganz so groß wie Berlin." — „Das kann ich mir ohne Deine sinnreichen Bemerkungen zusammen addiren. Deshalb läßt es sich dort doch vielleicht recht angenehm leben." — „Wenn die Familienverhältnisse danach sind, warum nicht? Aber Erika's Dasein ist triste. Daß sie von Morgens bis Abends arbeitet, das hat nichts auf sich, aber daß sie nie ein gutes Wort dafür bekommt, daß es hundertmal am Tage heißt, Jeder muß seine Pflicht thun, und über das geringste Versehen ein Halloh gemacht wird, als sei ein Verbrechen begangen, das ist nicht zum Aushalten. Geiz und Galle regieren das Haus: Alles, was Geld kostet, nennen sie Sünde, und was sie sich am Leibe absparen, gilt als Frömmigkeit." — „Sie hat es also nicht zum Besten?" — „Heraus aus der Gesellschaft soll sie. Alles, was sie bis dahin entbehrte, will ich ihr geben. Das Leben ist ihr neu, an meiner Seite soll sie es kennen lernen. Ich will ihr zeigen, wie schön die Welt ist, in ihren Augen will ich lesen, daß sie glücklich ist, und mein soll sie sein, die schüchterne Taube. Du siehst, ich will . . . aber sie, die Großmutter, will nicht." — „Fritz, kann sie kochen?" — „Wer?" — „Die Erika." — „Ich hab' sie noch nicht gefragt." — „Das könnte sie leicht bei mir lernen, ich kenne ja Deine Leibgerichte." — „So weit sind wir noch lange nicht." — „Wenn es nicht anders geht, reise ich selbst hinüber und rede einen Ton. Laß mich nur erst mit der Großmutter unter vier Augen sein . . ." — „Dann wirst Du ihr die Hammelbeine schon gerade ziehen." — „Fritz, sind das Ausdrücke in so delikaten Angelegenheiten, die nur von Frauen erledigt werden können, weil sie Takt und Feingefühl erfordern? Aber nur Geduld: entweder die Sache kommt in Ordnung, oder die Alte lernt mich kennen." —

Krausens kamen jetzt und wir mußten abbrechen. Herr Krause hat sich einen Jägeranzug zugelegt, weil er gesund sein soll, und auch der Aerger und Verdruß besser aus dem Körper ventilirt, als wenn man nach der gewöhnlichen Mode geht, und das eignet sich für ihn, da es mit Eduard neulich wieder so weit war, daß er von der Schule geschwenkt werden sollte. Versetzt worden ist er natürlich nicht, und wenn sein Vater nicht selbst Lehrer wäre und der Junge nicht vor der

versammelten Konferenz Besserung gelobt hätte, würden sie ihn ohne Gnade geschaßt haben. Nun kann Herr Krause wegen des Taugenichts in Wolle herumlaufen und nach Onkel Fritzens Meinung aussehen, wie ein von Kräften gekommener Akrobat, der Engagement sucht. Die Krausen dagegen lobt die Tracht sehr, weil sie ihren Mann flott kleide und ökonomisch in weißer Wäsche sei, die durch den vielen Borax und was die Plätterinnen sonst noch hineinwurachen, im Handumdrehen ruinirt werden. Darin konnte ich ihr nur Beifall geben, denn was sie heute auf Neu waschen nennen, ist genau genommen auf Alt waschen, so strappeziren sie das Zeug. Steif ist es allerdings wie ein Brett, und glatt wie die Kachelöfen, aber brechen thut es wie Glas. Ich gebe die feine Wäsche daher nicht aus dem Hause, aber dessen ungeachtet ist mein Karl immer piekfein. —

Die Herren setzten sich zum Whist mit dem Strohmann. Onkel Fritz, der sonst meistens zu gewinnen pflegt, spielte heute unachtsam, worüber Herr Krause grollte, wenn er sein Ede war, was er in der Wolle doch nicht durfte, worauf ich die Krausen aufmerksam machte. Sie redete sich heraus, indem sie sagte, vielleicht stammte die Wolle, die er anhätte, zufällig von zornigen Schafen, anstatt daß sie bei der Wahrheit blieb und ihren Eduard als den Grund seiner leichten Reizbarkeit angab. —

Kurz bevor wir essen wollten kam Emmi und zwar, wie ich sofort ahnte, war etwas vorgefallen. Also doch endlich. Ich nahm sie mit in das Berliner Zimmer, wo gedeckt war, und fragte: „Ist es zum Klappen gekommen?" — „Ich langweilte mich zu Hause," entgegnete sie, „wenn Franz Skat spielt, kann ich doch auch hingehen, wo es mir gefällt." — „Das hab' ich Dir ja immer gesagt, Du hättest schon längst energisch auftreten sollen. Kommt er nachher Dich abholen?" — Sie schüttelte verneinend den Kopf. — „Habt Ihr Euch gezankt?" — „Das gerade nicht, aber muß er denn immer recht haben?" — „I bewahre!" — „Du weißt, Mama, ich schreibe jede Kleinigkeit gewissenhaft an, selbst die Milch für Maffi." — „Hast Du ihn nicht mitgebracht?" — „Nein, er schlief, als ich ging, und Droschkengeld wollte ich nicht an ihn wenden. Franz meint ja, das Aufschreiben mache die Haus-

frau nicht aus, sondern die Beschränkung der Ausgaben." — „Und darüber erzürntet Ihr Euch?" — „Ich sagte ihm, er möge sich die Speisekammer ansehen, dann wüßte er, wo das Geld geblieben sei: zwei Schinken, eine ganze Reihe Cervelatwürste, Butter und sonst noch Manches ist darin." — „Wie kommst Du dazu, wo man Alles jeden Moment frisch haben kann? Zu viel verdirbt Dir ja nur." — „Unser Mädchen meinte, man müßte Vorrath im Hause haben. Aber das versteht Franz nicht. Sie rieth mir auch heute Abend nur ja zu gehen, dann käme kein Streit wieder." — „Ganz unrecht kann ich in diesem Falle Deinem Manne nicht geben," sagte ich, um nicht mit der Köchin übereinzustimmen, „aber Du hast den Anfang gemacht, ihm zu zeigen, daß das Elternhaus Dir Zuflucht gewährt, und das billige ich. Paß auf, an diesen Donnerstag werden wir alle denken." — Das traf auch zu. Dieser Tag wird uns Allen im Gedächtniß haften, so alt wir werden. Wie sehr bereue ich jetzt, Emmi jemals den Rath gegeben zu haben, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, um den Doktor unter den Pantoffel zu bringen. Wie schrecklich mußte ich hinterher dafür büßen. Und ich ahnte nicht, daß an diesem Abend das Trauerspiel seinen Anfang nahm, sonst hätte ich gesagt: „Emmi, kehre zurück, es geht schief."

Ihr schien nicht behaglich zu sein, der Appetit mangelte gänzlich und je später es wurde, eine um so größere Unruhe bemächtigte sich ihrer. Mir ging es ähnlich. Wenn der Doktor wild würde? Sie hatten bis jetzt in der größten Eintracht gelebt, das heißt bis auf die Donnerstage. Aber hatte er sich die nicht von vornherein ausbedungen? Es lief mir manchmal kalt über das Rückgrat, wenn ich bedachte, daß man mir allein alle Schuld beimessen und ich wohl kaum vor meinem Karl bestehen könnte. Schon wollte ich Emmi auffordern: „Du mußt nun wohl gehen, Onkel Fritz kann Dich begleiten," als die Hausglocke heftig ertönte. Emmi starrte mich an und ich sie. So konnte nur das Unheil an der Klingel reißen.

Mein Karl, der uns beiden anmerkte, daß wir unfähig waren uns zu rühren, und längst heraus hatte, daß etwas verquer sein mochte, ging nachsehen. Er blieb grauenhaft

lange, wie mir däuchte. Dann rief er mich hinaus. Allerdings hatte ich mich darauf gefaßt gemacht, den Doktor in einem gewissermaßenen Ungestüm zu treffen, statt dessen aber stand ein Schutzmann auf dem Flur, der im Geschäftsstil meldete, bei dem Doktor sei soeben eingebrochen worden, er bäte, seiner Frau das schonend mitzutheilen. Wenn sie ängstlich wäre, sollte sie lieber diese Nacht in der Landsbergerstraße bleiben.

Emmi, die uns jedoch nachgeeilt war und jedes Wort gehört hatte, war nicht zu halten. Wir hinein in die Nachtdroschke, kaum, daß wir von Krauses Abschied nahmen, und nach des Doktors Wohnung gefahren.

Hier fanden wir denn die Bescheerung. Der Doktor suchte zu ermitteln, was Alles gestohlen war, Einer von der Polizei half ihm dabei, ein Anderer hielt Wache an der Thür, ein Dritter untersuchte die Wohnung und schrieb Notizen in sein Taschenbuch. Emmi eilte auf Franz zu, der ihr gleich mit den Worten kam: „Es ist nicht schlimm geworden. Viel Geld haben sie nicht erwischt, ich war heute Morgen zum Glück auf der Bank, das Andere läßt sich ersetzen.“ — Sie wollte ihn um Verzeihung bitten, weil sie das Haus verlassen, aber er pries ihre Abwesenheit als glücklichen Zufall, da es ihr sonst vielleicht ebenso schlimm ergangen wäre, wie dem Mädchen, das die Diebe, um es am Schreien zu verhindern, mit einem Tuch in den Mund geknebelt, und gebunden in der Kammer eingesperrt hatten, wo es halb besinnungslos vorgefunden worden war.

Die Wohnung machte einen mörderischen Eindruck. — Wo sonst jungverheirathete Zierlichkeit und Propperteh bis auf die Knochen herrschte, stand Alles durcheinander, als sollte Auktion abgehalten werden. Den Sekretair hatten die Diebe von der Wand gerückt und an der hinteren Seite erbrochen, der Schreibtisch war spolirt. Die Spindenthüren standen auf und herausgerissene Garderobe lag auf den Stühlen und dem Fußboden. Des Doktors besten Anzug hatten sie sich ausgesucht und das Getragenere zu seinem Nießbrauch liegen gelassen. Das Silberzeug war bis auf die beiden Hochzeits-Armleuchter ausgeräumt, wie Onkel Fritz bemerkte, der triumphirend ausrief: „Siehst Du, es sind doch

plattirte!" — Aus der Speisekammer, die Schinken und Würste waren auch mitgegangen. Vor Nichts hatten sie Pietät gehabt.

Infolge des weichen Wetters, sah die Behausung aus, als hätte eine Karawane ihren Umzug darin gehalten. Schrecklich! Und dabei das widerliche Bewußtsein, daß Verbrecher da gewesen waren, die mit ihren Diebshänden in den Kasten und Spinden wühlten und wohl mit rohen Späßen Manches behohnlachten, was für sie keinen Werth hatte, den Kindern aber als Andenken lieb war. Ueberall fanden sich die Spuren der Spitzbuben vor, es roch sogar nach ihnen. Freilich sagt der Dichter: ‚Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht für alle Zeiten‘; ich aber sage, die Stelle, die von schlechten Kerlen eingeweiht wurde, bleibt Einem verekelt sein Lebenlang. — Der Doktor muß ausziehen; kein Scheuerfest kann das Bild des Greuels und der Verwüstung vertilgen, das die Wohnung darbot. Und wo waren die Einbrecher?" — Verschwunden, wie ein schöner Traum. —

Die Polizei nahm gleich an Ort und Stelle den Thatbestand auf. Das Mädchen wurde gerufen und kam mit dem Taschentuch vor den Augen an. Auch die Miether von oben, Herr Greve nebst Frau und Tochter, mußten erscheinen.

Aus allen Fragen und Antworten ergab sich nun, daß bald nachdem Frau Doktorin das Haus verlassen hatte, Jemand gekommen wäre, um den Doktor zu einem Kranken zu holen. Das Mädchen hätte genannt, wo er zu finden sei, worauf der Mann sagte, es hätte auch wohl noch Zeit bis Morgen früh, ob er seine Adresse aufschreiben könnte? — Darauf habe sie den Mann eingelassen, mit dem sei aber gleich ein Zweiter eingedrungen, der ihr den Mund zugehalten habe. Sie sei vor Schreck bewußtlos geworden und als sie wieder zu sich kam, hätte sie weder schreien noch sich bewegen können, weil sie geknebelt und gebunden war. So habe der Doktor sie bei seiner Nachhausekunft gefunden. Dies bestätigte Doktor Wrenzchen. Zu seiner Verwunderung seien die Thüren wohl zu gewesen, aber nicht verschlossen. Als er gesehen, was vorgefallen, habe er gleich den Wächter gerufen und sei zur Polizei gegangen, die alsbald konstatirt hätte, daß

sowohl die Fesselung des Mädchens, als das Stehlen von mehreren Personen ausgeübt worden sein müsse, schon allein in Anbetracht des Abrückens des schweren Sekretairs von der Wand. Herr Greve und Frau bekundeten, daß sie kein verdächtiges Geräusch vernommen hätten.

„Wie die Spitzbuben aussahen?“ ward das Mädchen nun gefragt. — Das wüßte sie nicht genau mehr, nur daß sie beide schwarze Vollbärte gehabt, wäre ihr erinnerlich. — „Wie konnten Sie so unvorsichtig sein und verdächtige Menschen mit schwarzen Gaunerbärten einlassen,“ redete ich Sie an. — Sie könnte den Leuten nicht an der Nase ansehen, was sie wären, antwortete die Person impertinent. — „Warum riefen Sie nicht um Hülfe?“ — Sie hätte nicht nöthig, mir Antwort zu geben, ich wäre kein Kommissarius. — „Wenn sie ein reines Gewissen hätte, würde sie nicht so patzig sein,“ entgegnete ich darauf. — Was das heißen sollte? — Ich hätte so meine Gedanken. Die Lebensmittel wären wohl eigens für die Spitzbuben eingekauft? — Darüber sollte ich ihr Rechenschaft geben. — „Mit Vergnügen,“ sagte ich, „ich kenne Sie, Ihnen traue ich Alles zu.“ Der Doktor wollte sich in's Mittel legen, aber ich rief: „Sie hat ihre Hände dazwischen gehabt, das lasse ich mir nicht abstreiten.“ — Nun begehrte die Person auf und ich weiß auch nicht mehr, was ich ihr antwortete, weil sie sehr respektswidrig ward. Sie rief die Polizei und Herrn und Frau Greve als Zeugen an, daß ich sie beleidigt und ihre Ehre als rechtschaffenes Mädchen angegriffen hätte. Die Polizei erklärte, das Alles würde sich nach der Untersuchung finden.

Hierauf ging die Polizei und wir blieben noch in höchster Aufregung; das Mädchen mußte Kaffee kochen und wir räumten auf, damit wieder einigermaßen Physiognomie in die Wohnung kam. Im Schlafzimmer schienen die Diebe nicht gewesen zu sein, aber als wir nachsahen, ob auch einer unter die Betten gekrochen sei, fanden wir Maffi Pamph todt mit einer Schlinge um den Hals. Den hatten sie kaltlächelnd erwürgt. Herr Greve erinnerte sich, er hätte den Hund anschlagen gehört, aber sich nichts weiter dabei gedacht.

Als wir den Mokka tranken und das Mädchen wie sie ihn

brachte, mir einen zornfunkelnden Blick zuwarf, sagte Onkel Fritz: „Gieb Acht, Wilhelmine, die verklagt Dich." — „Das sollte sie sich unterstehen!" lachte ich wegwerfend. — „Du warst aufgeregter als Du sein durftest," hielt mir mein Karl vor. — „Karl, wenn sie Dir gekommen wäre, wie mir damals mit den Krebsen, Du hättest lange nicht geschwiegen. Einmal mußte sie es kriegen und das gehörig."

Der Doktor war überaus zärtlich gegen Emmi und meinte, „es sei wie eine Fügung gewesen, daß seine Frau gerade an diesem Abend die Idee gehabt hatte, uns zu besuchen. Vielleicht wäre dadurch ein großes Unglück verhütet."

„Jawohl," sagte ich und lächelte Emmi verständnißvoll zu. Wir wußten ja, wie diese Fügung mit Vor- und Zunamen anfing. Sie hieß Wilhelmine Buchholz und fischte gerade ein Stück Kuchen aus ihrer Tasse.

* *

Die Schule des Lebens.

Ich habe die Krausen schon in mancher Leidenschaftlichkeit gesehen, aber so, wie sie letztens bei uns herankam, noch niemals. Ohne guten Tag zu bieten, schrie sie: „Ist Eduard hier? War er bei Ihnen?" — „Nein," erwiderte ich, „ist er fort?" — „Seit gestern," wimmerte sie. „Der Lehrer, bei dem wir ihn in Pension gegeben haben, glaubte, er sei die Nacht bei uns gewesen und vermuthete, er wäre vielleicht unwohl geworden, weil er auch nicht in der Klasse erschien. Das Kind ist ja so zart." — „Das finde ich nicht." — „Sie haben kein Mitleid," rief sie. „Wo kann er nur sein, wo kann er nur sein?" — „Er wird schon wieder zum Vorschein kommen," tröstete ich. „Haben Sie denn schon die Polizei in Bewegung gesetzt?" — „Mein Mann läßt suchen, es kommen Zettel an die Säulen, Anzeigen in die Zeitungen, was es auch kosten mag. Wenn er nur nicht verunglückt ist?" — „Das wollen wir nicht hoffen. Darf ich Ihnen eine Erquickung anbieten, Frau Krause . . .?" — „Nein, nein, ich habe keine Ruhe, ich muß weiter." — Sie ging ebenso mit sich selbst verheddert, wie sie gekommen war.

Was hatte Eduard nun wieder angestellt? Ich war

überzeugt, daß er dabei war, einen Hauptstreich auszuüben, denn er that ja stets, was er nicht sollte. Es wäre aber schrecklich gewesen, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre, da Krauses nur den einen Jungen zu verzehren haben. Aber dies war nicht anzunehmen, da solches Unkraut nicht vergeht. Wo aber konnte er sein? — — — — — — — — — — — —
— —

Wo war Eduard? Das fragten nicht allein die bekümmerten Eltern, die gelben Zettel an den Anschlagsäulen und die Notizen in dem lokalen Theile der Zeitungen, das hätten gar Viele gerne gewußt, sei es aus Neugierde, sei es, um die ausgesetzte Belohnung zu verdienen. Alles Suchen verlief jedoch resultatlos, denn Eduard war in Berlin nicht zu finden. Er hatte sich auf und davon gemacht.

Wenn ihm irgend etwas auf der Welt mißfiel, so waren es Griechisch und Latein. Er sah nicht ein, zu welchem Zwecke er Krakelfüße auf das Papier malen und Accente über Silben setzen sollte, von denen es ihm höchst gleichgiltig war, ob sie lang oder kurz galten, da er sich nichts dabei denken konnte, und noch weniger lag ihm daran, in wie viel Theile Gallien nach Cäsar eingetheilt wurde. Wenn die Geschichte anfing unterhaltend zu werden, wenn die Römer tapfer mit den Feinden fochten, reizte es den Lehrer, sich nach den näheren Beziehungen dieser oder jener Vokabel zu erkundigen, und anstatt zu erfahren, welches Heer den schwankenden Sieg im Handgemenge erringen werde, mußte die Klasse dekliniren und konjugiren, wobei beschämendere Niederlagen erlitten wurden, als im gallischen Kriege verzeichnet stehen. Namentlich hatte Eduard Krause triftige Gründe, Julius Cäsar nicht als seinen Freund zu betrachten.

Es gab aber andere Bücher, dir ihm besser als die Denkwürdigkeiten der Alten zusagten, die er mit glühendem Eifer las. Die meldeten von fernen Gegenden, Palmen- und Fruchtwäldern, in denen Papageien schwärmten und Leuchtkäfer flogen so groß wie eine Hand. Da gab es Abenteuer mit wilden Menschen und Thieren, die stets zu Gunsten des weißen Mannes endigten und kühne Wagnisse, daß er kaum rasch genug lesen konnte, um zu erfahren, wie sie abliefen. So einen abgerichteten Strauß hätte er haben mögen, wie in

dem einen Buche beschrieben war, um darauf zu reiten. Würden die Jungens Augen machen! Keiner vermöchte ihn einzuholen, denn so ein Strauß ist furchtbar geschwind. Lenken wollte er ihn schon mit einem Zügel um den Schnabel. Auch einen zahmen Jaguar wünschte er sich, der ihm nachlief wie ein Hund. Wollte ihm Jemand etwas thun, der stände ihm bei; sie könnten Alle herankommen, wie sie da wären, der Jaguar litte nicht, daß sie ihn auch nur anrührten. Pfeil und Bogen müßte er immer tragen, damit könnte er ganz oben die Schulfenster einschießen. Käme der Pedell, er rasch auf seinen Strauß, der Jaguar hinter drein und hast du nicht gesehen über alle Berge.

So dachte er oft und gerne, wenn er nachsitzen mußte. Es blieb aber nicht bei den Wünschen. Die Sehnsucht, das Gelesene in Wirklichkeit zu erleben, wuchs zur brennenden Begierde, er wollte, er mußte hinaus in die weite Welt. Hier in Berlin war Alles gegen ihn. Die Lehrer zogen ihm Andere ungerechterweise vor; ihre Gunst zu erschleichen und Theekind zu werden, wie jene, die auf den ersten Bänken saßen, dazu ließe er sich nicht herbei, schmeicheln könnte er nicht. — Darum fort. — —

Durch die norddeutsche Ebene rasselte der Nachtzug, der um elf Uhr aus Berlin fährt und gegen sechs Uhr Morgens in Hamburg anlangt. Er toste an stillen Ortschaften vorbei, er sauste durch die Haide, über welche das Mondlicht einen Schleier spann, der sich mit der Ferne in eins verwob. Von Zeit zu Zeit wurden helle Lichter sichtbar, die Laternen der einsamen Bahnhöfe, die das Dampfroß mit lautem Pfeifen grüßte, wenn es keine Rast machen durfte. An einigen Stationen bekam es dagegen zu trinken, ungeheure Mengen kochenden Wassers, und während es trank, klopften Männer mit eisernen Hämmern gegen die Achsen und Räder der Wagen, um zu horchen, ob irgendwo eine Stelle schadhaft geworden und ein Bruch zu befürchten sei. Etliche Passagiere erwachten und schalten über den Lärm, der ihnen den mühsam angeeigneten Schlummer verscheuchte; andere dagegen ließen sich nicht stören, sondern schliefen in den unbequemsten Sitzlagen weiter, weil sie entweder gute Gewissen hatten, oder gute Nerven.

In der Ecke eines Kupees der dritten Wagenklasse lehnte ein Knabe mit dem Hinterkopfe gegen die harte Bretterwand, fest von dem stärkenden Schlafe der Kindheit umfangen. Seinen Mund umzog ein Lächeln, daß ein Unbefangener glauben mochte, freundliche Engel spielten mit dem Schläfer auf purpurumsäumten Wolken, von deren Abglanz die Wangen des Knaben rosig wiederschimmerten, aber er würde sich nicht wenig gewundert haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, an dem Traume theilzunehmen, und er sich statt in die Gesellschaft liebreizender Himmelsgeschöpfe mitten in die Bedrängnisse einer Tigerjagd versetzt gesehen hätte. Da der kleine Krause sich jedoch in der letzten Zeit mehr mit Tigern, Leoparden und Jaguaren befaßt hatte, als mit Engeln, so war es ganz natürlich, daß er im Schlafe davon träumte, was ihn wachend beschäftigte. Der Schall von den gegen die Achsen geführten Hammerschlägen mochte wohl in dem Schlaftrunkenen die Vorstellung von Flintenschüssen wachgerufen haben, den Tiger fügte die schnellmalende Phantasie des Traumes hinzu. — Eduard hatte seinen langgehegten Plan zur Ausführung gebracht. Das Taschengeld, sowohl das offizielle vom Vater, wie das extraordinäre heimliche und reichlichere von der Mutter, hielt er umsomehr mit Vorsicht zusammen, als er erfahren hatte, daß zu Handelsgeschäften Gedeihen gehört, denn der erste Versuch des Kapitalienerwerbes auf dem Weihnachtsmarkt lief fatal ab. Wahrscheinlich besaß er nicht den richtigen Heckegroschen, mit dem so Mancher in Berlin zerrissenschuhig einzog, um nach einigen Jahren als Millionär das Leben nur noch auf Gummirädern genießbar finden zu können, oder es fehlte ihm an den erforderlichen Talenten. Das Handelsgeschäft in Cigarren, bei dem er seinen Alten stillschweigend betheiligte, mißglückte, sein Spargeschäft hatte dagegen Erfolg. Als wieder einmal am Schulhimmel ein drohendes Wetter aufzog, genügte die Baarschaft schon fast für ein Billet nach Hamburg, wie er in dem Berliner ABC für Reisende ergründet hatte; einige Thaler war außerdem seine Uhr werth. Er brach die Brücken hinter sich ab, indem er die Uhr sowie die verhaßten griechischen und lateinischen Quälbücher und die dazu gehörigen Lexica einem Trödler verkaufte, der jedoch zu beiderseitigem Leidwesen nur niedrigste

Gebote machen konnte, weil zu viel von derselben Sorte auf Lager sei. Er nahm leichten Sinnes, was er bekam, und dachte: „Wozu gebrauche ich Geld? In Hamburg gehe ich als Schiffsjunge ja doch gleich zur See. Wird das ein Spaß, wenn ich oben im Mastkorb sitze und ‚Land, Land' rufe, sobald sich die Küste mit den schwarzen Eingeborenen zeigt. Hurrah!" — Nach Hause wollte er von Bord aus schreiben; mehr schien ihm überflüssig.

Als der Morgen graute, verließen ihn Schlaf und Traum. Er sah die Sonne aufgehen, wie sie an dem goldigen Himmelsrande sich blendend erhob. Das war ihm ein neuer Anblick. Auch die Mitpassagiere erwachten. Sie fragten den Knaben, wohin er wolle? — „Nach Hamburg." — „Ob er dort Verwandte habe?" — „Ja," flunkerte er. — „Wo die wohnten?" — „Dicht bei den Schiffen." — „Er meine wohl den Hafen." — „Nun natürlich; wie er am besten dorthin gelange?" — „Er solle nur gleich vom Berliner Bahnhof auf Höfers Hotel zugehen und sich dann links halten, so könne er nicht fehlen. Uebrigens würde ihm Jedermann gerne Bescheid geben, wenn er frage; er dürfe sich nur nicht geniren." — Das war ein trefflicher Rath. Nur nicht geniren; man immer drieste!

Die flache Haide endigte, rechts und links vom Bahndamm bauten sich waldige Hügel auf und in dem jungen Grün der Buchen spielte das Licht der Morgensonne. Dann wich der Wald zurück, um einem Flusse Raum zu gewähren, der in sanften Krümmungen üppige Wiesen durchschnitt. „Ist das die Elbe?" fragte Eduard. — „Nein," erwiderten die Leute lächelnd, „das ist die Bille. Geben Sie Acht, gleich kommt Friedrichsruh." — Er sah das Schloß des Fürsten Bismarck, ganz dicht fuhr er daran vorbei. Dann wurde kurze Rast in Bergedorf gemacht. Merkwürdig gekleidete Frauen boten den Reisenden Blumen und Früchte an. Man sagte ihm, das seien Vierländerinnen. „Die Welt ist doch zu komisch," dachte Eduard, „was werde ich erst erleben, wenn ich in fernen Erdtheilen bin?"

Endlich hielt der Zug in der schwerfälligen Halle des Bahnhofes. Er war in Hamburg.

Alles drängte dem Ausgange zu, der Menschenstrom riß ihn mit sich fort. Draußen im Freien angelangt, stand er

einen Augenblick unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, dann aber entdeckte er den Namen ‚Höfers Hotel‘ mit großen Buchstaben an einem stattlichen Hause. Nun wußte er Bescheid und schritt muthig vorwärts. Wie ihm gesagt worden war, bog er links ab und gelangte nach kurzer Wanderung auf einen Marktplatz, wo Vierländer und Vierländerinnen in ihrer eigenthümlichen Tracht Gemüse feil hielten. Solche Leute gab es nicht in Berlin.

Er fragte nach dem Hafen. Man gab ihm Auskunft, aber so scharf er auch zuhörte, blieb ihm die Antwort doch unverständlich. Lateinisch hatte er allerdings gehabt, aber Plattdeutsch nicht. Sollte die Reise in die Welt am Ende unerwartete Schwierigkeiten mit sich bringen? Unsinn, nur dreist. Auf gut Glück ging er weiter.

Er passirte Brücken, die über enge Kanäle führten, auf denen flache schwer beladene Fahrzeuge von Männern langsam vorwärts gedrückt wurden. An beiden Seiten des Kanals standen die Giebelhäuser unmittelbar im Wasser. Er fragte, ob das der Hafen sei? — „Nee, dat is'n Fleeth,“ antwortete der Mann, und Eduard war so klug wie zuvor.

Endlich aber gelangte er doch ans Ziel, er erblickte die Spitzen von Schiffsmasten, welche unten von einem langen Gebäude dem Auge entzogen wurden. Das Thor stand offen und da ihn Niemand aufhielt, ging er hinein. Da lagen Schiffe, so viele und große, wie er zuvor nie gesehen. Gewaltige Dampfkrahnen streckten ihre eisernen Arme aus, Kisten, Ballen und Säcke wurden daran gehängt, sie hoben die Last, drehten sich, und legten ihre Beute langsam nieder, wie vernünftige Wesen. So weit sein Auge reichte, arbeiteten die seltsamen Maschinen und leerten die Schiffe, rüstige Männer nahmen die Waaren in Empfang und stapelten sie in dem endlosen Schuppen auf. Er fragte einen derselben, ob er am Hafen sei? — „Dies ist der Quai,“ hieß es, „der Hafen liegt weiter längs. Geh'n Sie hier man rechts heraus und über die Kehrwiederbrücke nach den Vorsetzen, dann sind Sie gleich da.“ — —

Nun sah er den Hafen. Sein Herz pochte bei diesem ungeahnten Anblick. Ein Wald auf dem Wasser, erhoben sich die Masten, dicht neben dicht schmiegten sich die Schiffe an-

einander und auf den schmalen Wassergassen, welche sie frei ließen, schossen flinke Boote daher und geschwinde kleine Dampfer. Langsam wanderte er weiter, den Blick unverwandt auf die schwimmende Stadt gerichtet. Das war groß. Das war unermeßlich.

Allgemach aber meldete sich der Hunger. Er trat in eine Matrosenschenke ein und forderte Frühstück. Was er bekam, war gut: eine große Tasse Kaffe, schwarzes Brot und weißes mit frischer Butter. Das war Alles viel besser als in Berlin. An dem Nebentische saßen Seeleute, von denen der Eine mit ‚Kapitän' angeredet wurde. „Ob der wohl einen Schiffsjungen gebraucht?" dachte Eduard. „Ich werde ihn fragen. Man drieste!"

Anfangs verstand der Seemann das Anliegen des Knaben nicht, als er jedoch begriff, was sein Begehren sei, sagte er: „Also Du willst zur See? Hast Du denn die Einwilligung Deines Vaters?" — Eduard schwieg. — „Oder Deines Vormundes?" — „Nein," stotterte er. — „Dann geh nur wieder nach Hause, mein Junge, das ist das Beste, was Du thun kannst." —

Enttäuscht verließ Eduard die Herberge. „Nach Hause?" Er konnte unmöglich wieder zurück. Die Uhr und die verkauften Bücher litten es nicht. Es würde sich wohl ein anderer Kapitän finden, der weniger unangenehm sei. Es waren ja so viele Schiffe da. —

Nicht ganz so zuversichtlich, wie bisher, schlenderte er am Hafen entlang. Wo konnte er wohl den rechten Kapitän treffen? Er hatte sich gedacht, man ginge auf ein Schiff, brächte sein Anliegen vor und hocherfreut behielte man ihn gleich da. Nun aber lagen die Schiffe im Wasser und er war auf dem Lande. Nach einer Weile faßte er den Entschluß, einen Matrosen anzureden. Der Zufall wollte, daß er einen Engländer getroffen hatte, der ihm nicht einmal einen Blick gönnte und der Versuch, sich Raths zu erholen, verlief resultatlos. Das verstimmte ihn sehr.

Der Hafen machte ihm nur noch wenig Vergnügen und deshalb schlug er einen sanft aufsteigenden Weg ein, der zu einer Anhöhe führte. Dort sah er Leute auf Bänken unter dem Schatten der Bäume sitzen und hier gedachte auch er sich auszuruhen. —

Als er oben anlangte, sah er hinab auf den stolzen Elbstrom, in die blaue Ferne des jenseitigen Ufers, auf das rege Leben zu seinen Füßen. Ein großes Dampfschiff lief aus, majestätisch durchfurchte es die Fluth, dem Weltmeer steuerte es zu. Kleinere Dampfer, Segelschiffe und Boote kamen und gingen und er . . . er konnte nicht mit. Immer größer ward das Sehnen, er vermochte den Anblick nicht länger zu ertragen. Es trieb ihn fort.

Ohne zu wissen, wohin der Weg ihn leite, schritt er fürbaß und wie ihm däuchte war der Weg gut gewählt, denn er brachte ihn in eine vergnügliche Gegend. Dort waren Buden mit Sehenswürdigkeiten. Man lud ihn ein, die Menagerie in Augenschein zu nehmen. Das durfte er sich nicht entgehen lassen. Auch ein Karoussel war nicht zu verachten. Was konnte er Besseres thun, als auf einem Löwen zu reiten? Hamburg war doch eine prächtige Stadt. — Nachdem er soviel Karoussel gefahren, wie nie in seinem Leben, speiste er in einem Restaurant. Freilich schmolz seine Barschaft von Stunde zu Stunde mehr zusammen, aber eine Kokosnuß mußte er noch haben und ebenfalls einige Muscheln. Er konnte sie auf der Straße kaufen, auf Karren ausgebreitet lagen sie verlockend da.

Später am Nachmittage ward es immer lustiger. Kaspar spielte, ein Bär mußte seine Kunststücke machen, die Theater an dem Platze wurden geöffnet, überall gab es Wunderdinge zu sehen und viele, viele Menschen waren zusammengeströmt. Eduard dachte nicht mehr an die Kapitäne. —

Dann aber kam die Nacht. Die Menge verlief sich. Jeder suchte sein Heim auf. Wohin nun? Das Portemonnaie war leer, das Vergnügen hatte den letzten Groschen gekostet.

Vielleicht fand er jetzt den rechten Mann am Hafen. Er machte sich auf. Dort war die Allee, durch welche er gekommen war. Nur vorwärts, gleich mußte er an der Elbe sein.

Hatte er sich geirrt? Die Allee nahm kein Ende. — Weiter, weiter. — Er stand still. „Hier war ich vorhin nicht. Wo bin ich? Nur dreist. Vorwärts."

Schimmerte dort nicht der Fluß? Das mußte der Hafen sein. Noch einige Schritte und wie gebannt blieb er stehen. Vor ihm erglänzte eine Wasserfläche, darin spiegelten sich Mond und Sterne und glitzerten lange Lichtstreifen von den Gas-

laternen, die das Ufer umzogen. Dahinter erhoben sich die Häuser wie eine Mauer und schlanke Thürme ragten darüber auf in den Nachthimmel. Träumte er oder das schöne Hamburg?

„Hier will ich bleiben," flüsterte er, „dort drüben in dem Gebüsch finde ich wohl ein Versteck."

Er brauchte nicht lange zu suchen. Eine Bank bot ihm Rast.

Er setzte sich. Sein Auge streifte wie verloren über ein zweites, größeres Wasser, das sich ruhig ausbreitete als schliefe es. Den Knaben aber floh der Schlaf, er war allein in der Fremde und verlassen. Was sollte er morgen beginnen?

Ihn fror, denn die Nacht war kühl, ihn hungerte dazu. Die Stunden dehnten sich endlos. Er zählte die Schläge der Thurmglocken, die laut durch die Nacht klangen, er hörte, wie die Eine anfing und die Anderen ihr antworteten. Von Zeit zu Zeit drangen langgezogene schauerliche Töne an sein Ohr, wie klagende Wehrufe. Das waren die unheimlichen Akkorde der Nebelsignale von den Dampfschiffen, welche den Hafen verließen; sie klangen wie banges Leid, wie Abschiedsweinen und laute Heimwehklage, sie zogen über die Wasser durch die stille Nachtluft und fanden Wiederhall in dem verzagenden Herzen des Knaben.

Wie gerne wäre er jetzt wieder in Berlin gewesen.

Ob er die Rückreise wohl zu Fuß machen konnte? Er traute sich den Weg zu. Aber der Empfang zu Hause, der Hohn seiner Schulkameraden. Er ballte die Hände: „Ich kehre nicht um." —

Zuletzt überwältigte ihn die Müdigkeit, aber nach kurzer Frist, als der Himmel sich aufzuhellen begann, weckte ihn der kalte Morgenhauch des neuen Tages. Eduard fröstelte und der Hunger meldete sich immer unabweisbarer. Er durchsuchte seine Taschen, es fand sich kein heimlicher Sechser. Da fiel sein Blick auf die Kokosnuß; vorläufig war er geborgen. Aber wie gelangte er zu dem schmackhaften Kern und der Milch, von der die Wilden lebten? Zum Glück hatte er am Nachmittage vorher ein Messer gekauft, das kam ihm gut zu Statten. Eifrig machte er sich daran, die Nuß abzufasern. Ein schwieriges Stück Arbeit; er kam damit zu Stande, wenn auch der Schweiß von der Stirn perlte, bevor er die zähe Bastfülle entfernt hatte. Nun galt es, die harte Schale

zu öffnen, allein das Messer glitt ab, wie er sich auch mühte. Er versuchte sie an einem Stein zu zerschellen, doch reichte seine Kraft dazu nicht aus, die Nuß war boshaft fest. Da kam ihm ein schlauer Gedanke: „Ich werde die Nuß verhandeln, für den Erlös kaufe ich Brot." — Seinen Durst zu löschen, bot die Alster Wasser genug, und zum Schöpfen war die größte der ausländischen Muscheln herrlich geeignet. Anders machten es die Wilden auch nicht. Aber wo waren die Wilden, und wo war er? — Er warf die Muschel weit in den Fluß hinein, als er getrunken. Die Lust an Abenteuern schien ihm vergangen zu sein.

Mittlerweile war die Stadt lebendig geworden, hurtige Dampfboote glitten unter den breiten Bogen der Brücke hindurch, in deren Nähe Eduard die Nacht verbracht hatte, Eisenbahnzüge fuhren darüber hinweg, Pferdebahnen und anderes Gefährt. Spaziergänger suchten heilsame Erholung in den blühenden Anlagen, Geschäftsleute eilten mit raschen Schritten der Stadt zu. Auch Eduard beschloß, sein Glück in der berühmten Handelsstadt zu versuchen.

Er bot seine Kokosnuß Vorübergehenden an, aber dieser Artikel war augenscheinlich nicht stark begehrt, auch fehlte es den Leuten an Zeit, sich bei ihm aufzuhalten. Es kam ihm vor, als wenn alle Hamburger rannten. Aber dort stand ein Herr, der nicht an dem allgemeinen Wettlaufen theilnahm, vielleicht ließ der sich überreden, dem wollte er sagen, wie weh der Hunger thut.

Der Herr wies den Knaben wirklich nicht ab. Im Gegentheil, er erkundigte sich mitleidig nach dem Woher und Wohin und erwarb sich Eduards Vertrauen in wenig Minuten, daß dieser sogar das Herz hatte, ihn zu fragen, ob er nicht einen Kapitän wüßte, der ihn als Schiffsjungen mitnähme? Das würde sich machen lassen? „Gieb mir die Hand mein Junge, ich werde Dich führen." — Wer war froher als Eduard?

Neugierig war der Herr, das ließ sich nicht leugnen. Er wollte wissen, wo Eduard die Nacht gewesen? „Im Freien," antwortete jener zögernd. „Hast Du kein Geld mehr?" — „Nur diese Nuß." — „Und hungrig bist Du?" — „Sehr." — „Gleich wirst Du zu essen bekommen, nur Geduld."

Obwohl diese tröstliche Aussicht Eduard ganz in Anspruch

nahm, bemerkte er doch, wie eilig Vorübergehende einen Moment Halt machten und ihn mit sonderbaren Blicken betrachteten. Einige lächelten spöttisch, andere schienen ihn zu bedauern. Und der Herr hielt seine Hand so merkwürdig fest. — „Wohin gehen wir?" fragte er unsicher. „Wir sind schon da," antwortete der Herr. Sie standen vor einem schmucklosen, großen Gebäude, das keinen einladenden Eindruck machte. Der Herr zog an einem Klingelgriff, die schwere Thür öffnete sich und wurde sofort wieder hinter ihnen geschlossen. In derselben Weise mußten sie eine zweite, eiserne Gitterthür durchschreiten.

„Hier bringe ich einen Ausreißer," sagte der freundliche Herr und führte Eduard in ein Zimmer, wo er viele an ihn gerichtete Fragen beantworten mußte. Er gestand Alles, Alles. — „Wenn Du die Wahrheit gesagt hast, bleibst Du nur kurze Zeit bei uns. Wir werden Deinem Vater schreiben." — „Nein, nein," flehte Eduard. — „Es geht nicht anders, mein Junge. Und nun komm nur, wir haben ein hübsches Logis für Dich. Das Uebernachten im Freien ist ungesund." — Der Inspektor gab ihm einen Wink, und willenlos folgte ihm Eduard auf einen großen luftigen Flur mit gelb getünchten Wänden und dann eine breite Treppe hinauf. Hier mußte der Schließer wieder eine Gitterthür öffnen, die zu einem Korridor führte, an welchem das Gemach lag, welches Eduard angewiesen wurde. Es war hoch und sauber, nur vor dem Fenster die eisernen Stäbe gaben ihm einen verzweifelt unwohnlichen Anstrich. „Dort an der Wand hängt das Reglement, nach dem Du Dich zu richten hast. Tritt ein Beamter ein, erhebst Du Dich und bleibst ehrerbietig stehen. Der Tagesordnung wirst Du Dich genau fügen, jede Sachbeschädigung wird bestraft. Du darfst an Deine Angehörigen schreiben, ich möchte Dir es anrathen. Zunächst sollst Du Frühstück bekommen, nachher wirst Du arbeiten." —

Die Thür wurde verschlossen und verriegelt.

Eduard war allein. Zerknirscht warf er sich über das Lager. Sein Eigenwille war gebrochen und Reue erfaßte ihn. Bittere Reue. —

Der Schließer brachte bald dampfende Suppe und Brot;

so hatte es ihm selbst an Festtagen nicht geschmeckt, wenn es etwas Gutes gab. Auch ein Korb ward hingestellt, darin befanden sich Enden von getheertem Schiffstau, die sollte er auseinander zupfen, daß sie wieder zu Werg würden. Man empfahl ihm ausdrücklich, fleißig dabei zu sein.

Und Eduard pflückte Werg. Während die Hände thätig waren, eilten seine Gedanken bald hierhin, bald dorthin. Nach Berlin führten sie ihn, da hatte er nicht nöthig gehabt, den ganzen Tag zu arbeiten. Wie frei war er gewesen. Warum verließ er Berlin, wie gut hatte er es dort gehabt? Wenn die Schule aus war, durfte er hinaus ins Grüne. Die Eltern hatten ihn überall mit hin genommen. Mit dem Vater fing er Schmetterlinge, auch damals. Er hielt inne mit der Arbeit und starrte vor sich hin. Den Knaben sah er neben sich auf der Landungsbrücke stehen, und nun war er verschwunden. Eduard stieß einen leisen Schrei aus und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Es grauste ihm vor ihm selber.

Aus dem Korbe aber und von dem Werg stieg ein eigenartiger Theergeruch auf, der zauberte ihm den Hamburger Hafen vor die Seele, und wieder kam das Verlangen, mit frischem Winde hinauszusegeln in die weite Welt. Das Wasser hatte es ihm angethan, er fühlte, er würde nie wieder von ihm lassen. —

Nach zwei Tagen holte der Vater ihn ab. Alle Vorwürfe ließ Eduard willig über sich ergehen. Nur eine Bitte hatte er: nicht wieder zurück auf das Gymnasium.

„Was willst Du denn, wenn Du nicht studiren magst?“ fuhr ihn der Vater an.

„Ich will Seemann werden.“

❦ ❦

Prüfungen.

Wenn jemals ein Prediger in der Wüste wahrgesagt hat, dann ist es Schiller gewesen, als er das klassische Citat aussprach: „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten.“ Auch an mir sollte dies Wort vollstreckt

werden, obgleich ich nicht wußte, wie und wo ich einen Kontrakt mit den ewigen Mächten geschlossen hätte. Ich strebte überall meine Schuldigkeit zu thun und auf Recht und Ordnung zu halten, damit kommt man aber nicht mehr durch, denn die Schlechtigkeit der Menschen ist zu groß. —

Die Untersuchung über den Diebstahl bei dem Doktor war beendet und hatte zu keinem andern Resultat geführt, als daß eine Sicherheitskette und ein neues Schloß an der Thüre angebracht wurden. Die Polizeilieutenanten erklärte mir, es sei ganz regelrecht gewesen, wie überhaupt eingebrochen werden muß, und dem Doktor bleibt nichts übrig, als das Silberzeug zu verschmerzen. Ich rieth ihm, seine Kunden etwas höher zu nehmen, um allmählich wieder auf die Kosten zu kommen, aber er lehnte ab. Vorläufig essen sie mit Alfenide, und daß paßt ja gut zu den Leuchtern.

Die Köchin hatte um ihre Entlassung gebeten, die ihr auch zu meinem großen Behagen gewährt wurde, zumal die Person als Grund angab, sie hätte keine Lust, sich bei jeder Gelegenheit von der Schwiegermutter heruntermachen zu lassen, der sie überdies noch zeigen wollte, daß es Gerechtigkeit in Berlin gäbe. Der Doktor hat ihr zugeredet, vernünftig zu sein, aber sie hatte geantwortet, sie wäre ‚falsche Betrügerin' genannt worden, das ließe sie nicht auf sich sitzen.

Ich bezweifelte diesen Ausdruck meinerseits; der Doktor versicherte jedoch, etwas Aehnliches nebst mehreren anderen Heftigkeiten vernommen zu haben, als er kam, um mir zu rathen, der Köchin eine Summe Geldes anzubieten, damit sie kein Aufhebens weiter mache. „Sie wollen mir anmuthen, ich sollte vor dieser Person klein beigeben?" begehrte ich auf. „Ihr so kommen, das könnte ja scheinen, als wenn ich unrecht hätte." — „Wie Sie für gut halten, liebe Schwiegermutter, aber da das Mädchen rechtsgültig von dem Verdachte der Mitwisserschaft entlastet wurde . . ." — „Ist sie in meinen Augen deshalb noch lange nicht rein." — „. . . möchte ich Ihnen empfehlen, die Verunglimpfungen zurückzunehmen." — „Zu einer solchen Unterwerfung erniedrige ich mich nicht. Außerdem wäre es unerhört von ihr, zu klagen. Das ist platterdings unmöglich." —

Es war aber möglich. Des Morgens, mein Karl war eben ins Geschäft gegangen, kam ein dicker Brief, wie ich noch in meinem Leben keinen erhalten hatte, und dem man schon von außen die Schreckensbotschaft ansah, welche er brachte. Mit zitternder Hand unterschrieb ich dem Briefträger die Zustellungsurkunde und dann öffnete ich das Schreiben. Da stand: „In der Privatklagesache der unverehelichten Marie Johanna Band gegen Frau Wilhelmine Buchholz, wegen Beleidigung . . ." weiter kam ich nicht. Ich sah wohl Buchstaben, konnte aber nicht den geringsten Sinn hineinbringen, so tanzten sie durcheinander. Nur das Eine war klar: ich sollte vor Gericht! —

Es half nichts, ich mußte zu meinem Karl und doch, als ich mit dem Schreiben vor der Kontorthür stand, wagte ich nicht einzutreten. Ich legte die Hand auf die Klinke und zog sie wieder zurück, ich faßte sie wieder an und wagte doch nicht zu drücken. Noch ahnte er nicht, welche Schande drohte, daß sein unbescholtenes Weib verklagt worden war. Aber endlos konnte ich nicht stehen bleiben; ich öffnete leise und schwankte zaudernd an sein Pult. „Karl," sagte ich zaghaft, „lies doch blos mal dies sonderbare Schreiben . . . es ist . . . es hat . . . ich kann nicht klug daraus werden." — Mein Karl las und seine Züge nahmen einen strengen Ausdruck an. — „Das ist ärgerlich," rief er, „mehr als ärgerlich. Du bist wegen neun Injurien verklagt . . ." — „Neun?" unterbrach ich ihn erstaunt. — „Jawohl, neun Stück, sie sind einzeln aufgezählt, da sieh selbst." — „Karl, diese Frechheit geht doch über die Bäume, wo ich blos gesagt habe, sie hätte besser aufpassen müssen." — „Du ließest Dich vom Zorn hinreißen, Wilhelmine." — „Nur soweit ich durfte." — „Das wird die Verhandlung ergeben." — „Karl, kann es schlimm werden?" — „Ich hoffe, daß die Angelegenheit ohne Gericht abgemacht werden kann. Vor der Verhandlung muß eine Sühneversuch stattfinden. Du gestehst Dein Unrecht ein, zahlst vielleicht eine Buße und die Sache ist erledigt. Bist Du dazu bereit?" — „Ja," seufzte ich. — „Sei nur guten Muthes und ängstige Dich nicht unnöthig. Und nun geh, Alte, das Geschäft blüht, ich habe viel zu thun." —

Guter Muth ist leicht empfohlen, aber leider kann man

ihn nicht beim Krämer kaufen. Seit das gerichtliche Schreiben bei uns wohnte, lebte ich in lauter Besorgniß und Furchtsamkeit, mir war, als schwebte ein Fallbeil über meinem Haupt und das Essen ward mir lang zwischen den Zähnen.

Ich konnte den Gedanken nicht loswerden, mein Mann nehme die Sache scheinbar leicht, um mir die schreckliche Wahrheit zu verbergen. Darum ging ich am Nachmittag zu Onkel Fritz, der an die Gutheit meines Karl nicht entfernt heranreicht; von ihm erwartete ich den wirklichen Verhalt zu erfahren. — Als der die Anklage gelesen, sagte er: „Wilhelmine, die Sache ist löcherig. Geschumpfen hast Du und die Person muß sich sehr in ihrem Recht fühlen, denn sie hat als Zeugen zwei Schutzleute vorgeschlagen, die dabei waren, dann Herrn Greve und Frau, sowie den Dr. Wrenzchen." — „Den Doktor gegen mich?" — „So steht es hier. Er kann allerdings als Schwiegersohn sein Zeugniß verweigern, aber wer bürgt dafür, daß er sich die schöne Gelegenheit entgehen läßt, einmal Revanche zu nehmen? Du hast ihm genug auf den Stock gethan." — „Fritz, sollte er solcher Tückschigkeit fähig sein?" — „Vielleicht läßt er sich erweichen, wenn Du ihm die Aufhebung des schwiegermütterlichen Kuratels versprichst." — „Ich verspreche gar nichts," fuhr ich erbost auf, „sondern verlange von Dir zu wissen, ob ich den Prozeß verlieren werde?" — „Da kannst Du Dich darauf verlassen; bedenke allein, die Schutzleute sind mit ihrem Diensteid gegen Dich." — Ich hatte schon oft von der Gefährlichkeit des Diensteides gelesen, dem gegenüber ist man ja meistens verloren. „Fritz," stöhnte ich, „was soll ich thun? Was soll ich thun?" — „Das einzige Rettungsmittel hast Du leider versäumt." — „Ich hole es nach, Fritz, sage mir nur, was es ist?" Ganz gewiß, ich hole es nach. — „Du hättest Dir mildernde Umstände antrinken müssen."

Nun war meine Geduld zu Ende. „O Du ... Du ... Kannibale," bäumte ich auf. „Ist Dir denn nichts ehrwürdig, nicht einmal die Drangsal Deiner leiblichen Schwester?" — „Hab' Dich nur nicht so; man wird Dir verschiedene Märkelchen abknöpfen, sitzen brauchst Du voraussichtlich nicht." — „Karl sieht mit Zuversicht dem Sühneversuch entgegen; was hältst Du davon?" — „Hat die Klägerin einen

Rechtsanwalt, so ist es möglich, daß Ihr Euch einigt, sie ist aber einem Linksanwalt in die Hände gefallen, wird der ihr zusetzen, bis zum Aeußersten zu gehen, um seinen Schnitt zu machen." — „Womit will die Person aber die Kosten bestreiten?" — „Wer verliert, berappt; die mußt Du tragen, mein Schatz." — „O wie niederträchtig, wie schändlich. Sie verklagt mich auf meine Rechnung. Ist das Gerechtigkeit?" — „Genau nach dem Gesetz." — „Dann müssen die Gesetze umgestoßen werden. Fritz, ich überlebe die Schande nicht; meine Tage sind gezählt." — „Tröste Dich, Wilhelmine, jeder zweite anständige Mensch ist wenigstens schon einmal bestraft. Sei darum nur guten Muths . . ." —

„Kommst Du mir auch damit? rief ich bitterböse. „Wenn Du weiter nichts weißt, kannst Du Dich einbalsamiren lassen; ich huste auf Euren ‚guten Muth'." Grimmbeflügelt verließ ich Onkel Fritz und schalt mich selbst aus, ihm als trübselige Zielscheibe seines Spottes gedient zu haben. Aber wenn der Mensch den Kopf verliert, wird er dumm.

Leider hatte Onkel Fritz jedoch darin recht, daß die Person zu einem Winkeladvokaten gegangen war, zu so einem richtigen gurgelabschneiderischen Linksanwalt, und der Sühneversuch fiel ins Wasser.

Nach einigen Tagen kam wiederum eine Zustellung, worin das persönliche Erscheinen der Parteien vor dem Königlichen Schöffengericht in Alt-Moabit Nr. 11/12 Vormittags 10 Uhr in Zimmer 29 zum Sonnabend angeordnet worden war. Und wenn ich hätte entrinnen wollen, was half es? Das Gericht drohte mit gewaltsamer Vorführung im Falle unentschuldigten Ausbleibens, und ehe ich meiner Todfeindin das Schauspiel gegönnt hätte, mich in der Mitte von zwei Häschern vor das Tribunal geschleppt zu sehen, lieber wollte ich mich freiwillig stellen, obgleich mein Nervensystem gänzlich aus seiner Façon gerathen war.

Die Gemüthsbewegungen nahmen ja kein Ende. Der Himmel mag wissen, woher die Menschheit erfahren hatte, daß ich in Anklage versetzt worden war, aber in den Bekanntenkreisen schien von nichts Anderem gesprochen zu werden als von dem bevorstehenden Termin. Wäre sonst wohl die Krausen gekommen, um ihr Beileid vom Stapel zu lassen? — „Nun

wissen Sie auch, wie es thut, vom Schicksal verfolgt zu werden, obgleich Sie mit uns nie Mitleid hatten, wenn das Verhängniß sich unseren Eduard zum Opfer auserkor." — „Bitte," entgegnete ich, „die Ruthe haben Sie sich selbst gebunden; ich finde es nicht hübsch, dem Verhängniß seine Streiche aufzubürden, oder verleitete das ihn etwa zum Ausreißen?" — „Eduard hat solchen Forschungsdrang . . ." — „Man blos immer an der verkehrten Stelle, im Lateinischen forscht er zum Beispiel gar nicht." — „Er hat sich einen anderen Beruf erwählt und braucht es nicht mehr, da es doch nur eine todte Sprache ist." — „Darf man fragen, was für ein Geschäft ihm zusagt, vielleicht Konditor mit Naschen?" — Sie lächelte verächtlich. „Eduard will Schiffskapitän werden," sagte sie, „dabei kann er viel Reichthum erwerben, und Kapitäne sind sehr angesehen. Er hat sich schon einen Kompaß angeschafft und oben auf dem Hängeboden klettert er bereits erstaunlich an den Waschleinen. Gerade Kapitän ist das Geeignetste für ihn." — „Wenn er es nur erst wäre," warf ich hin, „noch glaub' ich nicht daran." — „Weil Sie immer Alles besser wissen wollen," entgegnete Sie hitzig, „aber Ihre Klugheit ist keineswegs unfehlbar, sonst würden Sie sich wohl nicht straffällig geredet haben." — „Das verstehen Sie nicht," gab ich erregt zur Antwort. — „Gerne möglich," erwiderte sie spitz, „ich sage nur wieder, was man darüber spricht, ein Urtheil möchte ich mir nicht erlauben, unsereins hat noch nie mit den Gerichten zu thun gehabt." — Als sie weg war, sagte ich zu Betti: „Sie hat sich in ihrer wahren Gestalt gezeigt. Du läßt sie nicht wieder vor, mein Unglück ist zu groß, als das Hyänen sich daran weiden dürfen." —

Am anderen Tage machte die Polizeilieutenanten mir eine Kondolenzvisite. „Es kommt viel auf den Richter an," sagte sie, „und wie Sie die Sache darstellen. Was wollen Sie anziehen?" — „Einfach schwarz," erwiderte ich. — „Je dürftiger um so besser, damit der Abstand zwischen Ihnen und der Klägerin nicht zu groß erscheint und man Ihren höheren Stand nicht als erschwerenden Umstand in Betracht zieht. Für Ihr seidengesticktes Wappen, werden Sie auf der Anklagebank schwerlich Verwendung haben!" — „Daran dachte ich auch nicht.

Wenn wir mal Equipage halten, lasse ich es auf die Kutschenthür malen!" — „Ich meinte auch nur so; was nützen Ihnen nun die Vorfahren und Embleme, wenn sie bestraft sind? Der Makel haftet doch für alle Zeiten." — „Noch sind wir nicht so weit." — „Sie werden mir zugeben, daß mein Mann Einsicht hat, der sagt: Sie wären schon so gut, wie verdonnert. Wir sind aber über Vorurtheile erhaben und ich denke, ganz stellen wir den früheren Verkehr nicht ein." — Also in den Augen der Welt war ich bereits gerichtet. Daß die Polizeilieutenanten nie wieder öffentlich mit uns durch den Grunewald fahren würde, das stand fest. Von nun an gehörte ich zu den Ausgestoßenen. —

Dieser Gedanke nahm mir den Rest des Aufraffungsvermögens, ich konnte nur noch eben im Hause umherkrebsen, wenn ich irgendwo hinwollte. Selbst vor dem Fenster war mir das Sitzen verleidet, da es mir vorkam, als blieben die Leute stehen, um mit Fingern auf mich zu weisen. Betti suchte mir vorzureden, es sei Täuschung, aber ich habe mit meinen eigenen Augen die Heimreichen gesehen, wie sie ein paarmal auf der anderen Seite der Straße mit ihrer Aeltesten hin- und herging und spöttische Blicke zu uns hinaufwarf. Das war unertragbar. Ich wurde immer leidender und der Schlaf ward so vergänglich, daß mein Karl schnarchenshalber umquartiert werden mußte. —

Auch die Bergfeldten schenkte mir ihren Besuch, jedoch richtete er mich nicht auf, im Gegentheil. „Mein Gott, Buchholzen," sagte sie, „liegen Sie im Wurstkessel! Aber mit der Feuerzange hätten Sie nicht gleich schlagen brauchen." — „Was ist das für ein Gerede?" — „Na, Sie haben das Mädchen doch vertobakt, daß das Blut nur so heruntergelaufen ist. Da werden Sie wohl ein halbes Jährchen für abmachen müssen." — „Wo im Geringsten gar nicht gehauen worden ist. Wer redet denn so'n Kaff?" — „Buchholzen, Sie thun mir leid, aber es heißt in der ganzen Stadt nicht anders; überall jedoch, wo ich hinkomme nehme ich Ihre Partie, und sage: es ist ein Glück, daß die Köchin einen harten Deez hatte, sonst schleppten sie die Buchholzen noch aufs Schaffot." — „Das nennen Sie Einen vertheidigen?" — „Nun ja; Sie sind so herzlich gegen mich gewesen . . . als mein Emil . . ., es

wäre mir schrecklich nahe gegangen, wenn Sie am Ende gerädert worden wären, oder auf die Art." — „Gott soll mich schützen und bewahren. Ich kann beschwören, nicht einen Finger habe ich hochgehoben?" — „Buchholzen, nur keinen Meineid. Wie kämen die Leute wohl zu dem Gerücht, wenn nichts Wahres daran wäre? Ihnen ist gewiß blos die Hand ein bischen ausgerutscht, worin sie zufällig die Feuerzange drin hatten. Das würde ich vor Gericht sagen, wenn ich an Ihrer Stelle so in die Käse geflogen wäre."

„Bergfeldten," sagte ich schwach, „mehr von der Sorte Gespräch kann ich nicht hören, am liebsten wäre ich allein." „Ich habe Zeit," antwortete sie und blieb kleben. „Es ist ja auch nur erst, nachher vergißt es sich, man muß ja Alles vergessen, obgleich was einmal am Menschen sitzt, das wäscht kein Regen ab." — Und so in dem Ton ging es weiter. Erst als ich körperlich und geistig aufgerieben war, entfernte sie sich. — „Betti," rief ich, mit letzter Anstrengung, „ich bin für Niemand mehr zu Hause, und wenn der Großmogul auf den Händen angelaufen käme." —

Aber eine Ausnahme mußte ich dennoch machen. Frau Helbich, die kleine Restaurateursfrau, ließ sich nicht abweisen, da sie wichtige Mittheilungen hatte. Sie war genau unterrichtet. Die Skatspieler hätten sich über den Fall hin und her gestritten, dadurch sei sie aufmerksam geworden. „Frau Buchholz," sagte sie, „Ihnen verdanken wir all unser Glück, und nun müssen wir erleben, daß Sie so schreckliche Heimsuchung haben. Das Herz möchte sich Einem umdrehen. Sie sind ganz gewiß unschuldig." — „Das bin ich, Frau Helbich, aber Niemand will es glauben." — „Ich glaube es," rief sie lebhaft, „und deshalb bin ich gekommen, denn sehen Sie, was auch gesagt wird, der Hund ist verdächtig." — „Ach nein, die Advokaten haben schon Alles ergründet." — „Das Erste, was Einbrecher thun, ist, daß sie die Kettenhunde vergiften." — „Das stimmt nicht, diesmal war es ein Möppel." — „Eben deshalb. Die Kettenhunde liegen draußen, da können sie heran, aber der Mops war drinnen, wer hat ihm nun das Gift gegeben? Doch nur eine Person, die im Hause war." — „Das stimmt auch nicht Frau Helbich, denn sie haben ihn mit einer Schlinge umgebracht. Sie irren sich." — „Einer von unseren Mittags-

funden, ein Student meinte so. Der sagte, wenn man das Gift nachwiese, wären Sie durch." — „Frau Helbich, ich danke Ihnen für das Mitgefühl, aber das Gericht wird doch wohl klüger sein, als der Student und wir Uebrigen, die kein Studium genossen haben. Es wurde ja Alles untersucht und nichts gefunden." — „Und ich hatte so sicher gehofft, ihnen Hilfe zu bringen. Frau Buchholz, sie können nicht glauben, wie sehr ich Sie beklage." — Sie fing an zu weinen und ich auch. Von allen Anfechtungen war dies die angreifendste, denn wir waren so hilflos alle Beide. Und am nächsten Tage sollte entschieden werden. —

Ich war derart herunter, daß ich zu Bett ging, ehe es dunkelte. Mein Karl kam und setzte sich zu mir. Er sprach sehr liebevoll und sagte, ich sollte die Sache nur nicht schlimmer nehmen, als sie wäre. Hatte er aber so vielen freundschaftlichen Besuch gehabt wie ich?" — „Ruhe Dich nur aus," sprach er, „und sei nicht traurig. Wenn die Prüfungen überstanden sind, kehrt Dein alter froher Sinn wieder. Du liegst hier so ruhig und gemüthlich, sei nur vergnügt." — „Karl," entgegnete ich, „Du verlangst doch wohl nicht, daß ich schnurren soll, wie ein Hauskater? Selbst wenn ich es könnte, brächte ich es in diesem Elend nicht zu Stande." —

Betti kam und fragte, ob ich irgend worauf Appetit hätte. „Ein wenig Zwieback und Milch kannst Du später bringen, nur soviel, um das Leben zu fristen, aber es hat noch Zeit."

Ich hatte keinen Hunger. Fürchterliche Gedanken vertrieben ihn. Im Halbschlummer hatte ich Träume von Kerker und Hinrichtungen und obgleich ich mir zuredete, daran sei das Geschwätz von der Bergfeldten schuld: sowie ich die Augen schloß, ging das Verhörtwerdensollen wieder los.

Mein Karl sagte mir ‚Gute Nacht,' und Betti bestand darauf, daß ich etwas zu mir nähme. Ihr zur Liebe zwang ich mich und fand, daß es mir besser mundete, als ich dachte. Die Milch war frisch gekocht und der Zwieback knusprig. Das Kind hatte eine Nachtlampe eingerichtet, die sie anzündete, und nachdem sie mich zärtlich geküßt hatte, ging sie. Ich war wieder allein. —

Dies also war die letzte Nacht eines bis dahin vorwurffreien Lebens, in der Folge durfte ich den Blick nicht offen

mehr erheben. Und wenn Zweie tuschelten und spöttisch lachten, mußte ich nicht stets vermuthen, es gälte mir? Wenn mich Jemand schief ansah, hatte er vielleicht kein Recht dazu? Konnte ich jemals wieder den Stab über meine Nebenmenschen brechen, ohne mir zu sagen: ‚Du hast ja selbst auf der Anklagebank gesessen und bist verurtheilt worden?‘ Und dazu fiel mir der Spruch ein, der Himmel mag wissen, woher er stammt: ‚Weh' Wilhelmine! Ihr Antlitz wenden Verklärte von Dir ab.‘ — Schlafen wollte ich, ach wie gerne schlafen.

Ich legte mich bald auf diese Seite, bald auf jene, und wie ich eben dachte, nun schlummerst Du ein, da fühlte ich, daß Zwiebackkrümel ins Bett gerathen waren, die bei der leisesten Bewegung prickelten und peinigten. Von Minute zu Minute vermehrten sie sich, bis die Folter unerträglich ward und mir nichts übrig blieb, als aufzustehen und das Bett von Neuem zu machen. Hierdurch wurde ich vollends munter und an Schlaf war nicht zu denken.

Ich lag und lag und grübelte ebenso wie vorhin. Halt, war da nicht wieder ein Krümel? Richtig. Es mußten welche auf den Bettvorleger gefallen sein und sich an die bloßen Füße gesetzt haben. Die ganze Parade kam richtig wieder anmarschirt; es war zum Verzweifeln. Ich weinte vor Aerger und Hinfälligkeit. Wie wenig braucht doch unser Herrgott, um den Menschen zu strafen, ein einzig kleines Körnchen Zwieback langt schon. Ich wußte, ich war nicht immer gewesen, wie ich hätte sein sollen, aber hatte ich es wirklich so schrecklich verdient? Es war lange her, daß sich meine Hände inbrünstig falteten, jetzt fanden sie sich ganz wie von selbst zusammen und demüthig flehte ich um Beistand. Darauf kroch ich noch einmal heraus und machte das Bett abermals mit allergrößter Vorsicht. Als ich mich wieder gelegt hatte, kam es wie linder Friede auf mich herabgesenkt und damit auch der Schlaf. —

Am frühen Morgen weckte mich das Geräusch vom Reinmachen im Zimmer nebenan. Ich hörte, wie Doris die Fenster öffnete, die Stühle rückte und Alles in Ordnung brachte. Betti war auch schon auf. Sie kam leise herein, um zu sehen, ob ich noch schliefe und wunderte sich, mich schon wach zu finden. „Kind,“ sagte ich, „mit Kummer im Herzen

und Krümeln im Bett schläft es sich schlecht." Sie half mir beim Ankleiden. Später kam Onkel Fritz, der mein Zeuge war, und so langsam die Uhr auch ging, die Zeit rückte doch heran, daß wir abfahren mußten. Der letzte Akt des Trauerdramas begann. —

Niemals war ich in dem Gerichtspalast draußen in Moabit gewesen und nun sollte ich ihn als Verklagte betreten. „Da hinten ist der Hof, auf dem geköpft wird," sagte Onkel Fritz und deutete auf eine Mauer. Ich flog zusammen. — „Fürchte Dich nicht," sagte er, „so lange Krauts die weißen Handschuhe noch anhat, ist er ungefährlich. Aber wenn er sie auszieht . . . !" Mein Karl verbot ihm solche Reden und gab mir seinen Arm. Er fragte nach Zimmer 29; man wies uns zurecht, und nachdem wir einen langen Gang durchschritten, waren wir am Ziel. Einige Leute saßen dort auf Bänken, andere standen. Herr Greve und Frau waren da, sowie die Schutzleute und der Doktor. Und sie erblickte ich auch, die mir all' das anthat.

Aus dem Zimmer 29 trat jetzt der Gerichtsbote und las von einem Zettel: ‚Ahrens gegen Meier.' Mehrere von den Wartenden gingen hinein, nach einer Weile kamen sie wieder heraus; sie hatten sich noch im letzten Moment vertragen. Die Glücklichen! — ‚Band gegen Buchholz,' rief er nun. — Mir kreiste es im Gehirn. Als wenn ich in Teig träte, so schwer waren mir die Glieder, und mehr einer todtgeborenen Padde ähnlich als einem menschlichen Wesen, wankte ich hinein. Mir wurde ein kleiner viereckiger Verschlag angewiesen, wo ich auf einem Stuhle Platz nahm. Dies waren die Schranken, welche den Belasteten von der Mitwelt trennen.

An einem grünbezogenen erhöhten Tische saßen der Richter und die Schöffen nebst dem Gerichtsschreiber. Dieser las die Anklage vor. Rechts saß die Klägerin, in der Mitte standen die geladenen Zeugen, hinter denen das Publikum Platz genommen hatte, das eine Barriere von den Betheitigten schied.

Alles, was ich gesagt haben sollte, ward nun verlesen, o, wie klang es verletzend in dem Munde eines Mannes, der gar nicht dabei gewesen war. Und das mußte ich anhören. Der Richter, der durch sein schwarzes Barett ein überaus

feierliches Ansehen gewann, sagte hierauf, daß Alles, was die Zeugen aussagen würden, eidlich erhärtet werden müsse, und ließ sie nach einer eindringlichen Vermahnung abtreten. Als sie fort waren, wandte der Richter sich an die Klägerin und mich und stellte uns vor, wie es doch besser sei, wenn wir uns aussöhnten; ob wir dazu bereit wären?

„Ja!" seufzte ich.

„Nein!" sagte die Person. Sie hätte ebenso gut ihre Reputation wie die Vornehmen und ließe sich nicht mit Füßen treten.

Dies sei nicht geschehen, entgegnete der Richter. Was sie daraus hätte, auf die Bestrafung einer unbescholtenen Dame zu dringen? Frau Buchholz würde die Kränkungen zurücknehmen und die Kosten tragen, dann sei ihrer Ehre vollkommen Genüge geschehen.

Darauf könnte sie nicht eingehen, die Buchholzen sollte sitzen und dreitausend Mark Entschädigung zahlen, das verlangte sie.

„Die Strafe bemißt das Gericht," erwiderte hierauf der Präsident in stark verweisendem Tone. „Sie haben gar nichts zu verlangen." — Ihr Advokat hätte aber so gesagt. — Dann müßte sie einen eigenthümlichen Anwalt haben. — Der verstände mehr als andere Rechtsgelehrte. — Das würde sich finden.

Da keine Einigung zu erzielen war, nahm die Verhandlung ihren Fortgang. Als erster Zeuge wurde Doktor Wrenzchen hereingerufen. Der Richter machte ihn darauf aufmerksam, daß er als naher Verwandter von der Zeugnißverweigerung Gebrauch machen könnte. — „Was wird er thun?" fragte ich mich angstvoll, „wird er sich rächen und einen ewigen Bruch herbeiführen?"

Der Doktor sagte, er enthalte sich jeder Aussage und wolle nur seiner Verwunderung über die Dreistigkeit der Klägerin Ausdruck geben, ihn als Zeugen vorgeschlagen zu haben. Diesen Edelsinn rechnete ich ihm hoch an und werde es nie vergessen.

Nun kam Herr Greve. Der wurde nach Alter, Stand, und Religion gefragt und mußte schwören, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen, sondern die reine Wahrheit

zu sagen, so wahr ihm Gott helfe. Während dessen mußte er die rechte Hand hoch erheben und Alle, die zugegen waren, mußten stehend theilnehmen.

Hierauf fragte der Richter Herrn Greve, ob er gehört habe, daß die Beklagte an jenem Abend die Klägerin eine ‚falsche Betrügerin' genannt hätte? Herr Greve antwortete, dies könne er nicht erinnern. Ob er weiter vernommen habe, daß die Beklagte von der Klägerin behauptet hätte, ‚sie sei frech wie Oskar'? Dies Wort sei ihm im Munde einer gebildeten Dame allerdings aufgefallen, er habe daher gemuthmaßt, die Beklagte sei sehr erregt gewesen.

„Herr Gerichtshof," nahm ich das Wort, „hierfür kann ich den Beweis der Wahrheit antreten und bitte meinen Zeugen zu vernehmen. Sie hat sich nie anders als patzig und frech gegen mich betragen." — Onkel Fritz mußte erscheinen. Als er vortrat, rief die klägerische Person: „Den Zeugen lasse ich nicht gelten." — „Ueber die Zulässigkeit des Zeugen entscheidet das Gericht," sagte der Präsident. — „Das ist mir egal, ich nehme ihn nicht an. Er wollte mir einmal in die Backen kneifen, aber ich schlug ihm auf die Finger. Seitdem ist er mir feindlich." — „Ich hoffe, daß man mir keinen so schlechten Geschmack zutraut," sagte Onkel Fritz. Der Richter ersuchte ihn ernst, bei der Sache zu bleiben.

Onkel Fritz deponirte nun, daß die Klägerin sich ohne allen ersichtlichen Grund widerwärtig gegen die Beklagte gezeigt habe. Dies sei ihm auffällig gewesen, so oft wir zusammen das Haus des Doktors betreten hätten. — „Welche Veranlassung gab Ihnen die Beklagte dazu?" fragte der Richter die Person. — „Ich kann es nicht haben, wenn Eine mir beim Kochen in die Töpfe kiekt," antwortete sie.

„Jawohl," rief ich, „damit eine erfahrene Hausfrau nicht bemerken soll, wie ihre Tochter an allen Ecken übervortheilt wird. Woher kommt es sonst, daß bei dem einfachen Leben, die Ausgaben so verschwenderisch groß sind, obgleich meine Tochter jede Kleinigkeit aufschreibt? Selbst mein Schwiegersohn ist stutzig geworden. Ihre Absicht war, mich aus dem Hause zu graulen, um die junge Frau auszubeuten, und deshalb fing sie den Skandal mit den Krebsen an." — „Nehmen Sie diese neue Insultation man gleich zu Protokoll," forderte

die Person laut. — Doktor Wrenzchen stellte sich jedoch auf meine Seite.

Jetzt kam aber der gefährlichste Punkt. Die Beleidigungen schienen provozirt zu sein und wären kaum von Belang, sagte der Richter, aber die Behauptung, Klägerin hätte gemeinschaftliche Sache mit den Einbrechern gemacht, sei geeignet, dieselbe in ihrer bürgerlichen Stellung arg zu schädigen.

Die Schutzleute wurden nun verhört und sagten aus, ich hätte gerufen, die Lebensmittel wären wohl eigens für die Spitzbuben angekauft, und Klägerin hätte ihre Hände dazwischen gehabt. Dies beschworen sie und desgleichen Herr Greve und Frau.

Mir summte es vor den Ohren. Es war, als sänke der Fußboden des Zimmers ganz schräge herab und ich sollte nachrutschen. Krampfhaft hielt ich mich an dem Stuhle fest. „Sie kommen um eine milde Strafe ein, nicht wahr?" fragte der Richter und wollte sich erheben, um das Urtheil mit den Schöffen zu berathen.

Hülfesuchend irrten meine Blicke umher. Da sah ich ein Antlitz, auf dem alle Barmherzigkeit der Welt ausgegossen lag und aus den thränenquellenden Augen drangen stumme flehende Bitten zu mir herüber. Ich verstand diese Bitten der kleinen runden Frau Helbich und wie aus höherer Eingebung stand ich auf und rief: „Herr Gerichtshof, noch eine Frage an die Klägerin: erst muß sie gestehen, warum sie dem Hunde das Gift gegeben hat."

Man konnte eine Stecknadel fallen hören, so still ward es. Die Person verfärbte sich und schien ihre Sicherheit verloren zu haben. „Ich konnte das Unthier nie ausstehen," fuhr sie heraus. — „Also Sie räumen ein, den Hund vergiftet zu haben?" fragte der Richter und sah sie durchbohrend an. — „Mir zum Aerger wurde er Maffi Pamph genannt, weil ich Marie Band heiße." — „Und deshalb brachten Sie ihn um?" — „Ich wollte den Namen nicht länger hören." — „Herr Präsident," ergriff ich das Wort, „Maffi ist nur eine Abkürzung von Möppel und Pamph fügte Onkel Fritz hinzu, weil er wirklich ein Pamph war." — „So?" rief die Person dazwischen und warf mir einen satanischen Blick zu, „das soll

hier doch wohl kein Mensch glauben." — „Jawohl," antwortete ich, „Alles, was weich und zum Anfassen ist, fängt mit einem ‚M' an, wie damals auch unser Muck. Man kann doch nicht ein Krokodil oder eine Klapperschlange auf den Schoß nehmen und streicheln und dabei ‚mein Meisecken' sagen oder ‚Menne'." — Der Richter unterbrach mich, indem er sagte: „Ich muß Sie bitten, nicht abzuschweifen. Also mit dem Namen Maffi Pamph haben sie durchaus nicht die Absicht gehabt, die Klägerin zu verletzen?"

„I bewahre, wo werd' ich; Niemand ist damit gemeint worden. Dies sind Ausflüchte. Der Hund bellte jeden Fremden entsetzlich an, das kann Herr Greve bezeugen, und an jenem Abend sollte er natürlich schweigen, damit Herr Greve wegen des Lärms nicht herunterkäme und die Einbrecher überraschte. Und da das Thier sich nicht von ihr anfassen ließ, hat sie ihm was eingerührt." — „Es ist ja gar nicht wahr," rief die Person. — „Sie haben bereits halb eingestanden," wandte sich der Richter an die Klägerin, „Sie thäten gut, die ganze Wahrheit zu sagen. Leugnen hilft Ihnen nichts, die Wissenschaft hat Mittel, das Gift nachzuweisen." — „Na ja, ich hab' ihm Pulver gegeben, damit ich ihn los wurde."

„Und von wem bekamen Sie das Gift?" — „Aus der Apotheke." — „Aus welcher Apotheke?" — „Das weiß ich nicht mehr." — „Strengen Sie Ihr Gedächtniß an, es wäre doch sonderbar, wenn Sie das vergessen hätten?" — „Ich holte es nicht selber." — „Und wer that Ihnen den Gefallen?" — „Ein Bekannter." — „Wer ist dieser Bekannte; wie heißt er?" — „Es war ein fremder Mann, den ich bat . . ." — „Wieder einmal der große Unbekannte," sagte der Richter. Er winkte dem Boten und flüsterte dem einige Worte zu. Dieser ging und kam dann mit einem Polizeibeamten zurück. Der Richter stand auf und sagte:

„Da die unverehelichte Marie Johanna Band dringend verdächtig ist, Beihülfe zu dem Diebstahl im Hause des Herrn Doktor Wrenzchen geleistet zu haben, wird dieselbe in Untersuchungshaft genommen und das Verfahren gegen sie aufs Neue eröffnet werden. Die Privatklage gegen Frau Wilhelmine Buchholz ist hiermit sistirt."

Die Marie Band folgte dem Polizisten ins Gefängniß und ich war frei.

Wir verließen das Zimmer 29, um Anderen Platz zu machen. Hoffentlich ist es das erste und letzte Mal, daß ich darin war. Sollte es aber dennoch sein, dann rede ich ganz andere Töne, da mir die Jurisprudenz jetzt ziemlich geläufig ist.

Als wir draußen waren und wie erlöst aufathmeten, kugelte die kleine Frau Helbich auf mich zu und wünschte mir Glück aus vollem Herzen. Frau Helbich sagte ich: „Sie haben einen durchdringenden Scharfsinn. Was wäre mit mir geschehen, wenn Sie nicht gewesen wären?" — „Es hat so kommen sollen wie es kam," sagte sie, „Ihnen stand der himmlische Vater bei, der machte Alles offenbar zur rechten Zeit." — Ich drückte ihr die Hand: „Und Sie waren der Seraphim, den er mir sandte." — Wir verstanden uns. —

Nach etlichen Tagen erhielt ich wieder ein gerichtliches Schreiben: die Privatklage war aufgehoben.

Die Person hatte eingestehen müssen. Maffi war ausgebuddelt und wie ein Mensch in einer versiegelten Kiste an den Chemiker geschickt, der unglaublich viel Gift gefunden hatte, das der Mops sich durch seine Freßgier zugezogen haben mußte. Die Schlinge um den Hals war ebensolche Spiegelfechterei gewesen, wie die Fesselung der Person und das Tuch im Munde, und auch war herausgekommen, daß der eine Komplice sich ihr zuerst als Bräutigam genähert hatte, wobei er sie theils mit Liebe, theils mit Beraubung umgarnte. Wenn sie natürlich nicht von Hause aus diebstehlerisch veranlagt gewesen wäre, hätte sie sich nicht darauf eingelassen, aber ich sagte ja stets, sie taugte nicht, und Maffi war derselben Ueberzeugung gewesen, gerade so wie Professors Polli, der das Weib auch nicht riechen konnte, welches nachher in den Arrest mußte. Kluge Hunde haben mitunter übernatürliches Wissen.

Die Polizei war durch diese Entdeckung auf den abendlichen Verkehr der Person aufmerksam geworden und hatte Anhaltspunkte. Man spürte den Einbrechern nach, und der Doktor fing an auf sein Silberzeug zu hoffen.

Mir aber lagen die Prüfungen der letzten Zeit noch immer in den Gebeinen, und mein Karl hatte einen grauen Schimmer in seinen Haaren bekommen. Mein herzenstreuer, lieber Karl, so hatte die Sorge um meinetwillen Dich betrübt? Kann ich das je wieder gut machen mit aller Liebe?

* *

Mein Schwiegersohn.

Es half kein Dagegenankämpfen und kein Zureden, die Erlebnisse der letzten Wochen hatten mir den Dampf angethan, und wenn ich mir auch Mühe gab, zu lächeln, wie die Gebisse in den Schaukasten der Zahnärzte, Stimmung und Gesichtsfarbe wurden mit jedem Tage verdrießlicher und graugelblicher. So fest ich mir auch vorgenommen hatte, meinen Karl mit sanftester Nachgiebigkeit zu behandeln, war es mir dennoch unmöglich, das mürrische Wesen zu bezwingen, mit dem ich ihm und Betti das Leben verbitterte, ohne es zu wollen. Die Fliege an der Wand ärgerte mich und die Beiden kriegten die Schelte dafür. Frau Helbich brachte mir zwar ein Fläschchen mit selbst destillirter schwedischer Lebensessenz, aber die verdarb den Magen so gräßlich, daß ich einen Abscheu gegen sie faßte. — Ich war krank.

Als es gar nicht weiter ging, that ich endlich, wie mein Karl schon gleich anfangs wollte, und ließ Dr. Wrenzchen holen. — „Er hat sich reizend gegen Dich benommen, als er vor Gericht stand," sagte mein Karl, „Du kannst ihm vollauf vertrauen." — Ich aber befürchtete, er würde mir Medizin verschreiben, die mir schaden könnte. So umnachtet war mein Geist. Zuletzt mußte er doch heran.

Der Doktor examinirte mich eingehend und sagte, daß allein eine längere Kur in Karlsbad im Stande wäre, meine Gesundheit wieder herzustellen. — „Nein," erwiderte ich, „so weit lasse ich mich nicht verschicken. Wie soll es werden, wenn ich nicht hier bin?" — „Sie können ohne Sorge reisen, und zwar je eher um so lieber." — „Damit ich Ihnen aus dem

Wege bin!" — „Damit Ihr Zustand kein chronischer wird." — „Aber wenn Emmi nach ihrer Mutter verlangt . . .?" — „Wollen Sie sich und Ihren Kindern erhalten, so folgen Sie meinen Anordnungen; als Schwiegersohn willfahre ich Ihnen in allen billigen Dingen, als Arzt bin ich dagegen unnachsichtlich und verlange Gehorsam. Entweder Sie gehen in den nächsten Tagen nach Karlsbad, oder ich sende Ihnen den Notar, daß Sie Ihr Testament machen können."

Das half. Die nöthigen Vorbereitungen waren bald getroffen, und nach einem erbärmlich traurigen Abschied setzten Betti und ich uns auf die Bahn. Konnte ich wissen, ob wir nicht statt nach Karlsbad direkt in den Tod fuhren? —

Betti hatte sich sofort entschlossen, mich zu begleiten, und ertrug meine unbewußten Launen mit duldsamster Langmuth. Eine wie ganz Andere war sie doch geworden, seitdem das Leben ihr bitteres Leid zufügte. Früher das Geballer mit den Thüren und Kopf-in-den-Nackengewerfe, und jetzt kaum hörbar und nur liebevolle Hingebung. Ich hatte ja auch Leiden genug gehabt, aber die waren auf Galle und Milz geschlagen. Ob Karlsbad helfen würde? Ich zweifelte daran.

Dazu hatte ich um so mehr Grund, als in den ersten Tagen keine Idee von Besserung zu spüren war. Das Wasser wurde vorschriftsmäßig getrunken, am frühen Morgen befand ich mich mit noch einigen Hunderten in der langen Menschenreihe, die an dem Marktbrunnen vorbei patroullirte und sich von den Quelljungfern das warme Wasser in weißen Porzellanbechern reichen ließ. Dann ward spazieren gegangen und irgendwo im Freien der Kaffee genommen. Betti meinte, Karlsbad sei wunderschön, wie es von Bergen und Waldungen eingeschlossen, von der Tepel durchströmt werde, aber das konnte ich nicht finden; mir war Alles zuwider.

Ich ließ auch den Ansichten über den nutzlosen Aufenthalt unverhohlen freien Lauf und äußerte an einem Morgen laut zu Betti, die nicht von meiner Seite wich, es sei unverantwortlich, hierher verstoßen zu werden, wo man statt besser nur noch gelber würde. „Das ist gerade richtig," redete uns ein älterer Herr an, der unmittelbar hinter mir ging, „sehr häufig verschlimmert sich die Krankheit im Anfang, aber das

ist ein Zeichen davon, daß das Wasser wirkt; nach acht Tagen werden Sie anders reden." — „So?" fragte ich ungläubig. — „Verlassen Sie sich auf mich, ich besuche Karlsbad schon seit dreißig Jahren und kenne die Heilquellen. Mein Name ist Leopold Freund aus Breslau, es soll mich freuen, Ihnen mit Rath beistehen zu können." — Ich stellte uns darauf vor und wir gingen miteinander brunnentrinkend weiter. Auf einmal sagte Herr Freund: „Warum braucht Ihr Fräulein Tochter nicht auch die Kur, sie ist ja ganz gelb?" — „Warum nicht gar?" rief ich, „der Schein kommt von dem Futter ihres Sonnenschirms." — „Wirklich nur ein Reflex," lachte Herr Freund, „es ist merkwürdig, wie leicht man Jemand für kurbedürftig hält, wenn man so für Karlsbad schwärmt, wie ich."

Weil Herr Freund ein lebendiger Beweis für die Heilkraft der Quellen ist, betrachten die Karlsbader ihn, als wenn er ein Bürger ihrer Stadt wäre, und daß er wiederum vertraut mit den Verhältnissen ist, bezeugte die immer deutlicher zu Tage tretende Wirkung des Wassers.

Der Apfelsinenteint und der Mißmuth verschwanden allmählich. Lebenslust kehrte wieder zurück und das Auge erfreute sich immer mehr an den Schönheiten der Natur. Während wir anfangs nicht weiter gingen, als höchstens zum Freundschaftssaal, oder Pupp, oder dem Posthof, machten wir jetzt größere Ausflüge und fast jeden Tag nannte Herr Freund uns eine neue Partie. Er selbst ging aber nie mit, sondern zog vor, spazieren zu sitzen. —

Eines Tags hatte er uns empfohlen, über die ‚Otto's Höhe' und das ‚ewige Leben' nach dem ‚Bergwirthshaus' zu wandern. Wir thaten auch demgemäß und kletterten rüstig auf die Höhen. Die Aussicht war anmuthig und der Wald dermaßen verlockend, daß wir immer tiefer in seine grüne Dämmerung drangen, bis wir uns regulär verlaufen hatten.

„Wir ruhen uns erst ein wenig aus und kehren wieder um," rieth ich. — Betti sagte: „Setze Du Dich auf jenen Felsblock, ich werde vorangehen und den rechten Weg suchen."

„Welchen Allarm hättest Du wohl geschlagen, wenn dies im Anfang der Kur vorgefallen wäre," dachte ich und sann darüber nach, wie merkwürdig doch die Felsenbouillon ist,

welche kochend aus der Erde hervorsprudelt und nicht nur den Körper reinigt, sondern auch das Gemüth. Noch eine kurze Zeit, und ich konnte meinem Karl so gut wie neu in die Arme fliegen, als wäre ich bei Spindler gewesen. Allwöchentlich kam ein Brief von Berlin, wo Alles in bester Ordnung war, während mir das Schreiben große Mühe machte, woran das Wasser schuld ist, das keine geistige Thätigkeit haben will.

Als ich mich schon über Betti's Ausbleiben beunruhigte, ward sie wieder sichtbar und zwar in Begleitung eines älteren Herrn, mit einem Strohhute, mit einer Brille, weißlichem Barte und einem Stocke, auf den er sich beim Gehen stützte. Er raisonnirte über sein Podagra, aber war trotzdem bereit, uns zu führen. Wir erzählten ihm, wie wir in die Wildniß gelangt waren, worauf er bemerkte, es gäbe theoretische und praktische Spaziergänger, aber die letzteren wären auch nicht viel werth, wenn die Potentaten ihren Dienst versagten.

Leidensgefährten machen bald Bekanntschaft, und noch ehe wir das Bergwirthshaus erreicht hatten, nannte er mich Mutter Buchholz und mußte Betti Papa Michaelsen zu ihm sagen. Er war aus Norddeutschland nach Karlsbad gekommen, um den Rothwein abzubüßen. Auf meinen Einwurf, er sollte ihn doch stehen lassen, wenn er ihm nicht bekäme, antwortete er, so grausam könne arm Vatter nicht sein.

„Was dies bedeutete?“ fragte ich. — Er entgegnete, wenn man sich selbst nicht bedauerte, Andere thäten es nicht, und das müsse Jeder am besten wissen, wie viel er bedauert werden müßte. — Ob er es so nöthig hätte? fragte ich. — Je nachdem, das hinge von den Jahrgängen ab. —

Wir schlossen uns recht aneinander, da Herr Michaelsen die Gegend kannte und um so fleißiger mitging, je mehr ihm der Sprudel auf die Beine half.

Wir waren zusammen nach den Hans-Heilingfelsen, die einen versteinerten Hochzeitszug vorstellen sollen, und nach dem Aberg, wo wir an der schwarzen Madonna vorbeikamen, die als Bildniß in einem Baum angebracht ist. Arm Vatter Michaelsen hielt nicht viel von schwarzen Madonnen. Dagegen erklärte er uns Mineralogisches und den Bau der Erdrinde, wofür Betti ziemlichen Sinn hatte. Ich bemerkte, es

sei doch eigenthümlich, daß der Brunnen an Ort und Stelle am wirksamsten wäre, wie mein Schwiegersohn der Doktor gesagt hätte, ob die Forscher, die doch Alles nachmachen, nicht z. B. solche Quelle in Berlin einrichten könnten. Wie er darüber dächte? — „Es giebt zwei Sorten von Chemikern," antwortete er, „unnütze und schädliche. Beide haben schon genug Unfug angerichtet. Die Einen lehren das Verfälschen und die Anderen betreiben es." —

Uns fehlte etwas, wenn wir nicht mit Papa Michaelsen beisammen waren, und der Alte hielt soviel von Betti, daß er uns vorschlug, noch acht Tage zuzugeben. Dann sei seine Kur zu Ende und wir könnten die Rückreise gemeinschaftlich antreten. Ich willigte ein, da auch Herr Freund eine Nachkur für sehr angebracht hielt; ich wollte aber, wir wären zur rechten Zeit daheim gewesen.

Wir sitzen nämlich am Morgen friedlich bei Pupp und frühstücken, Betti einen verkehrten Kaffee mit mehr Milch, und wir beiden Alten den kurgemäßen rechten mit so viel Sahne als bei vernünftigen Menschen seit Adams Zeiten Mode ist. Da kommt der Telegraphenbote mit einer Depesche an mich, von der Dienstmagd unseres Quartiergebers begleitet, damit er mich fände. Ich öffne und lese:

‚Ein gesunder Junge, braune Augen, ganz der Vater, soll Franz heißen. Mutter äußerst wohl!

Wrenzchen.'

Dies Ereigniß kam mir sehr unerwartet. Papa Michaelsen gratulirte auf das Herzlichste und nannte Betti gleich Tante. Ich konnte aber in den scherzenden Ton nicht einstimmen, denn wer sollte die Leitung des Ganzen übernehmen, wenn ich nicht da war? Aber noch mehr sollte ich überrascht werden, als eine halbe Stunde darauf eine zweite Depesche anlangte, worin es hieß:

‚Ein gesunder Junge, blaue Augen, ganz die Mutter, soll Fritz heißen. Der Vater den Umständen nach wohl!

Wrenzchen.'

„Ich weiß nicht, Herr Michaelsen, sind meine Verstandeskräfte noch von dem Brunnen angegriffen, oder was ist vorgefallen?" fragte ich. „Erst hat der Junge braune Augen und nun mit einem Male blaue . . ."

„Es kommt vor, daß die Farbe der Augen wechselt," belehrte arm Vatter uns, „nach Darwin ist das attavistisch begründet, aber der kurze Zeitraum, in dem es diesmal geschehen, macht den Fall höchst interessant. Er muß nothwendig in einer wissenschaftlichen Zeitschrift veröffentlicht werden."

„Und warum soll der Junge erst Franz und dann Fritz heißen? Einmal sieht er dem Vater ähnlich, ein andermal der Mutter, das ist doch menschenunmöglich."

Papa Michaelsen sah mich einen Moment ungeheuer listig über die Brille an. „Sollten es am Ende gar zwei sein?" fragte er.

„Zwei? Wo sie nur auf Einen eingerichtet sind? Ach was, es ist alles Unsinn, hier steht ja deutlich: ‚der Vater den Umständen nach wohl,' das hat kein Anderer angestiftet als Onkel Fritz. — Ich finde solche Späße sehr unkurgemäß."

Am nächsten Tage kam ein Brief von meinem Manne, der die Zwillinge bestätigte. Onkel Fritz würde mir wohl depeschirt haben, auch daß sie Franz und Fritz getauft werden sollten. Der Doktor hätte keine Zeit gehabt und ihn gebeten, für ihn auf das Telegraphenamt zu gehen. Emmi sei wohlauf und voller Glück.

Franz und Fritz! Die Namen gefielen mir keineswegs. Den Einen konnte er ja Franz nennen, weil er selbst so heißt, aber wäre es nicht hübsch gewesen, wenn der Andere Wilhelm hieße, halb dem Kaiser und halb mir zu Ehren? — Was wird das für eine Wirthschaft; jedes Stück muß mit dem vollen Namen gezeichnet werden, wenn es nicht ewig Verwechslungen geben soll. Ich sah das Durcheinander bereits lebhaft vor mir.

Aber noch eine Nachschrift hatte der Brief: ‚Franz ist in der letzten Stunde des letzten Mai und Fritz in der ersten Stunde des ersten Juni geboren. Was sagst Du dazu?'

„Daß, wenn man nicht überall dabei ist, nur Dummheiten gemacht werden," rief ich aufgebracht aus. „Die armen Kinder; kein Mensch nimmt ihnen ab, daß sie Zwillinge sind, wenn der Eine seinen Geburtstag im Mai, der Andere ihn im Juni feiert. — Und obendrein Franz und Fritz! Warum nicht lieber gleich Max und Moritz?" —

„Herr Michaelsen," sagte ich, „wir müssen Knall und Fall reisen, ich kann nicht eine Minute länger in Berlin entbehrt werden. Wenn ich säume, finden wir ja wohl das Brandenburger Thor nicht mehr auf seinem Platz, so unerhörte Dinge gehen vor."

„Brennt denn die Spree?"

„Wenn's weiter nichts wäre! Aber bedenken Sie blos: mein Schwiegersohn ist ohne Aufsicht!"

❦ ❦

Onkel Fritz.

Das Wiedersehen zu Hause war ein überaus erfreuliches und als ich meinen Enkeln den ersten Kuß auf die kleinen Stirnchen drückte, fand ich Alles gut, was geschehen war, schließlich konnten die beiden kleinen Wesen auch nicht für ihren Vater verantwortlich gemacht werden, der ja von nun an eine Nebenrolle zu spielen hat, weil sich Alles um die Kinder dreht. Mein Tagesstandquartier nahm ich sofort bei Doktors. Freilich wehrte er sich anfangs dagegen, aber ich fragte ihn: „Wollen Sie Weib und Kinder umbringen?" worauf er nachgab. Wie wurde er aber auch gepflegt, da ich nun selbst ohne Furcht in der Küche hanthieren konnte; nach acht Tagen glänzte er ordentlich.

Emmi erholte sich von Tage zu Tage. Sie erhielt unter meiner Leitung auch nur Bekömmliches und Stärkendes, und wenn es je einen Cerberus gegeben hat, so war ich das in dieser Zeit vor dem Zimmer meiner Tochter. Nur wollte mir nicht gefallen, daß keine Wiegen angeschafft worden waren, sondern unbewegliche Bettstellchen. Emmi erklärte mir, Franz habe gesagt, das Schaukeln sei unhygienisch und mache die Kinder dumm. „Er selbst ist doch nach der alten Manier aufgezogen," warf ich ein, „und hat es trotzdem zum Doktor gebracht. Na, vielleicht wäre er ohne Wiegen schon längst Sanitätsrath."

Gar oft wünschte ich eine Wiege herbei, namentlich für den kleinen Franz, der schreiiger Natur ist und den Großmama Buchholz so lange auf den Arm tragen muß, bis er sich beruhigt Ich bemerkte dem Doktor, daß in unserer Linie Derartiges niemals stattgefunden habe und diese Untugend von seiner Familie stammen müsse. Er sagte: „Liebe Schwiegermutter, das ist ja nur äußerlich."

Des Abends kam mein Karl oder Onkel Fritz mich abholen und gleichzeitig nach Befinden zu fragen; am Donnerstag ging der Doktor zu meinem Erstaunen nicht aus. Ihm fehlte freilich den ganzen Tag etwas, und je mehr es Abend wurde, um so deutlicher sah man ihm an, wie sehr er seine gewohnte Partie entbehrte.

Gegen Achten fragte Dr. Paber an, ob sie ihn in ihrer Medizinischen Gesellschaft erwarten dürften? Ich bat Dr. Paber zum Abendbrod zu bleiben, das Mädchen könnte gehen und absagen, Franz würde sich sehr freuen, mit ihm zu plaudern. Dr. Paber willigte ein und da noch kalter Kalbsbraten stand, bereitete ich einen extraen Fleischsalat mit Majonaise und Capern und gekerbten Radiesern zur Verzierung darauf, aber nicht zu reichlich Gurken, den sie denn auch deliziös fanden. Als gegessen und ein großer Krug Pschorrbräu geholt worden war, sagte mein Schwiegersohn: „Hätten wir nun einen Skat, ich tauschte mit keinem König." — Dr. Paber blickte mich an und fragte liebenswürdig: „Wie wäre es, wenn Sie einmal einen Versuch wagten, gnädige Frau?" — „Was, ich Skat?" widersetzte ich mich. — „Sie kennen dies unterhaltende Spiel gewiß schon vom Zusehen," fuhr Dr. Paber fort. — „Schwiegermutter, seien Sie kein Frosch," sagte der Doktor. — „Ich glaube, ich habe keinen Kartenverstand," wandte ich ein, aber der Doktor brachte die Blätter und die beiden Herren weihten mich nun mit großer Ausdauer in die Regeln des Spieles ein, ohne mir jedoch die schlauesten Kniffe zu verathen, wie ich merkte, als nachher Onkel Fritz erschien, der sich neben mich setzte und mir half. Ich gewann, sogar einen Grand mit Vieren schwarz. Dr. Paber äußerte darauf hin, er habe noch keine Dame mit mehr natürlicher Anlage fürs Tourniren getroffen.

So saß ich denn mit den drei Herren, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, dem Laster des Spiels ein neues Opfer

zuzuführen und, wie ich leider gestehen muß, erfolgreich, denn es war beinahe Mitternacht, bevor wir aufhörten. Meinen Gewinn theilte ich in zwei Theile, einen für Franz, den andern für Fritz. Mit den Namen war ich einigermaßen ausgesöhnt, seitdem der Doktor mir versichert hatte, die nächste Tochter solle Wilhelmine heißen. Er weiß ja auch, wie leidenschaftlich gerne ich Gevatter stehe. —

Onkel Fritz gegenüber galt es noch ein Versprechen einzulösen. Wenn auch die Prüfungen und die Karlsbader Kur meiner Reise nach Lingen hinderlich gewesen waren, hatte ich jetzt doch die erforderlichen Schritte gethan. Unterwegs fragte ich ihn: „Fritz, ist es immer noch Deine feste Absicht?" — „Mich heirathert mehr denn je." — „Gut, wir werden sehen, was sich ereignet?"

Und es ereignete sich. Die Großmutter wollte mit Erika nach Berlin kommen und probiren, ob man dies Sündenbabel betreten könnte, ohne vom Teufel geholt zu werden. — „Wilhelmine, wie hast Du das möglich gemacht?" fragte Onkel Fritz. — „Durch ein moralisches Schreiben," antwortete ich. „Du sagtest mir, sie sei hinter dem Gelde her, . . . ich schrieb ihr, wie viel Du im Jahre einnähmest und daß sie nicht nöthig habe, herauszurücken. Was Erikas Seelenheil anbeträfe, so erlaubte ich mir die Mittheilung, wir hätten einen beinahe vierhundertjährigen Propsten in der Familie, der ihr hoffentlich genügende Garantien böte. Das schlug zu Buch." — Onkel Fritz packte mich und tanzte mit mir rundum, wobei er ausrief: „Wilhelmine, Du bist ein Kapitalstück," bis mir der Athem versetzte. —

Die Großmutter wollte bei Krause's wohnen, aber ich hielt es für gerathener, sie zu uns zu nehmen, und das war gut, denn sie erwies sich über alle Begriffe zähdrähtig. — So ohne Weiteres könnte sie ihren Konsens nicht geben, nach dem bloßen Schein zu dezidiren, wäre sündlich, quängelte sie. Erst als sie Onkel Fritzens Bücher durchgeschnüffelt hatte, deutete sie an, vielleicht könnte später einmal etwas aus der Partie werden. Es war noch guter, daß sie nicht hörte, wie Onkel Fritz laut darüber dachte.

Von meiner Seite ward ihr ziemlich ununterbrochen so zugesetzt, daß sie keine stichhaltigen Einwände mehr zurechtsinnen

konnte. Schließlich aber blieb sie dabei, Berlin sei zu gottlos. „Sehen Sie sich doch erst in Berlin um, ehe Sie nach dem Schein dezidiren," gab ich ihr zurück. — „Sie läse in den Gazetten, wie es hier zuginge." — Das wäre Geschwätz, sagte ich. — „Oho!" sagte sie.

Ich gab Betti meinen Posten bei Doktors und sprang selbst in die Bucht, denn der Großmutter mußte Berlin gezeigt werden. Onkel Fritz abonnirte gleich eine Kutsche bei Beskow und nun ging es bald hierhin, bald dorthin. — „Es ist wohl immerzu und alle Tage Schützenfest in Berlin?" fragte sie. „Nein," erwiderte ich, „die vielen Leute auf den Straßen gehen ihren Geschäften nach, ausgeruht wird sich nach Feierabend und amüsirt des Sonntags." — Alles mußte sie sehen, was nur vorhanden war und dabei nicht hinzukriegen, es schien, als wenn sie sich jahrelang ausgeruht hätte, um in Berlin Fußreisen zu machen. Und ich immer mit.

Auf die Siegessäule wollte sie hinauf, aber sie ließ es, als ich sagte, es wäre für ältere Damen nicht schicklich. Das hätte mir gerade gefehlt, mich da hinauf abzuäschern. Und den Appetit, den sie sich heranholte; die unverdaulichsten Sachen bekamen ihr, sie mimmelte so lange, bis sie sie klein hatte. Das Ueberallmithin war eine Pönitenz, da uns doch ums Verheirathen und nicht um das Sehenswerthe zu thun war. Was gingen uns die Klamotten an, die Schliemann ausgegraben hat? Meine Köchinnen haben mir schon mehr zusammengeschmissen, als die paar Scherben. In die Ruhmeshalle mußte sie, in die Bibliothek, ins Bildermuseum, und wovon sie sonst etwas gehört oder gelesen hatte, bis es uns zu viel ward und wir nicht mehr mochten, denn welcher Berliner besieht sich jene Sachen öfter, als höchstens alle Jahr einmal, und dann auch noch nicht? Als sie in das egyptische Museum wollte, erklärte Onkel Fritz, es wäre geschlossen, da die Mumien gerade gefüttert würden. So kamen wir glücklich darum.

Wohl war es ersichtlich, wie ihr Berlin von Tag zu Tag besser gefiel, aber die Verstocktheit wollte nicht weichen, ja sie bestimmte bereits den Tag der Abreise, ohne daß wir einen Schritt weiter gekommen waren. Sie kannte aber Onkel Fritz schlecht. —

An dem vorletzten Nachmittage fuhren wir nach Potsdam. Es war heiß und schwül und über den Gewässern schwebte ein leichter flimmernder Dunst und kurz bevor wir Schloß Babelsberg erreicht hatten, grollte der Donner und zuckten die Blitze am Himmel, der sich mit rasender Schnelligkeit umdüsterte. — Der Wind kam auf und sauste durch die Kronen der Bäume. Es werde ein schweres Gewitter, sagte der Kastellan und ließ uns in die Vorhalle des Schlosses treten. Er hatte richtig prophezeiht, denn nicht lange währte es, da fielen Blitz und Schlag zugleich und der Regen prasselte in Strömen herab. Es war Nacht am Tage geworden, und mit der Nacht war die Furcht über uns gekommen, zumal über die Großmutter. Sie steckte die Finger in die Ohren, um das furchtbare Krachen nicht zu hören, und schloß die Augen, um die entsetzlichen Strahlen nicht zu sehen; deshalb gewahrte sie auch nicht, wie in der Tiefe der Halle eine bleiche bange Mädchengestalt sich schutzsuchend an einen unerschrocken dastehenden Mann schmiegte, der sie mit starken Armen umfing. Und wenn der Himmel in Feuer auflohte und die düstere Halle mit schneeweißem Glanz erfüllte, sah ich glückseliges Lächeln auf den Zügen des Mannes. Es waren Onkel Fritz und Erika.

Als das Unwetter nachließ, besahen wir unter der Führung des Kastellans das Schloß Babelsberg. Wir durften das Arbeitszimmer des Kaisers betreten und sein Schlafgemach, Nicht Sammt und Seide noch goldener Schmuck prunken in diesem Raum. Nur ein schmales Feldbett dient dem Kaiser zum nächtlichen Ruhelager, aber es ist, als hielte Hohes und Heiliges seine Schwingen darüber ausgebreitet, das Ehrfurcht gebietet.

Auch den Spazierstock zeigte uns der Kastellan, den sich der Kaiser im Jahre 1884 selbst aus einer Staude des Parkes schnitt. Den nimmt er am liebsten, wenn er am frühen Morgen durch die schattigen Laubgänge wandelt. Dann kommen alle kleinen Vögel von nah und fern zu ihm geflogen und sagen dem Kaiser gar Vielerlei, was sonst Niemand erfährt. Wer weise und gerecht ist, versteht auch die Sprache der Vögel, dem ist nichts zu gering auf Erden. —

Es hatte sich aufgeklärt. Dem Unwetter war fröhlicher

Sonnenschein gefolgt, wie dem Kriege der Friede, und Wald, Gewässer und Fluren lagen in ihrer ganzen Pracht vor unseren Blicken.

Wir mußten weiter. Wir kamen an dem Park des Marmorpalais vorbei, wo Prinz Wilhelm mit seiner Gemahlin Viktoria aus dem meerumschlungenen Schleswig-Holstein wohnt. Wir sahen in der Ferne Kinder spielen, es waren die Urenkel des Kaisers, die süßen Knospen am Hohenzollernstamme. Als Bismarcks Geburtstag war, haben die Eltern mit ihren Kindern eine Eiche gepflanzt, ganz allein. Mit ihren Schubkarrchen und Schaufelchen haben die Kleinen geholfen und als der Baum gepflanzt war, netzten sie das Erdreich mit klarem Wasser. Wenn die Knaben Männer sind, wird der Eichbaum ihnen Schatten spenden. —

In Sanssouci machte die Großmutter Augen, sie kann auch lange suchen, ehe sie Aehnliches wiederfindet. Wenn man beim Obelisken eintritt und durch den breiten Waldweg mit seinen Marmorgöttern und -Göttinnen die große Fontaine erblickt, so macht das einen stets von Neuem bezaubernden Eindruck. Und dann das Schloß oben auf der Terrasse. Dort lebte der alte Fritz und dort starb er. Die Uhr stand still, als sein Herz ausschlug, und so steht sie noch. Dies war der Großmutter ungemein interessant, sie fragte dem Aufseher die Seele aus dem Leibe und war nicht aus der Stelle zu bringen. Zuletzt wollte sie auch noch die Küche sehen, in der gekocht worden war. Für das Weltgeschichtliche hatte sie keinen Sinn. Und dabei nicht gelitten, daß Erika sich nur einen Schritt von ihr entfernte.

Freilich hatte sie in Sanssouci Unerwartetes gesehen, noch größer wurden ihr aber die Augen in Charlottenhof. Da rankten die Rosen fast bis zum Dache des griechischen Hauses hinauf und die Lilien öffneten die weißen Kelche, um im Verein mit ihnen zu duften. Und weiter hin leuchtete es von rothen Rosen, hellen und dunklen, eine schöner als die andere. War es ein Wunder, daß Onkel Fritz und Erika in den Rosengarten hinein gingen und daß er seine weiße Rose an sich zog und ohne die Großmutter zu fragen herzhaft küßte? Daran war nun nichts mehr zu ändern. — „Können Sie immer noch bockbeinig sein?" fragte ich.

Hatte das Gewitter sie mürbe gemacht oder dachte sie daran, daß auch ihr Leben einmal eine Rosenzeit gehabt, von der nur noch die kratzigsten Dornen nachgeblieben waren? Sie schwieg. Ich aber winkte den Beiden, und als sie vor uns standen, verabreichte ich der Großmutter einen angemessenen Aufmunterungspuff in den Rücken. Da sagte sie „Ja!" —

Beim Weitergehen besprachen wir Aelteren das Praktische und weil ich dafür war, daß die Hochzeit bald sein sollte, gab es neue Kämpfe. „Mein Bruder hat lange genug gewartet," entschied ich, „in wenigen Wochen wird geheirathet. Nicht wahr, Fritz?" — „Je eher, je lieber," sagte der. Die Großmutter maulte, das wäre gegen die Konvenienz. — „Schadet nichts," sagte ich. — „Man ist obligirt, die Dehors zu achten," sagte sie. — „Lassen Sie das Bremmeln man sein," sagte ich, „abgemacht ist abgemacht." — „Ist nicht," sagte sie. — „Ist doch!" sagte ich. — Fritzens und Erikas wegen gab ich nach, aber ohne die Beiden wäre es zwischen mir und der Alten noch zu Buh und Bah gekommen.

Plötzlich blieb Erika stehen, da in der Nähe Schüsse fielen und Salve auf Salve knatterte. — „Was ist das?" fragte sie bestürzt. „Die Soldaten exercieren im Feuer," antwortete Fritz. — „Wozu das?" fragte sie weiter. — „Den Herd und das Haus zu schützen, wo Du walten wirst, mein Lieb," sagte er freundlich, „damit kein Feind die Rosen und Lilien unserer Heimath zertritt." — Sie blickte zu ihm auf. „Was wäre ich ohne Dich?" sprach sie leise. —

Am Abend war Verlobungsfeier. Fritz war unsäglich ausgelassen und steckte sogar die Großmutter mit seiner Lustigkeit an, mit der er dreimal Brüderschaft trank, so daß sie öfter mit ihm anstieß, als ihr gut war. Sie mußte am nächsten Tage bis Mittag im Bette bleiben und lebte wegen zu sehrer Kopfschmerzen nur von Natron und Juliushaller. Als ich Onkel Fritz hierüber Vorwürfe machte, sagte er äußerst trocken: „Wilhelm, ich kann mir nicht helfen, es ist hart, aber gerecht. Warum hat sie sich nicht besser an geistige Getränke gewöhnt?"

❦ ❦

Wie es Allen geht.

Franz und Fritz werden von Tage zu Tage niedlicher, und obgleich sie schon prachtvoll getauft werden könnten, will der Doktor damit warten, bis Onkel Fritz von der Hochzeitsreise zurück ist, der die Pathenstelle bei dem Jüngsten übernehmen soll, während mein Karl den Aeltesten halten wird.

Emmi ist nicht mehr allein, wenn ihr Mann auf die Praxis geht, und vermißt ihn an den Donnerstagen nicht, wenn er seine Freunde aufsucht. Man kann ja auch nicht leugnen, daß das Skatspiel etwas Magnetisches hat, indem es anzieht und festhält. Wenn wir des Abends bei Doktors sind und Emmi und Betti im Sopha sitzend handarbeiten, wozu Franz und Fritz zwiefache Veranlassung geben, spielen mein Mann, der Doktor und ich eine Partie, wobei es nur unangenehm ist, wenn einer von den Zwillingen zu quarren anfängt. Sowie es kaum heißt: „Franz schreit oder Fritz weint," dann rennt mein Schwiegersohn nach dem Schlafzimmer. Hätte er Wiegen angeschafft, würden diese Störungen, wenn auch nicht in Wegfall kommen, so doch bedeutend abgekürzt werden können und man brauchte nicht mit drei Mätzchen und Eckern-Aß viermal besetzt neben Schellen-Aß und Zehne wie eine Sphinx giepern, ob man das Spiel gewinnt oder ob es herumgeht. Nachher weiß natürlich Niemand, wer geben soll und der Streit ist da.

Im Winter, wenn Alle beisammen sind, werde ich Skatabende bei uns arrangiren. Da Dr. Paber bereits zugesagt hat und der Polizeilieutenant, als hochgebildeter Mann, ein sehr guter Skatspieler ist, haben wir nicht zu befürchten, daß es an Kräften fehlt, zumal sicher auf Onkel Fritz gerechnet werden kann und im Nothfall Herr Kleines heran muß, dem Umgang in der Familie außerdem nur Vortheil bringt. —

Onkel Fritzen's Hochzeitsfrack wird bereits gebaut, er zählt schon die Tage bis zu seiner Abreise nach Lingen, von wo aus er dann sogleich mit seiner jungen Frau an den Rhein zu gehen beabsichtigt. Meine Begleitung und die meines Karls lehnte er ab, aus Furcht, zu viel verwandtschaftliche Rührstimmung würde der Hochzeit einen thranigen Anstrich verleihen, und weil er sie recht fidel haben will, geht

sein Freund Theodor Mann als Trauzeuge mit, der neben dem Ernst nie den Scherz vernachlässigt und durch seine Kunst in Gesang und Spiel die Freude als froh begrüßten Gast einführt, wohin er kommt. Als er mir die Idee mittheilte, zwei bis drei trinkende Mitglieder von seinem Singverein ‚Keuchhusten‘ einzuladen und zwar die geaichtesten, konnte ich nicht umhin zu fragen: „Fritz, was sollen die in Lingen?“ „Blos zum Vergnügen der Einwohner,“ sagte er. — Ich warnte: „Du kennst doch den Charakter der Großmutter.“ — „'ne alte tüchtige Charybdis,“ lachte er, „schwelgt in Wasser, das ist gesund für Kinder, schadet den Großen auch nicht und schmeckt immerzu schön.“ — „Also!“ — „Wie Du meinst.“ — „Ich meine, Erika würde auch kein Amusement davon haben.“ — Da ließ er's. — —

Bei Weigelts hatte sich Manches geändert. Die Thorheit, auf das Vermögen der neuen Verwandtschaft hin Schulden zu machen, um mehr zu scheinen als wirklich zu sein, hat sich bitter gerächt. Mit Emils jähem Tod stürzten nicht nur die Luftschlösser ein, die sie für die Zukunft erträumten, sondern mit Entsetzen gewahrten sie den Abgrund, an den sie gelangt waren, seitdem sie statt vor die Füße in die Wolken sahen.

Aber Auguste verlor den Muth nicht, Sie fing wieder an Federblumen zu machen und war froh, die alte Kundschaft wieder zu erlangen; ihrem Manne legte sie das Politisiren gründlichst und zwar mehr durch ihr Beispiel in unermüdlichem Fleiße, als durch Reden. Zum Glück war Herr Weigelt noch nicht ganz vernagelt, sondern konnte wieder in die Reihe gebracht werden. Da der alte Bergfeldt nicht mehr fähig war, in seinen freien Abendstunden die Bücher von Handwerkern und kleinen Geschäftsleuten zu führen, veranlaßte Auguste ihren Mann, an des Alten Stelle zu treten und den Verdienst mit ihm zu theilen. Als Weigelt nicht mehr mit den politischen Verbrechern zusammenkam, schämte er sich nach und nach seiner Leichtgläubigkeit und schien zu begreifen, daß er zum Regieren doch wohl zu dämlich sei. —

Die Bergfeldten hat sich auf das Zimmervermiethen verlegt, aber sie traf es bis jetzt unglücklich mit ihren Chambergarnisten. Der Erste brannte mit seinen Habseligkeiten durch

und ließ sie mit dem letzten Monat sitzen, wobei noch verschiedene Auslagen und ein baar geliehener Thaler waren. Bei dem nunmehrigen Zweiten vermuthet sie Aehnliches, und hat deshalb eine Strippe durch das Schlüsselloch gezogen und das eine Ende an dem Koffer des jungen Mannes befestigt. Nachts bindet sie das andere Ende um ihr Handgelenk, damit sie sofort aufwacht, wenn er heimlich rücken will. Zum Oktober ziehen sie nach der Dorotheenstadt in die Universitätsgegend, wo es sich besser vermiethet, weil dort die Studenten wohnen, in deren empfängliche Herzen die Professoren den Samen der Wissenschaft versenken, der dann Morgens und Abends mit Bier begossen werden muß, damit er aufgeht. Ich wollte ihr schon Herrn Kleines rekommandiren, aber mir fiel noch rechtzeitig ein, daß er und die Bergfeldten doch wohl nicht zu einander paßten. Herr Kleines befindet sich in alter Weise. Herr Pfeiffer ist auch nicht solider geworden. —

Als ich neulich bei Augusten ging, fand ich sie in Trauer gekleidet eifrig bei der Arbeit, sie fabrizirte jedoch keine Blumen, sondern stückte einen ganz merkwürdigen Stoff zusammen. „Was wird denn das, wenn's fertig ist?" fragte ich. — „Ein Kittelchen für den Jungen." — „Aber sage blos, was ist das für komisches Zeug, so appart gestreift, wie ich nie gesehen habe?" — Sie wurde roth. „Warum soll ich Ihnen es verheimlichen," sagte sie darauf, „es sind die Ueberzüge von den blauseidenen Regenschirmen, die uns der Geldverleiher aufhalste. Die Dinger waren so faltenstreifig, daß man nicht damit unter Menschen gehen konnte. — Nun hab ich ja, was ich wünschte," fügte sie traurig lächelnd hinzu, „nun können meine Kleinen in Seide gehen."

„Es werden bessere Zeiten kommen," sagte ich ermuthigend. — „Wir wollen es hoffen," entgegnete Auguste. „Aber sie kommen nicht von selbst. Darum habe ich mein altes Zauberwort wieder in Gebrauch genommen: ‚dalli, dalli' von früh bis spät, und wenn wir einige Jahre ärmer leben, als wie wir wirklich sind, kommen wir aus allen Verlegenheiten heraus. Ach, Frau Buchholz, wie gerne wollte ich darben, lebte nur mein armer Bruder noch." — Sie weinte. — „Du mußt vergessen," sagte ich. — „Nie, erwiderte sie, „er war zu

gut." — „Du hast Deine Kinder, denen mußt Du ganz gehören."

„Ich will sie zur Arbeit und zur Zufriedenheit erziehen," sprach Auguste, „Alles andere ist eitel; wir haben es erfahren." Und emsig, als gälte es Versäumtes wieder einzubringen, führte sie die Nadel.

Plötzlich hielt sie inne und lauschte. „Da ist Vater," sagte sie und eilte dem alten Bergfeldt entgegen, der langsam stolpernd die Treppe heraufkam. Er war ganz weiß geworden und greisenhaft. „Wo ist Emil?" fragte er, nachdem er mich theilnahmlos begrüßt hatte.

Auguste ging und holte den kleinen Franz. „Bist Du da, mein Emil?" schmeichelte der Alte mit dem Kinde und der Junge kletterte auf seinen Schoß. — „Er kann sich immer noch nicht besinnen," flüsterte Auguste mir zu, „und hält unsern Franz für meinen Bruder. Wir stören ihn auch nicht darin." Sie hatte dem Alten Kaffee warm gestellt, da er immer so um diese Zeit kam, um mit dem Kleinen zu spielen.

Er reichte ihm die Tasse mit zitternder Hand und ließ ihn trinken. „Schmeckt's, Emil?" fragte er. — „Famos!" antwortete der Junge. Das war auch Emils Lieblingswort in dem Alter gewesen.

Franz brachte, nachdem das Trinken erledigt worden war, seine Schätze herbei, allerlei zerbrochenen Kram, aber der Großvater kannte die einzelnen Stücke ebenso gut bei Namen, wie der Junge. Sie hatten einen Puppenbalg ohne Kopf, das war die Prinzessin Vallera, und ein einzelner nachgebliebener Kegel war Kanonier Puffschnute, die wohnten zusammen in einem Kasten, der mir merkwürdig bekannt vorkam. Und richtig war es das Orgelchen. — „Ist denn die Musike schon alle?" fragte ich. — „Die hat nicht lange vorgehalten," war die Antwort, „sie konnte das viele Inwendigbesehen nicht vertragen. Ich bin froh, daß das Quieken ein Ende hat, es erinnerte mich zu herbe an meinen Hochmuth. Zum Aufbewahren von Spielsachen ist das Dings aber ganz gut zu gebrauchen."

Wenn man den kleinen Knippkieler genau betrachtete, schien es, als wenn er etwas Aehnlichkeit mit Emil hätte, namentlich wenn er ganz Lust und Leben war, aber doch nicht

so viel, daß er verwechselt werden konnte, wie es der alte Bergfeldt that.

Auf Augustens Bitte, die Beiden unbeachtet zu lassen, da sie sich dann am wohlsten befänden, ging ich um so lieber ein, als mir immer klarer wurde, daß der Alte wieder ein Kind geworden war. Als der Junge allmählich lauter und unbändiger ward, rief Auguste ihn, um das Kittelchen anzupassen. Es saß gut, aber trotzdem sah der Kleine aus wie ein blaues Zebra. Das genirte den aber nicht; er stolzierte auf und ab und sang dazu:

Bildung macht uns frei,
Schlägt die Thüren ein.

„Was singt das Kind sich da zurecht?“ fragte ich. — „Das alte dumme Lied hat er von meinem Manne, als der noch Politik trieb; es soll heißen: ‚Bildung macht uns frei, schlägt die Tyrannei‘ . . . . Willst Du gleich aufhören!“ — Der Alte rief den Kleinen zu sich und ich brach auf. „Verliere nur den Muth nicht,“ sagte ich beim Abschied zu Augusten. Sie antwortete: „Ich hoffe und vertraue.“ — —

Da Krauses mit Erika verwandt sind, so kann man es ja nicht ändern, daß sie uns auch etwas näher rücken, aber bis wie weit, da werde ich schon den Grenzpfahl einschlagen.

Der Eduard scheint sich zu bessern, seitdem er vom Gymnasium ist und nicht mehr mit den verstorbenen Sprachen gepiesackt wird. Das Studiren ist auch am Ende nicht Jedermanns Sache, was Viele erst einsehen, wenn sie mitten drin sind und es nicht mehr geht, ein anderes Geschäft von vorne anzufangen, weil sie theils zu herangewachsen, theils zu verwöhnt sind. Dann verkrüppeln sie wie Herr Weigelt, und was sie vorstellen, ist nichts Halbes und nichts Ganzes.

Will Eduard Seemann werden, so ist das immer verständiger, als mit sich und der Welt zu zerfallen, weil Einer nur widerstrebend das Amt verwaltet, an das er sich gezwungen heranstudirte. Aber andere Berufe sind ja in den seltensten Fällen fein genug; es soll heut zu Tage gleich Alles wie mit dem Luftballon hochgehen.

Herr Krause übt einen größeren Einfluß auf den Jungen

aus als sonst und sagte mir, daß, wenn Eduard so bei bliebe, er sich der Hoffnung hingeben dürfte, einen brauchbaren Menschen aus ihm zu erziehen. Uns kann das wegen der Verwandtschaft nur angenehm sein, und wenn er auch mal an den Säulen war, so will ich kein Aufhebens weiter davon machen, denn man hat kennen gelernt, wie leicht Jemand aus dem verborgensten Dasein an die Oeffentlichkeit gezogen und in Anklage versetzt werden kann.

Was jedoch vorgefallen ist, warum Eduard den von der Mutter anerzogenen Ungehorsam aufgiebt, das kann hierorts Niemand recht herauskriegen, weil der alte Krause sich gründlichst darüber ausschweigt. Als ich die Krausen fragte, was Eduard eigentlich in Hamburg ausgefressen hätte, erzählte sie mir eine Räubergeschichte, die sie vielleicht selbst schon glaubt, aber doch nicht anderen Leuten zumuthen sollte. Das Kind hätte so gerne das Weltmeer sehen wollen, sagte sie, und als es in Hamburg gewesen sei, hätte der Käpitän von wahrscheinlich einem Sklavenschiff Eduard zwei Tage im Zwischendeck festgehalten, um ihn mit nach der Südsee zu nehmen. Ihr Mann hätte ihn aber noch rechtzeitig aufgefunden. — „Das war ein großes Glück," sagte ich, „denn wenn das Schiff bereits unterwegs gewesen wäre, hätte Herr Krause am Ende hinterher schwimmen müssen."

Na, das Gesicht, das sie machte. — —

Onkel Fritz hat seine Wohnung soweit ausgestattet, wie vorläufig hinreichend ist. Manches fehlte allerdings noch, als er mich zur Begutachtung holte, aber er sagte, daß er sich darauf freue, mit seiner jungen Frau nach und nach anzuschaffen, was nöthig sei. Ich konnte ihm nur recht geben, denn mein Karl und ich mußten uns auch anfangs nach der Decke strecken.

Dem entsprechend richteten wir denn unser Hochzeitsgeschenk ein, vor allen Dingen kein Alfenide oder Plattirtes, sondern Gediegenes. Der Doktor hat sich angegriffen und eine Pendule abgeladen, Betti stickte ein Rückenkissen und der Gesangverein ‚Keuchhusten', der Fritzens Bedürfnisse kennt, schickte am Abend vor seiner Abreise nach Lingen eine Punschbowle mit zwei Dutzend Gläsern. Ein Dutzend zum Gebrauch, das zweite zur Reserve. Ich gab ihm noch eine große Tute

Bonbons und Süßigkeiten für Erikas jüngere Geschwister mit, daß die armen Würmer doch nicht ganz versauern. — „Fritz,“ sagte ich, „schreibe recht bald, wie es abgelaufen ist.“ — „Wenn ich Zeit habe und mit heiler Haut davongekommen bin.“ — „Sei nur nett gegen die Großmutter.“ — „Mit der bin ich ja Du und Du.“ —

Der Zug setzte sich in Bewegung. Ich wollte ihm noch nachrufen: „Fahre dem Glück entgegen, Du guter Junge,“ aber er war schon zu weit weg.

So war Onkel Fritz nun nach Lingen gereist, und da wir seinen Hochzeitstag nicht ungefeiert vorübergehen lassen wollten, schlug ich vor, das schöne Wetter zu benutzen und einen Ausflug zu unternehmen. „Was meinst Du,“ fragte ich Betti, „wenn wir Tegel einmal wieder unsicher machten?“ — „Tegel?“ entgegnete sie mit eigenthümlicher Betonung. „Gewiß, wenn Du es gerne willst.“ —

Ob ich aber wollte. Schon längst hatten mein Karl und ich einen Plan gefaßt, der sollte nun zur Ausführung gelangen. Dieser Plan war meine Idee, mein Karl sorgte für die Ausführung auf die Minute. —

Es war am Nachmittag. Wir hatten uns im Wald gelagert, von wo aus wir den See überblicken konnten, und da ich früher schon die Absicht hatte, hier einmal ein Picknick zu veranstalten, fehlte der Kober mit leiblichen Genüssen nicht. Betti war ziemlich einsilbig, sie mochte wohl daran denken, wie froh wir einst an denselben Orten gewesen waren, die wir heute wiedersahen.

Mein Mann litt auch an Wortkargheit, er wußte, was sich in der nächsten Viertelstunde ereignen würde, und war über den Ausgang wohl nicht ganz sicher. Ich dagegen hegte keinerlei Zweifel, hätte ich sonst gerade Tegel gewählt? An die Vergangenheit sollte die Gegenwart geknüpft werden, was dazwischen lag, war ein Wintertag. Wo sind Frost und Schnee, wenn der Weißdorn wieder blüht? — Vergessen!

Mein Karl zog wiederholt die Uhr und spähte auf den See, auch ich sah, wie ein Boot vom andern Ufer abstieß, das geradewegs auf den Waldsaum zulenkte, wo wir uns befanden. „Sollten die zu uns wollen?“ fragte ich, als wüßte ich von nichts. — „Ich vermuthe,“ sagte mein Karl, und

räusperte sich. „Ihr wißt," fuhr er fort, „daß ich gerne einen Kompagnon hätte, das Geschäft erfordert vermehrte Kraft." — Das Boot kam näher. — „Ich habe Jemand gefunden, der mein ganzes Vertrauen besitzt, aber ich möchte auch, daß er Euch zusagt." Hierbei sah er Betti an. „Von Eurem Urtheil will ich meine Wahl abhängig machen. Darum bat ich ihn, heute herauszukommen. Dort ist er."

Das Boot rauschte heran, kräftig gerudert, und nun schoß es fest auf den Strand. Betti war aufgesprungen und stand unbeweglich, sie hatte die Männer im Boote erkannt, Felix und Max, die beiden Freunde.

Raschen elastischen Schrittes eilte Herr Felix auf Betti zu und streckte ihr beide Hände entgegen, und sie gab ihm wie im Traume die ihrigen. — „Also doch ‚Buchholz und Sohn'," sagte ich leise zu meinem Karl. Er lächelte nur. —

Als wir durch den Wald zurückgingen, das Brautpaar voran, dann mein Karl mit dem Kober und Herr Max und ich als Nachhut, fragte ich ihn: „Sind Sie nun zufrieden?" — „Ja," antwortete er, „von ganzem Herzen, mein Freund ist glücklich." — „Und Sie haben verdient, es auch zu werden; ich will Ihnen helfen, eine rechte, reizende Braut zu suchen."

„Zu liebenswürdig," entgegnete er, „aber leider kommt Ihr Anerbieten zu spät, ich habe schon eine."

„Na, aber über Ihnen aber auch!" scherzte ich lachend. „Vergessen Sie nur nicht, daß die Buchholzen darauf brennt, sie kennen zu lernen. — — — —

Als die Verlobung bekannt gemacht worden war, kamen sie Alle gratuliren. Die Polizeilieutenanten zeigte sich sehr erstaunt und meinte, da Herr Felix Schmidt Kompagnon würde, sei es wohl eine Vernunftehe, die sie eingingen. — Ich äußerte, Vernunft wäre allerdings dabei.

Von Wichmann kam ein gereimter Wunsch, worüber wir uns sehr amüsirten, weil er ganz dösig war. Er schreibt jetzt Kritiken über alles Mögliche, namentlich über ihm unverständliche Dinge und soll schon einen ziemlichen Schrecken um sich verbreiten.

Auch Amanda Kulecke trat an. „Kind, bist Du beneidenswerth," sagte sie zu Betti. „Du bekommst den Mann, den

Du liebst. So sehen glückliche Bräute aus wie Du. Und schmuck ist er, daß muß man ihm lassen." Betti umarmte sie.

„Es wird Zeit, daß die Söhne des Landes sich nach mir umsehen," fing Amanda wieder an. „Neulich war allerdings Einer da, aber der gefiel mir nicht, ich kann keine kleine Leute leiden, und einen Weißkohlkopf hatte er dazu." — Man wußte nicht, ob sie ernst genommen werden wollte, oder ob sie sich selbst verhonečkte, aber soviel ist sicher, einen von den vielen abgeblaßten Modejünglingen von heute kann sie im steifen Arm verhungern lassen. Für ihr wirklich vortreffliches Herz ist sie zu groß gerathen. Schade um das Mädchen. — — —

Nach einigen Tagen traf der erste Brief von Onkel Fritz aus Rüdesheim ein. „Er ist verrückt geworden," rief ich, „Karl, lies diesen Unsinn." — „Lieber Wilhelm," lautete das Schreiben. „Wir sind am Rhein. Er ist bedeutend größer, als die Spree. Ob das Wasser darin naß ist, habe ich noch nicht probiert. Gestern setzte ich Erika oben auf den Loreleifelsen, wo sie auf einem goldenen Kamme blies, ich mit dem Bädecker unterm Arm, hörte im kleinen Schifflein zu. Dies Bild war von so mächtiger Wirkung, daß sämmtliche Dampfschiffe anhielten, und die Passage versperrten, bis berittene Schutzleute in den Rhein sprengten und sie auseinander jagten. Wilhelm, komme her, wir wiederholen den Zauber und Du spielst die Begleitung auf der Ziehharmonika dazu.

Onkel Fritz."

Er muß einen Sonnenstich gekriegt haben," rief ich. — „Karl, wie wird Dir dabei zu Sinne?" — „Auf der anderen Seite steht auch noch etwas," sagte er kopfschüttelnd. — „Lies es, Karl, ich bin fast ängstlich, so toll hat er es noch nie getrieben." — Mein Mann las: „Liebe Frau Buchholz. Können Sie es nicht möglich machen, zwei überglückliche Menschenkinder hier am Rhein zu besuchen, die Ihnen für Ihre Liebe danken möchten, indem Sie Ihnen immer wieder sagen, wie unaussprechlich glücklich sie sind? Wir gedenken Ihrer täglich; wie viel hält Fritz von Ihnen, wie werde ich Sie liebgewinnen. Kommen Sie, kommen sie! Wie ist doch die Erde schön. Warum sind Sie nicht bei uns?

Ihre Erika."

„Weißt Du," sagte ich zu meinem Karl, „wenn Fritz mir seine Zuneigung ausdrücken will, macht er es umgekehrt wie die Apotheker mit den Pillen, das Süße nach Innen, und das Bittere nach Außen. Aber so viel sehe ich, wenn jemals zwei Menschen eine Hochzeitsreise machten, wie sie sich gehört, dann sind es Fritz und Erika." —

Ich konnte nicht abkommen. Betti's Einrichtung zum Herbst muß besorgt werden, die Zwillinge nehmen Zeit in Anspruch, und wenn man fort ist, weiß man aus Erfahrung, geht Alles drüber und drunter. Wir werden die Hochzeit im kleinen Kreise begehen; Betti wünscht es so. —

Dann ist das Haus wieder leer und groß, wie damals, als wir einzogen. Die Kinder sind fort, wir hören ihre Schritte nicht mehr, nicht mehr den Ton ihrer Stimme, sie sind ausgeflogen, wie die jungen Vögel aus dem Neste. Es ist einsam geworden, und wir sind wieder allein, mein Karl und ich, allein, wie in der ersten Zeit. Da war mein Brautkranz grün; wenn der Flieder wieder im Garten blüht, trag ich den Silberkranz.

Ende.

unterliegt nach wie vor dem steten Stimmungswechsel zwischen der innigen Liebe zu ihrem Karl und dem Aerger, welchen ihr Welt und Menschen verursachen. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß durch dieses Buch mehr als durch die frühern neben dem Humor ein elegischer, rührsamer Zug hindurchgeht. Eine Reihe von Erscheinungen, die Verhältnisse der Bergfeldten, das Eheglück Onkel Fritzens mit seiner Erika tragen ein Gepräge sehr ernster, weihevoller Art, wie denn auch das Buch mit einem feierlichen Moll-Accord abschließt. Wir wollen damit durchaus nicht etwa sagen, daß Julius Stinde den Humor verloren habe, im Gegentheil finden wir, daß er feinen Humor in höhere, ideale Regionen überleitet und uns zeigt, welch tiefer Lebensernst, welche sittliche Bedeutung in all diesen Verhältnissen, die wir durch Frau Buchholz kennen gelernt haben, liegt. War schon seinen frühern Werken gegenüber der Einwand nicht stichhaltig, als handle es sich nur um Berliner Spaßmacherei, so macht ihn Stinde in seinem letzten Buche ganz zu nichte. Er zeigt, daß es ihm um mehr zu thun war als um einen Lach-Erfolg, daß er dem Typus des berlinischen und auch des deutschen Mittelstandes ein Denkmal setzen wollte, das wohl mit allerlei neckischen Koboldhen verziert ist, dessen Mittelpunkt aber der den Blick nach oben wendende Genius der Liebe bildet. Die deutschen Frauen des Mittelstandes dürfen stolz darauf sein, in Frau Wilhelmine Buchholz ihre typische Vertretung gefunden zu haben. Was ist ihnen gedient mit einer Verhimmelung in empfindsamer oder pathetischer Weise, die jeder Witzbold oder jeder bärbeißige Menschenfeind in ein Zerrbild wandeln kann? Stinde zeigt uns die deutsche Hausfrau sowohl wie den deutschen Mann als Gestalten, die, weil sie menschlisch sind, allerlei Schwächen an sich haben, Schwächen, die, harmlos genug, daß man über sie lächeln kann, überragt werden von jener Bravheit und Herzensgüte, welche dem deutschen Hause, der deutschen Familie zur höchsten Zierde gereichen. Es wäre ja recht gut, wenn Frau Wilhelmine Buchholz ihre Schwächen nicht hätte, und unsere deutschen Frauen an ihr lernen könnten, was abzugewöhnen wäre; vor allem aber mögen diejenigen, welche deutsche Frauen werden wollen, das Gute von der Buchholzen lernen, dann wird es allerwegen so trefflich um unser deutsches Haus stehen, daß wir die Schwächen mit in den Kauf nehmen können. Aus der Literatur verschwindet nunmehr die Frau Wilhelmine Buchholz, im Leben möge sie immerfort gedeihen! 's ist ein guter Schlag, dessen wir Deutsche uns nicht zu schämen brauchen.

Der „Hamburgische Correspondent" schreibt: „Durch die „Familie Buchholz" hat Stinde mit einem Schlage den Platz erobert, den er heute unbestritten einnimmt, als volksthümlichster zeitgenössischer Schriftsteller Deutschlands. Wodurch und mit welchen Mitteln, fast möchte man sagen, mit welchen Zaubermitteln haben nun Stinde und seine Buchholzens die Gunst von Millionen errungen? Das ist die angesichts des verzeichneten Erfolges sehr naheliegende Frage, die allerdings der Prüfung werth erscheint.

Ist die mustergültige Zeichnung des Berliner Volkslebens an

sich von so „actuellem Interesse", nicht nur für den Berliner selbst, dessen Freude an seinem gelungenen Portrait selbstverständlich ist, sondern auch für Nord- und Süddeutschland, für Oesterreich und die Schweiz, für England und Frankreich, kurz für die ganze außerhalb Berlins stehende Leserwelt, daß diese dem Werke die gleichen warmen Sympathien widmen müssen?

Diese Frage möchte ich rundweg verneinen. Stinde hat aber nicht nur Sprache und Gehaben, die gesellschaftlichen Formen des Berliner Bürgerthums gezeichnet, sondern er ist in die tiefsten Schachte des Innenlebens eingedrungen, hat Herz und Gemüth seiner Berliner erforscht und das Resultat seiner Prüfungen, die Höhen und Tiefen des menschlichen Empfindens mit der Miene des lachenden Philosophen, mit dem schalkhaftem Witz des harmlosen Humoristen, aber, wo es noth thut, auch mit dem sittlichen Ernst des Lehrers und Erziehers blosgelegt. Und hierin dürfte der Schlüssel zu dem Geheimniß des großartigen Erfolges der „Buchholzens" zu finden sein. Denn wenn man das Studium eines Volkes nicht auf die oberflächlichen und lokalen Erscheinungen beschränkt, sondern mit verständnißvollem Auge so tief einzudringen vermag, wie Stinde es gethan, so gelangt man, wie er, nicht blos zur Schaffung einer Lokalfigur, sondern eines Universaltypus, nicht blos zur Ergründung des Berliner, sondern des menschlichen Charakters —.

In der That, es ist ein kostbarer Schatz an urwüchsigem Humor und liebenswürdiger Belehrung, an treuer Charakteristik des Berliner Bürgerthums, wie es leibt und lebt, und an kernig vorgetragener Lebensphilosophie in Stindes Werk aufgespeichert. Mit Glück und Geschick ist auch allenthalben die Klippe der Trivialität umschifft, so nahe diese Gefahr lag gerade bei dem Eindringen in Kreise und Verhältnisse, in welchen nicht immer der gute Ton vorherrscht, bei der Schilderung der volksthümlichen Triebe und Instinkte, die bei einer minder feinsinnigen als der Stindeschen Darstellung nur zu leicht Flachheiten und Abgeschmacktheiten zu Tage zu fördern geeignet sind. Eine durchaus reine, ja vornehme Atmosphäre durchweht das Werk, unbeschadet der zuweilen scharfkantigen, ja derben Realistik einzelner Abschnitte. Neben Humor und Satire kommt auch der echte, tiefe Gemüthston zur Geltung und stellenweise zu ergreifender Wirkung."

Die „Elberfelder Zeitung" schreibt: „Das ist wieder der ganze Stinde, der köstliche, von Frische und tollstem Humor strotzende Erzähler. Von Kapitel zu Kapitel werden wir in glücklichste Stimmung geführt und nicht selten zu hellem Lachen gereizt. Die philosophischen Betrachtungen sind nicht mit Geld zu bezahlen, die Mannigfaltigkeit überbietet die früheren Bände. Das läßt sich nicht schildern und erzählen. Man muß eben lesen, lesen und — lachen. Auf, ihr Griesgrämer, wollt ihr ein Universal-Heilmittel, greift nach dem köstlichen Buche und lacht und schüttelt euch gesund. Es giebt keine bessere Medizin! Du glücklicher Schriftsteller!"

Frau Buchholz im Orient.

Urtheile über dieses nicht nur unterhaltende, sondern auch in hohem Grade belehrende Werk:

Das **Leipziger Tageblatt** schreibt:

Frau Wilhelmine Buchholz lässt wieder einmal von sich hören, endlich wieder einmal nach viel zu langem Schweigen und wird damit ihren unzählbaren Freunden die freudigste Ueberraschung bereiten, eine Ueberraschung aber auch, wenn schon minder freudiger Art, jenen Nörglern und Krittlern, die da meinten, sie thäte am besten, endlich zu schweigen, sie wisse des Neuen und des Interessanten nichts mehr zu sagen. Nun, die unverwüstlich Lebensfrohe beweist ihnen jetzt in schlagendster Weise das Gegentheil, sie ist noch lange nicht gewillt, sich „rüstig und munter, wie sie ist, in Watte wickeln und in den Schubkasten legen zu lassen“. Ja sie besitzt noch Muth und Willensstärke genug, sich mit ihrem Karl in die Gefahren einer Weltreise zu stürzen und beweist sich hier so empfänglich für eine Ueberfülle von grossartigen Eindrücken, wie nur der jüngsten eine, und noch immer so originell in der Wiedergabe Dessen, was Herz und Sinn ihr erfüllt, wie wir sie von Anbeginn kennen und lieben lernten. In Etwas freilich macht sich auch bei ihr der Einfluss des Alters bemerklich, und hier tritt ein neuer Zug in dem prächtigen Charakterbilde hervor, der psychologisch vollkommen begründet ist und dem künstlerischen Feingefühl des Autors ein glänzendes Zeugniss ausstellt: Frau Wilhelmine ist ein wenig ruhiger geworden, die Weisheit des Alters hat sie Duldsamkeit gegen die Schwächen Anderer gelehrt, es kommt sogar vor, dass sie ihrem Karl das letzte Wort lässt, nur allzu arg darf er es freilich nicht treiben. Im Grossen und Ganzen aber bewahrt sie sich doch mehr als früher einen philosophischen Gleichmuth der Unzulänglichkeit aller irdischen Wesenheit gegenüber und weiss sich mit desto grösserer Innigkeit dem zauberischen Walten einer göttlichen Natur hinzugeben. Dieses packt sie bis ins Mark, und so tief, wie sie seine unvergleichliche Schönheit, seine überwältigende Herrlichkeit empfindet, so eindringlich, so anschaulich weiss sie es zu schildern. Die scharfen Contraste zwischen ihren heimathlichen Gebräuchen und jenen, welche auf diesem fremden Boden ihr Recht beanspruchen, die nicht minder scharf contrastirenden Erscheinungen, welche diese Fremde in sich selbst zeigt: üppig wuchernder Ueberfluss und dürrester Mangel; all' die gluthreiche Farbenpracht des Orients, die märchenhaften Bilder, die sein Volksleben bietet — alles dieses leuchtet uns in festen Zügen aus ihrer Schilderung entgegen, und über dem Ganzen weht ein Hauch von Poesie, der uns im ersten Augenblick bei der Wilhelmine frappirt, sie uns aber dann nur noch liebwerther macht. Deswegen verleugnet sie aber keineswegs den eigentlichen Kern ihrer originellen Natur, sie verblüfft noch heute durch ihre drastische, stets den Nagel auf den Kopf treffende Aus-

drucksweise und ihren sich täglich vermehrenden Schatz von Wortbildungen. So weiss sie alle mühsam erlernten Fremdwörter sofort in das geliebte Berlinisch zu übertragen, und dabei bleibe ernsthaft, wer kann. Aber immer wieder müssen wir darauf zurückkommen bei alle diesen übermüthigen Allotrias, trotzdem der Leser gezwungen wird, die fremden Städte, Völker und Sitten mit den lachenden Augen der Buchholzen anzusehen, so erblickt er doch überall ein mit hingebendem Fleisse und vollstem künstlerischem Verständniss ausgeführtes, durchaus zuverlässiges Bild, denn es sind helle, klare Augen, die hier geschaut haben, und ein gesunder, kerniger Sinn, der das Erschaute gefasst hat, der bei seiner Vorliebe für den ausgelassensten Humor doch inniges Verständniss für die Schönheit der Natur und treueste Liebe zum Vaterlande hegt, die sich mitten in den überwältigenden Eindrücken der Fremde doch immer machtvoll äussert. Wie rührend mischen sich hier die Klagen um das trauererfüllte Kaiserhaus mit den Freudetönen über die Herrlichkeit der weiten Gotteswelt. Und so dürfen wir denn mit vollem Recht auch diese „Buchholziade" den anderen als vollkommen ebenbürtig, ja ihnen in poetischer Auffassung wohl noch überlegen, einreihen.

Die **Kölner Nachrichten** schreiben:

Wir machen den Zug über das Mittelmeer, berühren Alexandrien, das Delta, Kairo, die Pyramiden, den Nil, das gelobte Land, Konstantinopel und dann geht's heimwärts. Allerorten bietet sich Frau Buchholz Gelegenheit, über Welt und Menschen drastische Bemerkungen zu machen, man muss sich fragen, wo alle die originellen Gedanken herkommen. In dem Buche treten eine Menge Persönlichkeiten auf, die alle mehr oder minder Zeugniss geben von dem vortrefflichen Charakteristiker Stinde; in wenigen Zügen sind Menschen aller Art so prächtig gezeichnet, dass sie leibhaftig vor uns stehen und ihr Denken und Treiben uns wie Altbekanntes erscheint. Das Buch ist ein rechter Sorgenbrecher. Die grosse Behaglichkeit, mit der es geschrieben ist, theilt sich dem Leser unmittelbar mit, und innerlich müssen wir uns freuen, dass das Leben, so voller Sorge und Mühe, so köstliche Seiten bietet, wenn man nur den Humor der Frau Buchholz hätte, um sie stets herauszufinden. Tausenden wird die neue Gabe wieder heiteren Gewinn bringen, welche Empfänglichkeit für das Komische im Leben haben. Den anderen, welche die Nase darüber rümpfen, kann man mit Egmont zurufen: „Wenn Ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran!?"

Auch dieses Buch gewinnt, wie die übrigen Buchholzbände, an Reiz bei wiederholtem Lesen; der reiche Inhalt, die gedrungene Schilderung führen zu neuen Entdeckungen und erhöhtem Genusse, so oft man darin liest.

Die Verlagsbuchhandlung
Freund & Jeckel.

Urtheile über „die Familie Buchholz".

Die „Weserzeitung" schreibt: Der rührige Verlag von Freund & Jeckel, dem die lesende Welt schon so manche vergnügte Stunde dankt, hat sich durch die Herausgabe der „Familie Buchholz" ein neues Verdienst erworben . . . Die angebliche Briefschreiberin, Frau Wilhelmine Buchholz, erzählt mit entzückender Offenheit, was ihr, den Mitgliedern ihrer Familie und ihrem kleinen Bekanntenkreis begegnet; sie ist eine Frau, die so recht eigentlich dem guten Kern der eingeborenen Bürgerlichen Berlins angehört . . . Die Darstellung trifft das Berliner Lokalkolorit vorzüglich. Und das ist ein großes Verdienst; denn wer sich nicht in die fast bilderlosen und nur durch ihre „zermanschten" Dialektlaute ein eigenes Gepräge erhaltenden oberdeutschen Mundarten verliebt hat, muß an dem kernigen und witzigen Berlinismus seine helle Freude haben. Welch' ein anschauliches Bild ist z. B. „Drahtkommode" für ein altes Klavier oder „plemperiges Verhältniß" für eine armselige Liebschaft.

Jenes Verdienst ist aber bei weitem nicht das einzige des Stindeschen Buchs. Ein nicht minder großes ist die ganz vorzügliche Charakterzeichnung. „Frau Buchholzen ihr Herz" liegt vor dem Leser wie ein aufgeschlagenes Buch. Die Person lebt vom Scheitel bis zur Zehe. Ihre Besorgniß, daß ihr selbst oder einem der Ihrigen zu nahe getreten werden könnte, die schonungslose Kritik, die sie an ihren Freundinnen und deren Kindern ausübt, der mütterliche Stolz, der sie beseelt, die unwillkürliche Selbstironisirung, mit der sie ihre Erlebnisse und Empfindungen zeitweise darlegt, das ächt Frauenhafte, dem ersten Impuls zu folgen, Alles das ist so wiedergegeben, daß die Kritik unbedingt ihr „meisterhaft" sagen darf. Wie jeden ihre aufrichtige Liebe zu Mann und Kindern, ihre hausmütterliche Sorgsamkeit und eine immer durchbrechende werkthätige Menschenliebe und herzliche Gutmüthigkeit mit den kleinen Schwächen der Buchholzen versöhnen wird, so, meine ich, müßte auch der dem Berlinischen Wesen noch so fremd und vornehm-nichtachtend Gegenüberstehende mit dem Berliner Ton des Stindeschen Buchs versöhnt werden durch den liebenswürdigen Humor, der das ganze Buch durchzieht. Und dabei mangelt es nicht an feinen Schilderungen, die den besten derartigen unserer Literatur nicht nachstehen. — Es kommt vielleicht selten vor, daß einem so anspruchslos auftretenden Buche eine so eingehende lobende Besprechung gewidmet wird. Wer sich aber überzeugen will, wie verdient das Lob ist, der lese das ganze Buch, das die deutsche Frau da aufsucht, wo sie am tüchtigsten und liebenswerthesten ist: in ihrer Familie.

(Königsberger Hartungsche Zeitung.) Die Bilderreihe aus dem Leben unserer lieben Haupt- und Residenzstadt Berlin, welches Julius Stinde unter dem Titel „Die Familie Buchholz" hat erscheinen lassen, gehört zu dem Amüsantesten der schriftstellerischen Genremalerei, was man lesen kann. Die Berliner Kleinbürgerin, wie sie leibt und lebt, hat der treffliche Humorist in Frau Wilhelmine Buchholz zu einem Typus ausgeprägt, dem die Popularität und

eine kleine Spanne Unsterblichkeit sicher ist. Wollte man sie mit all ihren Schwächen und Tugenden im vollen Glanze ihrer unwillkürlichen Komik charakterisiren, so würde man das reizende Buch ausschreiben und einen Raub an dem Vergnügen des Lesers begehen müssen, den wir mit vorstehenden Zeilen aufs Geflissentlichste neugierig gemacht haben wollen.

In der Sonntagsbeilage der „National-Zeitung“ schreibt Herr Alexander Meyer: Die Figur der Wilhelmine Buchholz ist direkt derjenigen des Inspektor Bräsig zur Seite zu stellen. Beide sind nicht absonderliche Menschen, die uns durch ihre Originalität zum Lachen bringen, sondern der Typus einer weit verbreiteten Menschenklasse. Jeder Kommißinspektor in den Landen Mecklenburg und Vorpommern hat ein Stückchen vom Bräsig in sich; keiner unter uns ist, der nicht wiederholt mit Bräsig schon gesprochen hätte, ohne seine Bedeutung zu entdecken. Er hat auf uns in der Wirklichkeit entweder gar keinen Eindruck hervorgebracht oder wir haben ihn gar langweilig, abgeschmackt und zudringlich gefunden. Er muß mit dem Auge eines Poeten betrachtet werden, um liebenswürdig und erfrischend zu erscheinen. Auf dem Bilde entzückt uns häufig eine Landschaft, durch die wir höchst gleichgültig hindurchgehen würden, wenn wir sie irgendwo träfen. Die Kunst wäre ja das überflüssigste Ding auf der Welt, wenn Jedermann die Fähigkeit hätte, den Dingen auf den Grund zu sehen.

Wie Bräsig ist auch Wilhelmine Buchholz die Vertreterin einer zahlreichen Klasse; es giebt in Berlin Niemand, der sie nicht schon gesehen, gesprochen hat; aber vielleicht auch wenige, die ihr die schuldige Aufmerksamkeit gewidmet haben. Vor einer Reihe von Jahren machte eine Muhme von ihr viel von sich reden, jene Geheimräthin, die eines Tages die Bemerkung machte, es hätte sich ja nun herausgestellt, daß es mit Humboldten reene jar nischt gewesen sei. Wilhelmine Buchholz ist eine Berliner Frau, die nicht ohne Menschenverstand und Mutterwitz ist, der aber niemals im Leben der Gedanke gekommen ist, es könne ein Anderer besser urtheilen als sie, es gebe Dinge, für die sie kein Verständniß habe. — — — —

Wilhelmine Buchholz ist Berlinerin durch und durch; sie schreibt orthographisch richtig und die Unterscheidung zwischen mir und mich beherrscht sie mit voller Sicherheit. Gleichwohl spricht und schreibt sie den Berliner Dialekt, denn ihre syntaxis ornata, ihre Logik ist Berlinisch. Wie der Verfasser, der kein Berliner von Geburt ist, diese Berliner Sprechweise so von Grund aus hat studiren können, hat für mich etwas Ueberraschendes.

Wilhelmine Buchholz ist früher mit der Bergfeldt intim befreundet gewesen; die beiderseitigen Kinder waren sogar miteinander verlobt. Später ging das Verlöbniß, dann auch die Freundschaft zurück und allmälig bildete sich bittere Abneigung aus. In dieser Lage notirt Wilhelmine, sie wolle mit Bergfeldts überhaupt nichts mehr zu thun haben: „Bergfeldtens waren eine Verirrung.“ Sie

will sagen: „Es war von uns eine Verirrung, daß wir jemals mit Bergfeldts umgegangen sind." Statt dessen wird das Prädikat „Verirrung" direkt auf das Subjekt „Bergfeldts" bezogen. Und solche Züge finden sich auf jeder Seite.

Wilhelmine Buchholz ist nicht die erhabenste, aber auch nicht die schlimmste ihres Geschlechts. Es ist wahr, sie hat eine sehr starke Sucht, zu medisiren, und ist nicht ohne Anlage zum Neid, aber zur rechten Zeit bricht ein gutes Herz doch immer wieder durch. Sie besucht Auguste Weigelt, ehrlich gestanden, zu dem Zwecke, um sich über die Poverteh, die dort herrschen muß, zu mokiren, wie sie aber die Entdeckung gemacht hat, daß in der armen Hütte innige Liebe herrscht, ist sie wie verwandelt und ihren Lippen entströmen Töne der Rührung, die einer gewissen Zartheit nicht entbehren. Und wo es eine Noth zu lindern, einem Unglück abzuhelfen gilt, hat sie sofort nicht allein das Herz, sondern auch die Hand an der richtigen Stelle. Die böse Zunge rührt sich eigentlich nur, wenn die Hand müßig ruhen muß. Sie ist eine ausgezeichnete Hausfrau; sowie sie eine fremde Häuslichkeit betritt, sieht sie sofort durch allen äußern Schimmer hindurch, ob alles ist, wie es sein sollte. Keine Gelegenheit ist so fremdartig, daß ihr nicht urplötzlich ein nützliches Küchenrezept oder eine Anweisung, die Wäsche zu stärken, von den Lippen fließen könnte, und ich glaube, keine praktische deutsche Hausfrau wird das Buch lesen, ohne den Kreis ihrer hauswirthschaftlichen Kenntnisse zu erweitern.

„Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" schrieb: Wirklich vorzüglicher Humor, echtes Gold, nicht Talmiarbeit, wie sie neuerdings so oft unter der Bezeichnung humoristisch vorgelegt wird, „Die Familie Buchholz". Schriftstellernde Frauen suchen sich oft genug, aber selten mit Glück, in die Seele des Mannes zu versetzen. Hier aber hat ein Mann — Julius Stinde — mit der Leuchte urwüchsigen Humors die geheimsten Winkel des Frauenherzens heiter erhellt. —

Karl Frenzel sagt in der „National-Zeitung": Liebhabern humoristischer Lektüre sei Julius Stindes Büchlein: „Die Familie Buchholz" empfohlen. Eine Fülle ergötzlicher Geschichten, Beschreibungen und Betrachtungen aus dem Alltagsleben des bürgerlichen Mittelstandes. Den literarischen Horizont der auftretenden Figuren bildet die „Gartenlaube" und das Wallner-Theater; in gesellschaftlicher Beziehung ist die „gute Stube", deren Polstermöbel nur an Festtagen von ihren Leinwandbezügen befreit werden, charakteristisch für sie. Der Verfasser hat nicht nur das rechte Auge, sondern auch eine Art gemüthlicher Verwandtschaft für das Treiben, Dichten und Trachten und weiß es durch seinen frischen und anheimelnden Humor zu verklären. Der Realismus seiner Schilderungen, der doch nie in die gemeine Natürlichkeit der Dinge fällt, und der leichte Fluß, die Ungezwungenheit seines witzigen Vortrags wirken gleich erfreulich und anziehend.

Hans Herrig schreibt u. a. in dem „Deutschen Tageblatt“: — — — Uebrigens steht nicht nur die Titelheldin in voller Lebendigkeit vor uns, auch die Nebenpersonen sind von Fleisch und Blut, und es steckt mehr Kunst und Charakteristik in diesen hingeworfenen Erzählungen, als in manchem hochtrabenden Werke unserer zünftigen Romanschreiber. Daneben auch, was ebenso wichtig ist, Gemüth. In der Verbindung des Komischen und Gemüthvollen erinnert unser Stinde bisweilen an Dickens.

M — e, der Literarhistoriker des „Leipziger Tageblattes“ schreibt: „Wilhelmine Buchholz“, in den weitesten Kreisen schon vortheilhaft bekannt durch ihre prächtigen Briefe aus Italien, hat wieder einmal zur Feder gegriffen, um in ihrer naturwüchsigen Weise von den mancherlei kleinen und großen Leiden und Freuden ihres Familienlebens Bericht abzustatten. — — — — — — — — — — — — — — — — eine stattliche Anzahl von Briefen, bei deren Lektüre man thatsächlich nicht weiß, was mehr zu bewundern ist, das Geschick, mit dem hier der Gedankengang, die Ausdrucksweise der einfachen Frau aus dem Kleinbürgerthum mit der herkömmlichen Halbbildnng nachgeahmt ist, oder der scharfe Blick, den der Verfasser für die tausenderlei Kleinigkeiten hat, welche das im Großen und Ganzen ruhig dahinfließende Leben einer Familie ausfüllen. Nicht nur als die kurzweilige Unterhaltung einiger müßiger Stunden ist dieses Buch zu betrachten, bei allem herzerfrischenden Humor birgt es einen tiefernsten Hintergrund, es ist ein Sittenspiegel unserer Zeit, wie er treffender kaum gedacht werden kann. Freilich hat das Werk nichts mit jenen sogenannten Sittenbildern gemein, die Tugend und Laster immer gleich en masse schildern und leider häufig durch allzugetreue Detailmalerei eher schädigend als fördernd wirken. — — — —

Die „Times“ schreibt: Dr. Stinde's sketches of Berlin life under the title of „The Buchholz Family“ are very entertaining. Thong some of the humor of the original necessarily evaporates by translation, there is yet enough left to stamp these sketches as excellent and amusing. The middleclass life of Berlin has found an interpreter, who writes with photographic accuracy. Taking for his ground work a typical family in the German capital, he touches with a facile pen upon its multifarious relations to the Creator, the world, the State and society. The sketches are as graphic in ither way as those of Dickens. —

Ferner schreibt „The literary World“: This is a capital book, formed upon a plan, which is conceived with much ingenuity and worked out with great ability and success. —

Die „Gazette de Lausanne“ schreibt: Le triomphe de Mr. Stinde c'est de camper tout bonnement devant nous, avec une objectivité parfaite, sa bourgeoisie de Berlin, et de la laisser parler. — Vous vous amuserez beaucoup, si j'en crois mon propre plaisir, en la compagnie de ces Berlinois peints par eux-mêmes.

In demselben Verlage erschien früher und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Buchholzens in Italien.

Reise-Abenteuer von

Wilhelmine Buchholz.

Herausgegeben von

Julius Stinde.

Fünfzigste Auflage, elegant geheftet 3 Mark.

Urtheile:

Dies ist wieder ein echt berlinisches Buch, wie es deren leider viel zu wenig giebt: „Buchholzens in Italien. Reiseabenteuer von Wilhelmine Buchholz", d. h. von Julius Stinde. Ein so reizendes, liebenswürdiges Buch, daß wir überzeugt sind, es wird den Berlinern manchen Freund hinzuerwerben. Stinde ist der Verfasser der bekannten Briefe von Wilhelmine Buchholz. — — — — Wäre er ein Franzose und schriebe seine Briefe für den Figaro, so würde ihn ganz Deutschland kennen — so aber handelt sich's ja nur um ein Stück deutschen, zumal Berliner Lebens, und Berlin ist nun einmal nicht beliebt bei den anderen Großstädten des Deutschen Reichs. — (Mag. f. d. Literatur d. In- u. Auslandes.)

Seit Fritz Reuter ist kaum ein literarisches Erzeugniß von gleich gesunden, wirksamen Humors bei uns erschienen, wie diese prächtigen, packenden, unwiderstehlichen und unwiderleglichen Reise-Erinnerungen der Frau Buchholz — — — — Jedenfalls ist das Buch unglaublich amüsant. — (Monatsschr. f. d. Beamte.)

Es ist wahrhaft erfrischend, anstatt der ewigen vorschriftsmäßigen Begeisterung und Bewunderung auch einmal die Stimme von Wilhelmine Buchholzens gesundem Menschenverstand zu vernehmen und ihre Ansichten über Gemälde, Statuen, Volk, Kunst und Natur zu hören. Und da Herr Julius Stinde ihr manchmal zu Hülfe kommt, so ist auch an Stellen von wirklichem poetischen Werthe in dem Buche kein Mangel. Besonders erfreulich erscheint die warme nationale Begeisterung, welche einen der Grundzüge dieses Buches bildet. (Daheim.)

Es ist dies ein Buch voll köstlichen, urgesunden Humors und dabei so reich an warmer Empfindung, daß es uns nach all dem Wust von Pessimismus, von weltschmerzlich angehauchten Phrasen, an denen unsere heutige Literatur so überreich, anmuthete wie erfrischender Morgenthau nach schwüler Sommernacht. — Wie viel Reisebücher über Italien sind wohl schon erschienen und wie wenige davon wohl vollständig und aufmerksam gelesen, der beschreibende Ton wird leicht zu einem trockenen, und dessen wird nicht nur Mephisto bald satt — dieses Buch aber liest man von Anfang bis Ende mit ungetheiltem Interesse. Köstliche Schilderungen von Land und Leuten geben uns ein anschauliches Bild von all den Herrlichkeiten, deren jeder Deutsche wohl einmal sehnsüchtigen Herzens gedenkt; in

uns regt sich warmes Mitempfinden, lesen wir von den überreichen Gaben, mit denen die Natur die dortige Erde verschwenderich überschüttet, von dem übermüthig frohen Völkchen Neapels, das keine Sorgen kennt, nicht ans Morgen denkt und sich nicht ums Gestern kümmert, von Rom, das in seiner Verquickung des Alterthümlichen und Modernen so eigenthümlich und trotz seiner halbversunkenen Herrlichkeit doch wieder so überwältigend wirkt. Und dazwischen hinein müssen wir wieder hell auflachen, lesen wir, wie sich alle diese Eindrücke in dem berlinisirten Gemüth der Frau Wilhelmine Buchholz wiederspiegeln, wie die gute Dame Alles vom Standpunkte der modernen Großstädterin aus beurtheilt oder wie sie uns zu imponiren sucht mit dem zwerchfellerschütternden Kunstverständniß, zu dem sie allmälig gelangt — wer andererseits wird aber nicht ihre Meisterschaft anerkennen müssen, mit wenig Strichen wiederzugeben, was an erschauter Herrlichkeit übermächtig sie ergriffen: Sie tritt in die Peterskirche und ist anfänglich enttäuscht, sie hatte sich Alles größer gedacht, aber . . . . . . „Wie mein Karl nun an den Engel herantrat, sah ich plötzlich, wie klein mein Karl und wie furchtbar groß der Engel war, den ich für ein Figürchen gehalten. Mit einem Male war es mir, als wenn die Kirche immer größer und ich immer kleiner wurde. Der Athem verging mir und es überkam mich wie Furcht. Ich mußte weinen —." Aber dann, gleichsam noch unter Thränen lächelnd, tritt uns wieder der harmlose, unverfrorene Humor der allezeit mundbereiten Berlinerin entgegen. Und so ist das Buch in seiner rechten Mischung von schalkhaftem Uebermuth und ernsthafter Begeisterung ein wahres kleines Meisterstück, das wir unseren Lesern auf das Wärmste empfehlen können.

(Leipziger Tageblatt.)

Bei dem Mangel an humoristischen Erscheinungen der modernen deutschen Litteratur ist das neueste Werk von Julius Stinde, „Buchholzens in Italien", um so höher zu schätzen, als dasselbe nicht nur eine gute humoristische Schöpfung ist, sondern ohne jedes Vorbild dasteht. Freunden einer geistreichen und kurzweiligen Lektüre sei diese Publikation des beliebten Autors eindringlich empfohlen, sie werden sowohl an den drastischen Abenteuern der Berliner in Italien, als an den köstlichen Arabesken von Humor und Satire, welche die Rundreise durch das classische Land in drolligster Weise umschlingen, großen Genuß finden.

(Hamburger Fremdenblatt.)

Julius Stinde gehört zu einer Gattung von Humoristen, die heutzutage nur noch wenige Vertreter aufweisen kann, er erheitert, ohne zu verletzen, und sein Humor sprudelt aus natürlicher Quelle, ohne daß Druckwerk und Röhren angesetzt zu werden brauchen. Sein Humor hat nichts Geschraubtes, nichts Gekünsteltes, nichts von der widerwärtigen Art jener professionsmäßigen Witzmacher, welche sich zwar in Positur setzen und pathetisch erklären: „Jetzt werde ich einmal einen Witz machen!" um nachher keinen zu machen. Grade das Ueberraschende, das Unvorhergesehene ist ein untrügliches Kennzeichen des echten Humoristen ꝛc. ꝛc. (Post.)

sagen, welcher der äusserst kurz und bündig gehaltenen Novellen man den Vorzug geben kann — der „Tante Juliane“, der „dummen Frau“, dem „Bruder Johannes“, „Bello“ oder „Prinzess Goldhaar“ oder der längsten von allen: „Dreimal zehn Jahre“.

(**Wilhelm Röseler im „Berliner Fremdenblatt“.**)

Wer nur den Humoristen Julius Stinde kennt, der sei auf die „Waldnovellen“ aufmerksam gemacht, in denen der beliebte Schriftsteller sich als feinfühliger Novellist offenbart, der in entzückender Form poetische Perlen deutscher Prosa darbietet, welche sich dem Besten anschliessen, was unsere moderne Literatur auf diesem Gebiete aufzuweisen hat.

Die Verlagshandlung
Freund & Jeckel.

Im Verlage von **Freund & Jeckel** ist erschienen:

Die Opfer der Wissenschaft.

Von

Julius Stinde.

Neue billige Ausgabe 2 Mark.

Man muß diese tragischen und zugleich so lustigen wissenschaftlichen Opfergeschichten im Detail kennen gelernt haben, um ihren ganzen Werth und Reiz nach Gehalt und Form zu ermessen. Die konsequente Durchführung des einmal angeschlagenen Tones im ganzen Großen wie in jedem Satz und Einzelausspruch, diese Parodirung des besonderen modernen Pariser Größenpathos erscheint mir eben so vorzüglich gelungen, wie die wissenschaftliche Satire. Weil der Verfasser mit seinem Gegenstande und dem ganzen wissenschaftlichen Apparat und Rüstzeug so genau vertraut ist, vermag er den Spott auf die überkühnen Adlerflüge der allermodernsten materialistischen Naturkunde, der Darwin-Häckelschen Descendenzlehre, und an die Konsequenzen dieser Theorien so ernsthaft, sachgemäß und treffend zu betreiben, vermag er die neuesten Errungenschaften und Träume der Chemiker, Elektriker, Spektralanalytiker, Entdecker und Erfindergrößen mit dieser köstlichen Sicherheit, mit diesem gelehrten Aplomb und dieser Wirkung zu seinen humoristischen Zwecken zu verwerthen, ihren Ernst und ihre Extravaganzen zu parodiren.

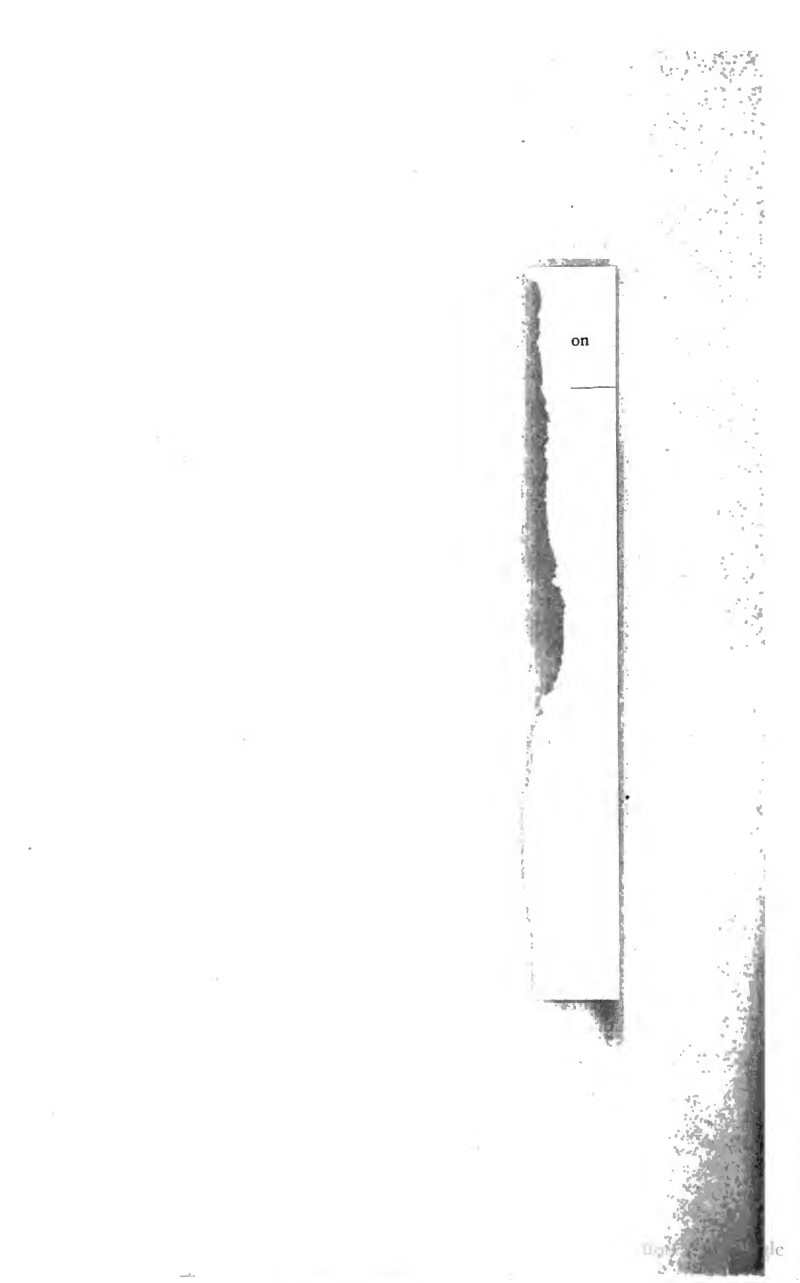
(**Schlesische Zeitung.**)

Das Buch ist eine der beißendsten und geistvollsten Satiren auf die Ueberhebung unserer modernen Naturphilosophen und die immer bedenklicher grassirende Halbbildung, welche sich als „populäre Wissenschaft“ aufzubauschen liebt. Seinem Zweck und Ziele nach ernst, gehört es durch Form seiner Darstellung zu dem Unterhaltendsten, was die neueste Zeit hervorgebracht.

(**Kladderadatsch.**)

Die Ueberhebung der Naturphilosophie ist nie mit genialerem Spott gegeißelt worden und wird auch nie mit glänzenderem Witz bekämpft werden können, als es in diesen „drei Büchern aus dem Leben des Professor Desens“ geschieht. Den „erkannten“ Naturphilosophen ist nur zu rathen, das Buch gleichfalls zu loben, da dies das einzige Mittel für sie sein wird, mit blauem Auge davonzukommen. (**Berliner Wespen.**)






Stanford University Libraries
3 6105 019 823 934